Geschichte

der

Französischen Revolution.

Von M. A. Thiers.

Nach der achtzehnten Original-Ausgabe

übersetzt

von

A. Walthner.

Sechster Band.

Neue Auflage.

Mannheim.
Verlag von J. Bensheimer.

1852.

Erstes Kapitel.

Concentrirung der Truppen um Paris. Aenderungen im Ministerium. — Vorbereitungen der Opposition und der Clychysten gegen das Direktorium. Kampf des Conseils mit dem Direktorium. — Entwurf des Gesetzes über die Nationalgarde. — Gesetz geg n die politischen Gesellschaften. — Fest der Armee von Italien. Politische Manifestationen. Augereau wird an die Spitze der bewaffneten Macht von Paris gestellt. — Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser. — Conferenzen zu Lille mit England. — Beschwerden des Conseils wegen des Marsches der Truppen. — Energische Erwiederung des Direktoriums. — Spaltungen der Oppositionspartei. — Einfluß der Frau von Staël; fruchtloser Versöhnungsversuch. Antwort des Conseils auf die Botschaft des Direktoriums. — Entscheidender Plan des Direktoriums gegen die Majorität der Conseils. — Staatsstreich vom 18. Fructidor. Ueberfall der beiden Conseils durch die bewaffnete Macht. Deportirung von 53 Deputirten, zwei Direktoren und anderer Bürger. — Verschiedene revolutionäre Gesetze treten wieder in Kraft. — Folgen dieser Umwälzung.

Die Nachricht der Ankunft der Jäger Richepanse's, die näheren Details ihres Marsches und ihrer Absichten, gelangten am 28. Messidor, demselben Tage wo der Ministerwechsel stattgefunden hatte, zum Minister Petiét. Petiét, benachrichtigte Carnot davon und in dem Augenblick, wo die Deputirten zahlreich herbeigeeilt waren, um

ihrem Grolle gegen die Majorität des Direktoriums Luft zu machen, und den in Ungnade gefallenen Ministern ihr Bedauern auszudrücken, erfuhren sie gleichzeitig den Marsch der Truppen. Carnot sagte, das Direktorium hätte seines Wissens keinen Befehl dazu erlassen, vielleicht hätten die andern drei Direktoren einen besondern Entschluß hierüber gefaßt; jedenfalls müßte derselbe in dem geheimen Register verzeichnet sein; er wolle sich davon überzeugen, man sollte jedoch nicht das Ereigniß zur öffentlichen Kenntniß bringen, bevor er nicht erforscht hätte, ob deßhalb Befehle ergangen seien oder nicht. Aber man war allzusehr aufgebracht, um Maaß und Ziel zu halten.

Die Entlassung der Minister, die Ernennung Hoche's an der Stelle Petiét's ließen über die Absichten des Direktoriums keinen Zweifel übrig. Man erklärte, daß das Direktorium augenscheinlich die Unverletzlichkeit der Conseils antasten, einen neuen 31. Mai hervorrufen und die der Verfassung treuen Deputirten proscribiren wolle. Man versammelte sich bei Tronçon-Ducoudray, einem der einflußreichen Mitglieder des Rathes der Alten. Die Clichysten hatten nach der Weise aller Ultra's, mit Vergnügen gesehen, wie die Gemäßigten, d. h. die Constitutionellen in ihren Hoffnungen getäuscht und in ihrem Plane ein Ministerium nach ihren Ansichten zu schaffen gescheitert waren. Sie betrachteten dieselben, als von Barras betrogen und freuten sich über das Gelingen dieses Betrugs. Indeß erschien ihnen die Gefahr ernstlich, als sie die Truppen herannahen sahen. Ihre beiden Generale Pichegru und Willot, von den Berathungen bei Tronçon-Ducoudray in Kenntniß gesetzt, begaben sich ebenfalls dorthin, obgleich die Versammlung aus Individuen bestand, die nicht alle die gleiche politische Richtung verfolgten. Pichegru hatte noch kein wirksames Mittel zur Hand, seine einzige Hülfsquelle lag in den Leidenschaften der Parteien, und er mußte bei deren

Ausbruch gegenwärtig sein; sei es nun, um thätig mitzuwirken oder nur zu beobachten. In dieser Versammlung befanden sich Portalis, Tronçon-Ducoudray, Lacuée, Dumas, Siméon, Doulcet-Pontècoulant, Thibaudeau, Villaret-Joyeuse, Willot und Pichegru. Man ereiferte sich, wie es ganz in der Sache lag, sehr lebhaft, man sprach von den Projecten des Direktoriums, man citirte Aeußerungen Rewbell's, Larévellière's und Barras, die einen gefaßten Entschluß anzeigten, und man schloß aus dem Ministerwechsel und dem Marsch der Truppen, daß dieser Entschluß ein Staatsstreich gegen den gesetzgebenden Körper wäre. Man schlug die gewaltsamsten Schritte vor, wie die Suspension des Direktoriums, die Versetzung desselben im Anklagestand, ja selbst die Erklärung desselben außer dem Gesetze. Aber um alle diese Beschlüsse auszuführen, bedurfte man einer bewaffneten Gewalt, und Thibaudeau der nicht die allgemeine Exaltation theilte, fragte, woher man dieselbe nehmen wolle. Man antwortete ihm, man hätte die 1200 Grenadiere des gesetzgebenden Körpers, einen Theil des 21sten Dragoner-Regimentes, das Malo commandirte, und die Pariser Nationalgarde. In Erwartung von deren Reorganisirung, könnte man einstweilen in jedes Arrondissement einen Zug Dragoner senden, welche die Bürger, die sich im Vendémiaire bewaffnet hatten, um sich versammeln sollten. Man sprach viel, ohne zum gegenseitigen Verständniß zu gelangen, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man keine reellen Mittel in Händen hat. Pichegru, kalt und verschlossen wie immer, machte über die Unzulänglichkeit und Gefährlichkeit der vorgeschlagenen Mittel einige Bemerkungen, deren Ruhe zu dem allgemeinen Ungestüme nicht wenig kontrastirte. Man trennte sich und kehrte zu Carnot und den in Ungnade gefallenen Ministern zurück. Carnot mißbilligte alle gegen das Direktorium

vorgeschlagenen Plane. Man versammelte sich ein zweites Mal bei Tronçon-Ducoudray, aber Willot und Pichegru wohnten dieser Zusammenkunft nicht mehr bei. Man erhitzte sich abermals, sprach viele hochtrabende Worte, aber da man es nicht wagte, zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, so endete man damit, sich hinter der Verfassung zu verschanzen. Man kam darin überein, das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, und die schnelle Organisation der Nationalgarden zu verlangen.

Zu Clichy deklamirte man, wie überall, und erzweckte darum nicht mehr, denn wenn auch die Leidenschaften heftiger waren, so waren doch die Mittel, sie zu befriedigen, nicht größer. Man bedauerte hauptsächlich, daß die Polizei Cochon genommen worden war, und kam auf eines der Lieblingsprojekte dieser Faction zurück, nämlich die Polizei von Paris aus den Händen des Direktoriums zu reißen und sie dem gesetzgebenden Körper zu übertragen, indem man den Sinn eines Artikels der Verfassung zu verdrehen suchte. — Man beschloß zugleich die Leitung dieser Polizei Cochon zu übertragen; aber dieser Vorschlag war so gewagt, daß man nicht wagte, den Entwurf desselben zu machen. Man dachte endlich daran, an dem Alter von Barras Anstoß zu nehmen, da derselbe, wie man sagte, bei seiner Ernennung zum Direktor noch nicht 40 Jahr alt war, und die augenblickliche Organisation der Nationalgarde zu verlangen.

Am 30. Messidor (18. Juli) herrschte in der That im Rathe der Fünfhundert ein mächtiger Tumult. — Der Deputirte Delahaye zeigte das Herannahen der Truppen an, und verlangte, daß augenblicklich der Bericht über die Nationalgarde erstattet werde. — Man ereiferte sich über das Verfahren des Direktoriums, man schilderte mit Schrecken den Zustand von Paris, die Ankunft einer Menge bekannter Revolutionäre, die neue Bildung von Clubbs, und forderte, daß eine Discussion über die po-

litischen Gesellschaften eröffnet werden solle. Man entschied, daß der Bericht über die Nationalgarde den zweitfolgenden Tag erstattet und unmittelbar darauf die Discussion über die politischen Gesellschaften eröffnet werden sollte. — Diesen zweitfolgenden Tag erhielt man neue Nachrichten über den Marsch der Truppen, über deren Zahl und man wußte, daß zu La Ferté-Alais schon vier Cavallerie-Regimenter versammelt waren.

Pichegru erstattete den Bericht über die Nationalgarde. — Sein Entwurf war auf die hinterlistigste und treuloseste Weise abgefaßt. Alle Franzosen, die sich des Bürgerrechts erfreuten, sollten in die Listen der Nationalgarde eingetragen werden, aber nicht alle sollten den Effectivstand der Garde bilden. — Die den Dienst versehenden Nationalgarden sollten durch die Andern, d. h. durch die Masse gewählt werden. — Auf diese Weise wurde die Nationalgarde, wie die Conseils durch die Wahlversammlungen gebildet und das Resultat der Wahlen bewies hinlänglich, welcher Art diese Garde sein würde, die man durch dies Mittel bildete. — Sie sollte für jeden Bezirk aus einem Bataillon bestehen; in jedem Bataillon sollte eine Grenadier- und eine Jägercompagnie bestehen, wodurch die Elitecompagnien ersetzt und wieder hergestellt wurden, zu welchen sich die entschiedensten und entschlossensten Männer drängten, und deren sich die Parteien gewöhnlich zu Ausführung und Unterstützung ihrer Pläne bedienten. Man wollte augenblicklich über das Projekt abstimmen. — Der ungestüme Heinrich Larivière behauptete, daß alles einen 31. Mai ankündete. Gehen Sie doch, gehen Sie doch, riefen ihm einige Stimmen der Linken zu. Ja, erwiederte er, aber ich beruhige mich in dem Gedanken, daß wir den 2. Thermidor zählen und bald der neunte herannaht, ein für die Tyrannen verhängnißvoller Tag. Er wollte, man sollte augenblicklich über den Entwurf abstimmen, und dem Rath

der Alten eine Botschaft senden, um sie zu bewegen, ihre Sitzung zu verlängern und so abzustimmen, ehe sie fortgingen. Man bekämpfte diesen Vorschlag. — Thibaudeau, das Haupt der constitutionellen Partei, bemerkte mit Grund, daß ungeachtet alles Eifers, den man entfalten würde, die Nationalgarde doch nicht vor einem Monat organisirt sein würde; daß die Uebereilung bei Abstimmung eines wichtigen Planes demnach ganz erfolglos sei, um den gesetzgebenden Körper vor den ihn bedrohenden Gefahren zu schützen; die Repräsentanten der Nation müßten sich im Bewußtsein ihrer Rechte und ihrer Würde vertheidigen, und ihre Gewalt nicht in Mitteln suchen, die gegenwärtig ganz kraftlos seien. — Er schlug eine Vertagung der Discussion vor. — Man nahm die Vertagung der Prüfung des Entwurfs auf 24 Stunden an, dekretirte jedoch indeß augenblicklich den Grundsatz der Reorganisation. — In dem Augenblicke kam eine Botschaft vom Direktorium, welche über den Marsch der Truppen Erklärungen gab. Diese Botschaft sagte, daß die nach einer entfernten Richtung bestimmten Truppen nothwendig nahe bei Paris hätten vorbeimarschiren müssen, daß sie jedoch durch die Unachtsamkeit eines Kriegscommissairs die verfassungsmäßige Grenze überschritten hätten, der Irrthum dieses Beamten einzig und allein die Schuld dieser anscheinenden Constitutionsverletzung sei, die Truppen übrigens gleich die Weisung erhalten hätten, sich augenblicklich zurückzuziehen. — Man begnügte sich nicht mit dieser Erklärung, deklamirte von Neuem mit äußerster Heftigkeit und ernannte eine Commission, um diese Botschaft zu untersuchen und über den Zustand von Paris und den Marsch der Truppen Bericht zu erstatten. Den Tag darauf beschäftigte man sich mit der Diskussion des Entwurfs von Pichegru, und votirte einen Artikel desselben. — Dann beschäftigte man sich mit den Clubbs, welche sich aller Orten erneuten und eine abermalige

Vereinigung der jakobinischen Partei anzudeuten schienen. Man wollte sie um jeden Preis ganz vernichten, da die Gesetze, die sie beschränkten, stets umgangen wurden. Man dekretirte, daß in Zukunft keine politische Versammlung mehr erlaubt wäre. — So beging die Gesellschaft von Clichy gegen sich selbst eine Art Selbstmord und willigte ein, nicht mehr zu bestehen, wenn sie dadurch den constitutionellen Clubb und die sonstigen von allen Seiten sich bildenden Gesellschaften vernichten konnten. Die Häupter der Partei von Clichy hatten in der That diese tumultuarischen Versammlungen nicht nothwendig, um sich zu verständigen, und sie konnten dieselben immer zum Opfer bringen, ohne sich dadurch einer bedeutenden Hülfsquelle zu berauben. Willot erhob sich dann gegen Barras und zeigte an, daß er nicht das durch die Verfassung verlangte Alter gehabt, als er zum Direktor ernannt worden sei. — Durch Vorlegung der Kriegsregister erwies sich, daß dies nichts weiter als eine schlechte Chikane war. — Inzwischen waren neue Truppen zu Rheims angekommen, und man beunruhigte sich neuerdings. — Da das Direktorium die nämliche Erklärung gab, so erklärte man dieselbe ebenfalls ungenügend, und die bereits ernannte Commission blieb mit einer Untersuchung und einem Berichte beauftragt.

Hoche war in Paris angekommen, denn er mußte daselbst durchkommen, sei es, daß er sich nach Brest begab, oder, daß er einen Staatsstreich ausführen oder unterstützen sollte. Er stellte sich ohne Furcht dem Directorium vor, in der festen Ueberzeugung, daß er durch den Marsch seiner Divisionen die Befehle der Majorität desselben vollzogen. Aber Carnot, der eben Präsident war, suchte ihn einzuschüchtern, fragte ihn, kraft welchen Befehls er so gehandelt und drohte ihn in Anklagestand zu versetzen, weil er die verfassungsmäßigen Gränzen überschritten. Leider konnten Rewbell und Larevel-

lière, die von dem an Hoche ertheilten Befehle nicht unterrichtet waren, ihm nicht zu Hülfe kommen. Barras, der diesen Befehl erlassen, hatte nicht gewagt, das Wort zu nehmen, und Hoche blieb den dringenden Fragen Carnot's ausgesetzt. Er antwortete, daß er ohne Truppen nicht nach Brest gehen könne, worauf Carnot erwiderte, daß sich in der Bretagne 43,000 Mann befänden, welche Truppenmasse zur Expedition vollkommen hinreiche. Da Larèvellière die Verlegenheit Hoche's sah, so kam er ihm endlich zu Hülfe, drückte ihm im Namen der Majorität des Directoriums, die Hochschätzung und das Vertrauen aus, das seine Verdienste verdient hätten, versicherte ihn, daß nicht die Rede davon sein könne, ihn in Anklagestand zu versetzen, und ließ die Sitzung aufheben. Hoche eilt zu Larèvellière, um ihm zu danken, und erfuhr daselbst, daß Barras, weder Rewbell, noch Larèvellière von der Bewegung der Truppen unterrichtet, und ohne ihr Wissen jene Befehle ertheilt habe. Er war über Barras, der ihn compromittirt, aber nicht den Muth gehabt hatte, ihn zu vertheidigen, äußerst entrüstet. — Es war augenscheinlich, daß Barras ganz für sich handelnd, die Mittel zur Ausführung des Staatsstreiches allein hatte in den Händen halten wollen. Hoche behandelte Barras in seiner gerechten Entrüstung sehr hochmüthig und widmete Rewbell und Larèvellière seine ganze Ergebenheit. Es war zur Ausführung jenes Staatsstreiches, den die Directoren beabsichtigten, noch nichts bereit und Barras hatte, indem er Hoche herbeirief, denselben nur unnützerweise bloßgestellt. Hoche kehrte augenblicklich nach seinem Hauptquartier, welches damals zu Wetzlar lag, zurück und ließ die Truppen, die er herbeigeführt, in den Umgegenden von Rheims und Sedan cantoniren, von wo aus sie gleich wieder nach Paris marschiren konnten. Er war durch das Verfahren von Barras sehr übel gestimmt, aber dennoch bereit,

sich dem Directorium ergeben zu zeigen, wenn Rewbell und Larévellière ihn zum Handeln aufforderten. Er war ausnehmend compromittirt, man sprach von Versetzung in den Anklagestand, aber er erwartete unerschrocken in seinem Hauptquartier, was die Majorität der gegen ihn schrecklich aufgebrachten Fünfhundert unternehmen würde. Da sein Alter ihm nicht erlaubt hatte, das Kriegsministerium anzunehmen, so wurde Scherer an seiner Stelle dazu ernannt.

Das Aufsehen, das durch den ganzen Vorgang erregt worden war, erlaubte nicht mehr, Hoche zur Ausführung der Entwürfe des Direktoriums zu verwenden. Außerdem war auch zu fürchten, daß die Wichtigkeit, die ihm eine solche Theilnahme verleihen mußte, den Neid der anderen Generale erregen würde. Es war nicht unmöglich, daß Bonaparte es übel nahm, daß man sich an jemand Andern als ihn wandte. Man dachte, es würde besser sein, sich nicht eines der Obergenerale zu bedienen, sondern irgend einen der ausgezeichnetsten Divisionsgenerale zu der Ausführung zu wählen. Man kam auf die Idee, von Bonaparte einen, der unter seinen Befehlen so berühmt gewordenen Generale zu verlangen, was den Vortheil hatte, das man ihn selbst persönlich zufrieden stellte, und zugleich keinen der andern Obergenerale beleidigte. Aber während man daran dachte, sich an ihn zu wenden, schritt er selbst auf eine für die Contrarevolutionärs furchtbare und niederschmetternde, dem Direktorium am wenigsten Verlegenheit bereitende Weise thätig ein. Er wählte den Jahrestag des 14. Juli (26. Messidor), um den Armeen ein Fest zu geben und über die Ereignisse, die sich vorbereiteten, Adressen zu entwerfen. Er ließ zu Mailand eine Pyramide errichten, welche Trophäen und die Namen aller, während des italienischen Feldzugs gefallenen Offiziere und Soldaten trug. Bei dieser Pyramide wurde das Fest gefeiert.

Es war großartig. Bonaparte wohnte demselben bei und richtete an seine Soldaten eine drohende Proklamation. „Soldaten," sagte er, „heute ist der Jahrestag des 14. Juli. Ihr seht vor euch die Namen unserer Waffengefährten, die auf dem Felde der Ehre für die Freiheit und das Vaterland gefallen sind. Sie haben euch das Beispiel gegeben. Ihr gehört ganz der Republik, ganz dem Glücke von dreißig Millionen Franzosen, so wie dem Ruhme des Namens, der durch euere Kriege euern Glanz erhalten hat.

Soldaten! Ich weiß, daß ihr von den Unglücksfällen, die unser Vaterland bedrohen, tief ergriffen seid. Aber das Vaterland kann keine wirkliche Gefahr laufen. Dieselben Männer, die es über das verbündete Europa triumphiren machten, sind noch da. Gebirge scheiden euch von Frankreich, ihr würdet sie mit der Schnelle des Adlers übersteigen, wenn es sich darum handelte, die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen und die Republikaner zu beschützen.

Soldaten! Die Regierung wacht über das Heiligthum der Gesetze, das ihr anvertraut. Sobald die Royalisten sich zu zeigen wagen, so werden sie gelebt haben. Seid ohne Unruhe und schwören wir bei den Namen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit gefallen sind, schwören wir auf unsere Fahne, den Feinden der Republik und der Verfassung des Jahres III. „ewigen, unversöhnlichen Krieg!" Es fand ferner ein Festgelage statt, wo die feurigsten und energischsten Toaste von den Offizieren wie Generalen ausgebracht wurden. Der General en Chef brachte den ersten Toast auf die Tapfern, auf dem Felde der Ehre gefallenen, Stengel, Laharpe und Dubois aus. „Möchten ihre Manen," sagte er, „um uns wachen und uns vor den Fallstricken unserer Feinde bewahren." Ferner wurde auf die Constitution des Jahres III, auf das Direktorium, den Rath

der Alten, auf die in Verona ermordeten Franzosen, auf die Wiederauswanderung der Ausgewanderten, auf die Einigkeit der französischen Republikaner, und die Vernichtung des Clubbs von Clichy Toaste ausgebracht. Man ließ bei dem letzten Toast den Angriffsmarsch erschallen. Aehnliche Feste fanden in allen Städten, wo sich Divisionen der Armee befanden, statt, und wurden mit demselben Glanze gefeiert. Ferner entwarf man bei jeder Division Adressen, die noch weit ausdrucksvoller und sprechender als die Proklamation des Obergenerals waren. Er hatte in seiner Sprache eine gewisse Würde beobachtet, aber in den Adressen der verschiedenen Divisionen der Armee zeigte sich ganz der Jakobinerstyl des Jahres 1793. Die Divisionen Joubert, Massena und Augereau zeichneten sich besonders darin aus. Alle Grenzen überschritt die Adresse der Division Augereau. „O Verschwörer,“ sagte sie, „zittert! Von der Etsch und dem Rheine bis zur Seine ist nur ein Schritt. Zittert! Eure Unthaten sind gezählt und deren Preis ist an der Spitze unserer Bajonette!“

Diese Adressen wurden mit Tausenden von Unterschriften bedeckt und dem Obergeneral übersandt. Er sammelte dieselben und sandte sie sammt seiner Proklamation dem Direktorium, damit sie gedruckt und in den Journalen veröffentlicht würden. Ein derartiger Schritt bewies hinlänglich, daß er bereit war, gegen die in den Conseils sich gebildete Faction zu marschiren und zu einem Staatsstreiche seinen Beistand zu leihen. Zu gleicher Zeit sandte er, da er das Direktorium unter sich getheilt und die Sachlage immer verwickelter werden sah, und er von allen Vorgängen unterrichtet sein wollte, einen seiner Adjutanten, Herrn von Lavalette, der sich seines ganzen Vertrauens erfreute und genug Scharfsinn zur Beurtheilung der Ereignisse besaß, nach Paris, mit dem Befehle, alles zu beobachten und zu berichten. Gleichzeitig

ließ er dem Direktorium Fonds anbieten, falls es deren bedürfe, um irgend einen Gewaltstreich auszuführen.

Als das Direktorium diese Adressen empfing, war es in der äußersten Verlegenheit. Dieselben waren gewissermaaßen ungesetzlich, denn die Armeen hatten nicht das Recht, sich über irgend etwas zu berathen. Sie annehmen und veröffentlichen, hieß die Armee autorisiren, in die Regierung des Staates einzugreifen und die Republik der Militärgewalt überliefern. Aber konnte man überhaupt diese Gefahr vermeiden? Wenn man sich an Hoche wandte und von ihm Truppen, so wie von Bonaparte einen General verlangte, hatte die Regierung dann nicht selbst diese Intervention hervorgerufen? Gezwungen, zur Gewalt seine Zuflucht zu nehmen, und die Gesetze zu verletzen, konnte man sich da an andere Stützen als an die Armeen wenden? Indem man die Adressen annahm, gab man nur den nothwendigen Folgen des schon aus Nothwendigkeit Geschehenen nach. Dies war das Schicksal unserer unglücklichen Republik, die, um sich ihren Feinden zu entziehen, stets genöthigt war, sich in die Arme der Armeen zu werfen. Die Furcht vor einer Gegenrevolution hatte die Republik im Jahre 1793 zu jenen entsetzlichen Maaßregeln getrieben, deren traurige Geschichte wir gesehen. Die Furcht vor einer Gegenrevolution nöthigte sie jetzt, sich in die Arme der Soldaten zu werfen, mit einem Worte, um immer nur die gleiche Gefahr zu vermeiden, hatte sie bald bei ihren Leidenschaften, bald bei den Bayonetten Zuflucht gesucht. Das Direktorium hätte gerne des üblen Beispiels halber diese Adressen verborgen und nicht veröffentlicht; aber es würde den General damit furchtbar beleidigt und ihn vielleicht zu den Feinden der Republik gesellt haben. Es war daher gezwungen, dieselben drucken und verbreiten zu lassen. Diese Adressen versetzten die Partei von Clichy in keinen

geringen Schrecken, und ließen sie fühlen, wie unklug sie gehandelt hatte, als sie durch die Motion Dumolard's des Generals Bonaparte Betragen in Venedig angegriffen hatte. Diese Adressen gaben zu neuen Klagen in den Conseils Anlaß, man erhob sich gegen diese Intervention der Armeen, man sagte, sie dürften nicht berathschlagen, und sah in diesem Schritte einen neuen Beweis für die dem Direktorium aufgebürdeten Pläne.

Bonaparte verursachte dem Direktorium durch den ihm zugesandten Divisionsgeneral eine neue Verlegenheit. Augereau erregte schon in der Armee durch die Heftigkeit seiner Grundsätze und Meinungen, die ganz der Vorstadt St. Antoine würdig waren, eine gewisse Unruhe und war stets bereit, mit jedem Händel anzufangen, der in seinen Meinungen nicht ebenso extravagant wie er war, und Bonaparte fürchtete eine Reibung zwischen den Generalen. Um sich seiner zu entledigen, sandte er ihn dem Directorium, indem er dachte, daß er sich zu dem vom Direktorium bestimmten Gebrauch trefflich eignen und er zu Paris weit nützlicher als im Hauptquartier sein würde, wo ihn die Unthätigkeit gefährlich machte. Augereau verlangte nicht mehr, denn auch er liebte die Bewegungen und Kämpfe der Clubbs eben so sehr als die Schlachtfelder, und war dem Reize der Macht durchaus nicht unzugänglich. Er reiste augenblicklich ab und kam in der Mitte des Thermidor nach Paris. Bonaparte schrieb seinem Adjutanten Lavalette, daß er Augereau nach Paris schicke, weil er ihn nicht in Italien behalten könne, empfahl ihm, ihm nicht zu trauen, seine Beobachtungen fortzusetzen, und sich dabei immer von allen Parteien fern zu halten. Zugleich empfahl er ihm, Carnot so zuvorkommend wie möglich zu behandeln, denn indem er sich offen für das Directorium und gegen die gegenrevolutionäre Partei erklärte,

wollte er sich durchaus nicht in die persönlichen Zwistigkeiten der Directoren einmischen.

Das Directorium war von der Ankunft Augereau's nicht besonders erfreut. Dieser General sagte übrigens Barras sehr zu, da dieser es liebte, sich mit Jakobinern und Patrioten der Vorstadt zu umgeben, und immer davon sprach zu Pferd zu steigen; allein Rewbell und Larévellière dagegen behagte er durchaus nicht, da sie einen klugen, gemäßigten General gewünscht hatten, der im Nothfall gegen die Pläne ihres Collegen Barras mit ihnen hätte gemeine Sache machen können. Augereau war ausnehmend zufrieden, sich mit einer gleichen Mission in Paris zu sehen. Er war ein tapferer, ausgezeichneter Soldat, hatte ein edelmüthiges Herz, war aber äußerst großsprecherisch und unruhigen Geistes. Er befand sich zu Paris, Feste empfangend, und sich der Berühmtheit seiner Waffenthaten erfreuend, sich aber auch einen Theil der Operationen der italienischen Armee zuschreibend, indem er dem Glauben Vorschub leistete, als wenn er dem Obergeneral seine großartigsten Entschlüsse eingeflößt hätte; auch sagte er bei jeder Gelegenheit, er sei gekommen um den Aristokraten die Köpfe zurecht zu setzen. Larévellière und Rewbell über dies Benehmen aufgebracht, beschlossen, ihn fortwährend zu umgeben und ihn mittelst seiner Eitelkeit zu einem gemäßigteren Betragen zu bewegen. Larévellière schmeichelte ihm sehr und es gelang ihm, den General zu unterjochen, theils mit geschickt angebrachten Schmeicheleien, theils durch die Hochachtung, die er ihm einzuflößen wußte. Er machte ihm begreiflich, daß man sich nicht durch einen blutigen Tag entehren dürfe, sondern durch einen energischen und klugen Streich, die Parteien ohne Blutvergießen entwaffnen und so den Namen eines Retters der Republik erwerben müsse. Er brachte seinen unruhigen Geist zur Ruhe und machte ihn überhaupt

vernünftiger. Man gab ihm augenblicklich den Befehl über die 17. Militärdivision, die Paris in sich begriff. Dieser neue Schritt zeigte genügend, daß die Absichten des Directoriums unwiderruflich festgesetzt waren. Die Truppen Hoche's waren nur einige Märsche von Paris entfernt, und es bedurfte nur eines Signals zu ihrer Ankunft. Man erwartete nur die von Bonaparte versprochenen Gelder, welche man nicht aus den Kassen nehmen wollte, um den Finanzminister Ramel, den die Commission der Finanzen äußerst genau überwachte, nicht zu compromittiren. Diese Fonds waren zum Theil bestimmt, die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers zu gewinnen, die damals 1200 an der Zahl, zwar nicht furchtbar waren, aber durch ihren Widerstand ein Gefecht herbeiführen konnten, welches man um jeden Preis vermeiden wollte. Barras, immer fruchtbar an Intriguen, hatte diese Sorge übernommen, und dieser Umstand verzögerte noch die Ausführung des Staatsstreiches.

Die Ereignisse im Innern hatten den verhängnißvollsten und beklagenswerthesten Einfluß auf die begonnenun, so wichtigen Unterhandlungen der Republik mit den übrigen Mächten Europa's. Die unversöhnliche, gegen die Freiheit und Ruhe Frankreichs verschworene Partei fügte all' ihrer Schuld gegen ihr Vaterland auch noch die hinzu, den schon so lang und sehnlich erwarteten Frieden stets wieder von Neuem zweifelhaft zu machen und bloßzustellen. Lord Malmesbury war zu Lille angekommen, und die österreichischen Minister hatten sich zu Montebello mit Bonaparte und Clarke, welche die beiden Bevollmächtigten Frankreichs waren, besprochen. Die Präliminarien von Leoben am 29. Germinal (18. April) unterzeichnet, setzten fest, daß zwei Congresse eröffnet werden sollten, und zwar der eine zu Bern, um den Frieden mit dem Kaiser und seinen Verbündeten und der andere zu Rastadt, um den Frieden mit dem deutschen

Reiche abzuschließen. Der Friede mit dem Kaiser sollte innerhalb dreier Monate abgeschlossen, und wenn dies nicht zu Stande käme, die Präliminarien von Leoben als nichtig erklärt werden; ohne die Genehmigung Oesterreichs sollte in den venetianischen Staaten keine Veränderung vorgenommen und dieselben erst nach abgeschlossenem Frieden vom Kaiser besetzt werden. Die Ereignisse von Venedig schienen diesem Vertrage einigermaßen zuwiderzulaufen, und Oesterreich hatte sich beeilt seinerseits noch mehr den Verabredungen zuwider zu handeln, indem es die venetianischen Provinzen in Istrien und Dalmatien besetzte. Bonaparte ignorirte diesen Bruch des Vertrags, um sich die Gegenbeschuldigungen über sein Verfahren zu Venedig und das was er mit den Inseln der Levante zu thun im Begriffe war, zu ersparen. Die Ratificationen wurden am 5. Prairial (24. Mai) zu Montebello bei Mailand ausgewechselt. Der Marquis von Gallo, Gesandter Neapels zu Wien, war der Bevollmächtigte des Kaisers. Nach dem Austausch der Ratificationen unterhandelte Bonaparte mit Herrn v. Gallo in der Absicht ihn auf die Idee eines Congresses zu Bern verzichten zu machen, und ihn zu bewegen, ganz allein, ohne die übrigen Mächte beizuziehen, in Italien zu unterhandeln. Die Gründe, die er dafür im Interesse Oesterreichs anzugeben hatte, waren trefflich. Wie konnten Rußland und England, wenn man sie zu diesem Congresse rief, je zugeben, daß sich Oesterreich auf Kosten Venedigs entschädigte, da sie selbst ja nach diesen Besitzungen lüstern waren? Dies war unmöglich, und das Interesse Oesterreichs sowohl, als das eines schnellen Friedensschlusses erheischte, daß man augenblicklich und zwar in Italien zu den Unterhandlungen schritt. Herr v. Gallo, ein kluger und geistreicher Mann, begriff das Gewicht dieser Gründe. Um ihn zu entscheiden und das österreichische Cabinet ganz zu gewinnen, machte er

ein Zugeständniß der Etiquette, an welches der Wiener Hof eine große Wichtigkeit knüpfte. Der Kaiser fürchtete immer, daß die Republik das alte Ceremoniel der Könige von Frankreich verwerfen und in den Protokollen der Unterhandlungen den wechselseitigen Vorrang verlangen würde. Der Kaiser wollte immer der erste genannt sein, und sein Gesandter sollte bei jeder Gelegenheit vor dem französischen Gesandten den Vortritt haben. Bonaparte, der sich vom Directorium hatte ermächtigen lassen, in diesen Erbärmlichkeiten nachzugeben, gewährte die Forderungen Herrn von Gallo's.

Die Freude hierüber war so groß, daß Herr von Gallo augenblickich den Grundsatz einer besondern Unterhandlung zu Montebello annahm und nach Wien schrieb, um dazu die Vollmachten zu erhalten. — Aber der alte Thugut, ermüdet, launisch, ganz dem englischen System ergeben und jeden Augenblick seine Entlassung anbietend, seit der Hof, durch den Erzherzog Carl beherrscht, sich einem entgegengesetzten Systeme zuzuneigen schien, Thugut hatte ganz andere Absichten. — Er sah den Frieden nur ungern; die inneren Unruhen Frankreichs erweckten in ihm Hoffnungen, denen er sich zu überlassen sehr liebte, obgleich sie schon so oft trügerisch gewesen waren. Obgleich Oesterreich der Glauben an die Reden der Emigrirten viel Geld, viele falsche Schritte und einen beklagenswerthen höchst unglücklichen Krieg gekostet hatte, so flößte doch die neue Verschwörung Pichegru's, Thugut die Idee ein, den Friedensschluß zu verzögern. — Er beschloß dem Andringen der französischen Bevollmächtigten eine berechnete Langsamkeit entgegenzusetzen. Er erkannte die Schritte des Marquis von Gallo nicht an, und sandte einen andern Unterhändler, den General Graf Meerfeldt, nach Montebello. Dieser kam am 1. Messidor (19. Juni) daselbst an und verlangte die Vollstreckung der Präliminarien von Leoben, d. i. die Versammlung

des Congresses zu Bern. — Bonaparte, über diesen Gesinnungswechsel entrüstet, erwiederte auf diese Zumuthung äußerst lebhaft und wiederholte alles, was er schon über die Unmöglichkeit einer Zustimmung Englands und Rußlands in das Uebereinkommen, dessen Basis man zu Leoben festgesetzt, gesagt hatte; er fügte hinzu, daß ein Congreß nur neue Verzögerungen mit sich bringen würde, daß seit der Abschließung der Präliminarien von Leoben bereits zwei Monate verflossen, und eben nach diesen Präliminarien der Friede in drei Monaten geschlossen werden sollte, was aber absolut unmöglich sei, wenn man alle Mächte dazu rufen wollte. Diese Gründe ließen von Seite der österreichischen Bevollmächtigten keine Erwiederung zu. — Der Wiener Hof schien nachzugeben, und bestimmte den Anfang der besonderen Conferenzen zu Udine, auf dem venetianischen Gebiete, damit der Ort der Unterhandlung Wien näher sei. Dieselben sollten den 13. Messidor wieder beginnen. — Bonaparte, den Geschäfte von höchster Wichtigkeit zu Mailand, in der Mitte der neuen Republiken, die er organisiren wollte, zurückhielten und der zugleich den Lauf der Ereignisse in Paris näher überwachen wollte, ließ sich nicht unnützer Weise nach Udine locken, um daselbst von Thugut zum Besten gehalten zu werden. Er sandte Clarke dahin, und erklärte, daß er sich nur dann in Person hinbegeben würde, wenn er durch die Beschaffenheit der den beiden Unterhändlern ausgestellten Vollmachten, und deren Benehmen im Laufe der Unterhandlungen vollkommen überzeugt sei, daß der Wiener Hof im Ernste daran denke, Frieden zu schließen. — In der That hatte sich Bonaparte nicht getäuscht. — Das Wiener Cabinet, mehr als je durch die elenden Ränke und Großsprecherei der Agenten der royalistischen Faction hinters Licht geführt, schmeichelte sich noch immer, durch eine Revolution von der Nothwendigkeit, mit dem Direktorium zu unterhan-

deln befreit zu werden, und sandte im Laufe der Unterhandlungen höchst seltsame Noten. Diese Noten, datirt vom 30. Messidor (1. Juli) sagten, daß sich der Wiener Hof streng an die Präliminarien halten und demzufolge über den allgemeinen Frieden zu Bern unterhandeln wolle; der Verlauf von drei Monaten, innerhalb welcher der Friede geschlossen sein müsse, könne nur so verstanden werden, daß derselbe vom Anfange des Congresses gerechnet werde, denn sonst wäre er viel zu unzureichend gewesen, um stipulirt zu werden, und der Wiener Hof wolle sich jedenfalls nur innerhalb der Grenzen der Präliminarien halten und verlange deshalb einen allgemeinen Congreß aller Mächte. — Außerdem enthielten diese Noten ernste Beschwerden über die Ereignisse von Genua und Venedig, sie erklärten dieselben für eine arge Verletzung der Präliminarien von Leoben, für welche Frankreich Genugthuung geben müsse.

Als Bonaparte diese sonderbaren Noten erhielt, gerieth er in heftigen Zorn. Seine erste Idee war, alle Divisionen der Armee zu vereinigen, wieder die Offensive zu ergreifen und auf Wien vorzurücken, um diesmal weit weniger gemäßigte Forderungen zu erheben, als zu Leoben. Aber der innere Zustand Frankreichs, die Conferenzen zu Lille hielten ihn davon ab, und er bedachte, daß er bei diesen wichtigen Conjuncturen es dem im Mittelpunkt aller Operationen befindlichen Direktorium überlassen müsse, sein Benehmen in dieser Angelegenheit zu bestimmen. — Er begnügte sich, durch Clarke eine energische Note abfassen zu lassen, welche hauptsächlich darauf hinwies, daß es nicht mehr Zeit sei, die Einberufung eines Congresses zu verlangen, dessen Unmöglichkeit die österreichischen Bevollmächtigten selbst anerkannt hätten und auf welchen der Wiener Hof auch Verzicht geleistet, indem er in die Conferenzen zu Udine eingewilligt. Die Note erwähnte, daß der verlangte Congreß

um so weniger irgend ein Motiv habe, da die Alliirten Oesterreichs sich von dieser Macht trennten und die Absicht an den Tag legten, einzeln zu unterhandeln, was die Conferenzen von Lille hinlänglich bewiesen; die Frist von drei Monaten könne nur als nach Unterzeichnung der Präliminarien beginnend betrachtet werden, denn sonst würden bei Verzögerung des Congresses ewige Verzögerungen entstehen, was aber Frankreich durch Festsetzung eines bestimmten Zeitpunktes verhindern wollte. — Ferner sagte die Note, daß die Präliminarien rücksichtlich der Ereignisse zu Genua und Venedig durchaus nicht verletzt worden seien, daß diese beiden Länder ihre Regierung ändern konnten, ohne daß jemand das Recht hatte, sich daran zu stoßen, und daß übrigens Oesterreich durch die Besetzung von Istrien und Dalmatien gegen alles festgesetzte Uebereinkommen wohl ganz anders die Präliminarien verletzt hätte. — Nachdem Bonaparte so auf eine würdige und feste Weise geantwortet, erstattete er dem Direktorium seinen Bericht und erwartete dessen Weisungen, deren baldigen Erlaß er ihm dringend anempfahl, da ihm sehr daran lag, nicht die schlechte Jahreszeit abzuwarten, um die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen, falls dieser Entschluß unumgänglich nothwendig wurde.

Zu Lille wurden die Unterhandlungen weit aufrichtiger betrieben, was um so sonderbarer erscheinen mag, als es Pitt war, mit dem die französischen Unterhändler zu thun hatten. Aber Pitt war von der Lage Englands wahrhaft beunruhigt, zählte durchaus nicht mehr auf Oesterreich, schenkte den lügnerischen Prahlereien der royalistischen Agenten durchaus keinen Glauben, und wollte mit Frankreich noch unterhandeln, ehe es durch den Frieden mit Oesterreich mächtiger und demnach auch anmaßender wurde. — Wenn er daher auch im vergangenen Jahre die Friedensunterhandlungen fortwährend hin-

zuhalten suchte, sowohl um der öffentlichen Meinung als auch eines Uebereinkommens rücksichtlich der Niederlande halber, so war es ihm doch in diesem Jahre aufrichtig um den Frieden zu thun, wenn er auch aus demselben nur eine Ruhezeit von zwei bis drei Jahren machen wollte.

Alles bewies — wie wir schon gesagt — seine aufrichtigen Gesinnungen, sowohl die Wahl des Lord Malmesbury, als die Beschaffenheit der diesem Unterhändler ertheilten geheimen Instruktionen. Nach der Weise der englischen Diplomatie war Alles so eingerichtet, daß man gleichzeitig zwei Unterhandlungen führte, die eine officiell und nur zum Scheine, die andere geheim und wirklich. — Herr Ellis war dem Lord Malmesbury beigegeben worden, um mit seiner Zustimmung die geheime Unterhandlung zu führen und mit Pitt direkt zu correspondiren. Dieser Gebrauch der englischen Diplomatie ist in einer Repräsentativ-Regierung absolut nothwendig. — In der officiellen Unterhandlung sagt man, was in den Kammern wiederholt werden darf, und behält die geheime Unterhandlung für die Gegenstände auf, die nicht zur Oeffentlichkeit gelangen dürfen. — Hauptsächlich in dem Falle, wo das Ministerium über die Frage des Friedens getheilt ist, theilt man die Resultate der geheimen Unterhandlung nur demjenigen Theile desselben mit, welcher die Unterhandlungen autorisirt und leitet. Die englische Gesandtschaft kam mit einem zahlreichen Gefolge und großem Pompe am 16. Messidor (4. Juli) in Lille an.

Die Bevollmächtigten Frankreichs waren Letourneur, der erst aus dem Direktorium getreten, Pléville Le Peley, der nur wenige Tage zu Lille blieb, da seine Ernennung zum Marine-Minister ihn nach Paris rief, ferner Hugo Maret, seitdem Herzog von Bassano. Von diesen drei Ministern war Maret allein fähig, bei den Unterhandlungen eine einflußreiche und nützliche Rolle

zu spielen. Jung, frühzeitig in die diplomatische Welt getreten und darin sehr bewandert, vereinigte er viel Geist mit Formen, die seit der Revolution in Frankreich ziemlich selten geworden waren. Er verdankte seinen Eintritt in die Geschäfte dem Herrn von Talleyrand, und auch jetzt hatte er sich dahin mit ihm vereinigt, daß der eine das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, während der andere mit der Mission zu Lille betheilt wurde. Maret war in den ersten Zeiten der Revolution zweimal nach London gesandt, daselbst von Pitt sehr gut empfangen worden und hatte eine bedeutende Kenntniß des englischen Kabinets erlangt. Niemand war daher besser geeignet, bei den Unterhandlungen von Lille Frankreich zu repräsentiren. Er begab sich mit seinen beiden Collegen dahin und kam zu gleicher Zeit mit den englischen Gesandten an. Die englischen Unterhändler, voll Gewandtheit und Takt, hätten gewünscht, mit den französischen Unterhändlern freundschaftlich zu verkehren, da sie zu viel Geist hatten, um irgend eine entfremdende Abneigung gegen sie zu empfinden. Letourneur und Pléville Le Peley, rechtliche aber mit diplomatischen Formen nur wenig vertraute Leute, besaßen noch ganz die revolutionäre Wildheit, sie betrachteten die beiden Engländer als gefährliche Leute, stets zur Intrigue und Betrug geneigt, vor denen man sich hüten und ihnen mißtrauen mußte. Sie wollten nur bei offiziellen Gelegenheiten mit ihnen verkehren und fürchteten sich durch jeden andern Verkehr mit ihnen zu compromittiren. Auf diese Weise konnte man sich nicht verständigen.

Lord Malmesbury theilte seine Vollmachten, in denen für die Friedensbedingungen ein weißer Raum gelassen, mit, und fragte, welches die Forderungen und Bedingungen Frankreichs seien. Die drei Unterhändler eröffneten diese Forderungen, die wie man sich einbilden

kann, so hoch wie möglich gespannt waren. Sie verlangten, daß der König von England auf den Titel eines Königs von Frankreichs verzichte, welchen Titel er vermöge eines der in England erhaltenen zahlreichen Gebräuche noch stets zu führen pflegte; ferner verlangten sie, daß England alle zu Toulon genommenen Schiffe herausgeben und Frankreich, Spanien und Holland alle von ihnen eroberten Colonien zurückgeben solle. Als Ersatz für alle diese Forderungen boten Frankreich, Holland und Spanien nur den Frieden an, denn sie hatten England nichts genommen. Es ist richtig, daß Frankreich in einer hinreichend imposanten Lage war, um viel fordern zu können; aber für sich und seine Verbündeten Alles verlangen und nichts dafür geben, hieß auf jede weitere Verständigung verzichten. Lord Malmesbury, welcher zu reellen Resultaten gelangen wollte, sah bald, daß die offiziellen Unterhandlungen zu nichts führen würden und suchte deßhalb eine freundschaftliche Annäherung herbeizuführen. Maret, weit mehr als seine Collegen mit den diplomatischen Formen und Gebräuchen vertraut, gab sich gerne dazu her, aber man mußte mit Letourneur und Pléville Le Peley unterhandeln, um eine Begegnung im Theater herbeizuführen. Die jungen Männer der beiden Gesandtschaften waren die ersten, die sich einander näherten, und bald wurden freundschaftliche Verbindungen angeknüpft. Frankreich hatte sich seit der Revolution mit der Vergangenheit so entzweit, daß es viel Mühe kostete, seine ehemaligen Beziehungen und Verhältnisse zu den fremden Mächten wieder herzustellen. Im vergangenen Jahre waren alle diese Schritte nicht nothwendig gewesen, da die Unterhandlungen beiderseits nicht aufrichtig waren und man sich nur gegenseitig hinzuhalten suchte, aber diesmal mußte man zu einem engeren und wohlwollenderen Verkehr gerathen. Lord Malmesbury ließ Maret ausforschen, ob er zu einer

besondern Unterhandlung geneigt wäre. Bevor Maret einwilligte, schrieb er nach Paris, um sich von dem französischen Ministerium dazu ermächtigen zu lassen. Dies geschah ohne Schwierigkeit, und er trat augenblicklich mit den englischen Unterhändlern in geheime Unterredungen.

Es war nicht die Rede davon, den Besitz der Niederlande streitig zu machen, noch über dies neue Verhältniß Hollands zu Frankreich zu discutiren, England wollte nur einige der vorzüglichsten Colonien, die es erobert, behalten, sowohl um sich für die Kriegskosten als auch für die Zugeständnisse die es uns machen würde, zu entschädigen. Es willigte ein, uns alle unsere Colonien zurückzugeben, ja selbst jedem Anspruche auf San Domingo zu entsagen, aber es wollte sich auf Kosten Hollands und Spaniens entschädigen. Demnach weigerte es sich Spanien die Insel Trinidad zurückzugeben, deren es sich bemächtigt hatte, und die durch ihre Lage am Eingange des Meeres der Antillen eine für Spanien äußerst wichtige Colonie war. Von den, den Holländern weggenommenen überseeischen Besitzungen wollte es das Vorgebirg der guten Hoffnung, das die Schifffahrt der beiden Oceane beherrscht, und Trankebar, den hauptsächlichsten Hafen der Insel Ceylon behalten. Ferner wollte es die Stadt Negapatnam auf der Küste von Coromandel gegen die auf der Küste von Malabar gelegene Stadt und Citadelle Cochin austauschen. Hinsichtlich der Verzichtung auf den Titel eines Königs von Frankreich, gaben die englischen Unterhändler nicht nach und zwar wegen der königlichen Familie, die wenig zum Frieden geneigt war, und deren Eitelkeit man schonen mußte. — Bezüglich der zu Toulon weggenommenen Schiffe, welche schon ganz auf englische Weise ausgerüstet und der englischen Marine einverleibt waren, hielten sie es für zu schimpflich, dieselben zurückzugeben, boten jedoch eine Geldentschädigung von 12 Millionen an. Malmesbury gab

gegen Maret als Grund dieser Weigerung an, daß er wohl nicht nach London zurückkehren könne, wenn er alles zurückgäbe und dem englischen Volke keine jener Eroberungen bewahrt hätte, die es doch mit seinem Blute und seinen Schätzen erworben. Um übrigens seine Aufrichtigkeit zu beweisen, wies er ihm alle an Ellis ertheilten geheimen Instructionen vor, welche hinlänglich für den Wunsch Pitt's, Frieden zu schließen, zeugten. Diese Bedingungen waren es werth, daß man darüber debattirte.

Ein Umstand brachte plötzlich die französischen Unterhändler in bedeutenden Vortheil. Außer der Vereinigung der spanischen, holländischen und französischen Flotte zu Brest, die von dem ersten Windstoße abhing, welcher den Admiral Jervis von Cadix entfernen würde, hatte England noch eine andere Gefahr zu fürchten. Portugal, durch Spanien und Frankreich in Schrecken gesetzt, hatte seinen alten Verbündeten verlassen und mit Frankreich unterhandelt. Die Hauptbedingung des Vertrags untersagte ihm, mehr als sechs bewaffnete, den kriegführenden Mächten angehörende Schiffe, in seinen Häfen zu empfangen. England verlor dadurch seine werthvolle Stellung im Tajo. Dieser unerwartete Vertrag gab die englischen Unterhändler einigermaßen in die Hände Maret's. Man debattirte über die definitiven Friedensbedingungen. Die Insel Trinidad konnte man nicht wieder erlangen, dagegen wurde das Vorgebirg der guten Hoffnung, welches allerdings der wichtigste Gegenstand war, den Holländern unter der ausdrücklichen Bedingung zurückgegeben, daß Frankreich nie seinen Einfluß auf Holland benutzen solle, um sich desselben zu bemächtigen. Dies war es, was England am meisten fürchtete. Es lag ihm weniger daran, es selbst zu besitzen, als es in unserem Besitze zu sehen, und die Rückgabe wurde nur unter der Bedingung festgesetzt, daß wir selbst es nicht haben sollten. Was Trankebar anbelangt, welches den Besitz Ceylons mit sich

zog, sollte es durch die Engländer bewacht werden, jedoch immer mit dem Anschein der Gegenseitigkeit. Eine holländische Garnison sollte mit einer englischen abwechseln, aber man war übereingekommen, daß dies nur eine illusorische Formalität sein und der Besitz des Hafens ganz den Engländern gehören sollte. Was den Austausch von Cochin gegen Negapatnam anbetraf, so beharrten die Engländer noch immer auf denselben, ohne jedoch daraus eine conditio sine qua non zu machen. Die 12 Millionen wurden als Entschädigung für die bei Toulon genommenen Schiffe angenommen. Hinsichtlich des Titels eines Königs von England wurde festgesetzt, daß ohne eine förmliche Verzichtleistng auf denselben, der König aufhören sollte, denselben zu führen. Dies war der Punkt, bis zu welchen die gegenseitigen Ansprüche der Unterhändler gekommen waren. Letourneur, der seit der Abreise des zum Marineministerium berufenen Pleville Le Peley mit Maret allein geblieben war, ignorirte den ganzen Gang der geheimen Verhandlungen. Maret entschädigte ihn für seine Nullität, indem er ihm alle äußeren Ehren abtrat, alle Angelegenheiten der Repräsentation, worauf der ehrliche Mann sehr viel hielt. Maret hatte das Directorium von allen Details seiner Verhandlungen unterrichtet und erwartete dessen Entschlüsse. Nie waren Frankreich und England näher daran sich zu versöhnen. Es war augenscheinlich, daß die Unterhandlungen von Lille von denen in Udine ganz getrennt waren und England seinerseits handelte, ohne sich mit Oesterreich zu verständigen zu suchen.

Der Entschluß, den man hinsichtlich der Unterhandlungen fassen sollte, mußte das Directorium mehr als jede andere Frage in Aufregung versetzen. Die royalistische Partei verlangte wüthend den Frieden, ohne denselben zu wünschen, die Constitutionellen verlangten den Frieden aufrichtig, selbst um den Preis einiger Opfer, die Republi-

kaner wollten denselben, ohne Opfer bringen zu müssen, und wünschten hauptsächlich den unantastbaren Ruhm der Republik. Sie hätten die gänzliche Befreiung Italiens und die Zurückgabe der Colonien an unsere Verbündeten, selbst um den Preis eines neuen Feldzuges gewünscht. Die Meinungen der fünf Directoren waren ihnen schon durch ihre Stellung vorgeschrieben. Carnot und Barthelemy stimmten für die Annahme der Bedingungen Oesterreichs und Englands, die drei anderen Directoren waren entgegengesetzter Ansicht. Diese Fragen reichten hin die beiden Parteien des Directoriums ganz zu entzweien. Barras warf Carnot in sehr bittern Ausdrücken die Ratification der Präliminarien von Leoben, welche letzterer bedeutend unterstützt hatte, vor, und bediente sich gegen ihn ganz rücksichtsloser, ungemäßigter Ausdrücke. Carnot seinerseits, erwiederte bezüglich derselben, man müßte Oesterreich nicht unterdrücken, wodurch er sagen wollte, wenn der Friede nur dauerhaft sei, so sollte er immerhin zu gemäßigten Bedingungen abgeschlossen werden. Aber seine Collegen nahmen diesen Ausdruck sehr übel und Rewbell fragte ihn, ob er ein österreichischer Minister oder Beamter der französischen Republik sei. Die drei Directoren wollten bei Erhalt der Depeschen Bonaparte's augenblicklich jede weitere Unterhandlung abbrechen und die Feindseligkeiten wieder beginnen. Indessen wurden die drei Directoren durch den dermaligen Zustand der Republik, durch die Furcht den Feinden der Regierung neue Waffen in die Hand zu geben und ihnen den Vorwand zu liefern, zu sagen, das Directorium würde nie Frieden schließen, bewogen, abermals mit der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zu zaudern. Sie schrieben Bonaparte, man müsse das Maaß der Geduld voll werden lassen und warten, bis die Treulosigkeit Oesterreichs auf eine klar am Tage liegende Weise bewiesen

und der Anfang der Feindseligkeit ihm allein zugeschrieben werden könnte.

Bezüglich der Conferenzen zu Lille befand sich das Direktorium in keiner geringern Verlegenheit. Hinsichtlich Frankreichs war leicht eine Entscheidung zu fassen, da man ihm Alles zurückgab, aber die Frage war wegen Spanien, dem man Trinidad und Holland, dem man Trankebar nahm, ziemlich schwierig zu entscheiden. Carnot, dem seine neue Stellung gebot, stets für den Frieden zu stimmen, stimmte für die Annahme dieser Bedingungen, obgleich sie für unsere Verbündeten sehr ungünstig waren. Da man eben mit Holland und den Parteien, welche es zerspalteten, sehr unzufrieden war, so riethen sie, dies Land sich selbst zu überlassen, und sich nicht mehr um sein Schicksal zu bekümmern, ein Rath, der eben so wenig großmüthig war als der, seine Colonien zu opfern. Rewbell ereiferte sich sehr über diesen Gegenstand; für die Interessen Frankreichs selbst bis zur Ungerechtigkeit eingenommen, wollte er, daß man, weit entfernt, Holland sich selbst zu überlassen, sich in diesem Lande allmächtig machen und daraus eine französische Provinz machen sollte. Vorzüglich widersetzte er sich der Annahme des Artikels, durch den Frankreich auf den Besitz des Vorgebirges der guten Hoffnung entsagte. Er behauptete im Gegentheil, daß sowohl diese als noch mehrere andere Colonien uns einst als Anerkennung unserer Dienste zukommen müsse. Er vertheidigte, wie man sieht, die Interessen der Alliirten weit mehr um unser- als um ihretwillen. Larévellière, der aus Gerechtigkeitsgefühl ihre Interessen in große Berücksichtigung zog, verwarf aus ganz andern Gründen die vorgeschlagenen Bedingungen. Er betrachtete es als schändlich, Spanien, das man in einen, seinen Interessen ganz fremden Kampf hineingezogen, aufzuopfern und als Preis seiner Dienste es zum Verluste einer seiner bedeutendsten und wichtigsten Colonien zu nöthigen. Er

hielt es für eben so schmachvoll, Holland, das man in die Laufbahn der Revolution hineingezogen, und dessen Schicksal man auf sich genommen, ebenfalls aufzuopfern, es seiner reichsten Besitzungen zu berauben, und einer schrecklichen Anarchie zu überlassen. Wenn Frankreich in der That Holland seinem Schicksal überließ, so war es der furchtbarsten Unordnung Preis gegeben. Larévellière sagte, man würde für all das Blut, das dabei vergossen würde, verantwortlich sein. Diese Politik war allerdings großmüthig, aber nicht gut ausgedacht und berechnet. Unsere Verbündeten erlitten Verluste, aber es fragte sich, ob sie bei Fortsetzung des Krieges nicht noch größere erleiden würden. Die Zukunft hat die Wichtigkeit dieser Ansicht bewiesen. Aber die Triumphe Frankreichs über den Continent ließen damals hoffen, daß einmal von dem Kriege mit Oesterreich befreit, auch eben so große Siege zur See würden erfochten werden. Unsere Verbündeten zu verlassen, erschien schmachvoll. Man fand einen andern Ausweg, indem man beschloß, sich an Spanien und Holland zu wenden, und ihre Gesinnungen zu erforschen; sie sollten erklären, ob sie zu dem von England verlangtem Preise den Frieden wollten, und im Falle sie die Fortsetzung des Krieges vorzögen, ausserdem noch angeben, über welche Kräfte sie zur Vertheidigung der gemeinschaftlichen Interessen disponiren könnten. Man schrieb nach Lille, daß man auf die Vorschläge Englands nicht früher antworten könne, ehe man nicht seine Verbündeten darüber zu Rathe gezogen und befragt hätte.

Diese Discussionen führten vollends den Bruch zwischen den Directoren herbei. Der Zeitpunkt der Katastrophe nahte heran und die beiden Parteien verfolgten in immer größerer Aufregung ihren Weg. Die Commission der Finanzen im Rathe der Fünfhundert hatte ihre Maaßregeln so eingerichtet, um sie von dem Rathe der Alten mit einigen Modificationen annehmen zu machen. Die

auf den Schatz bezüglichen Anordnungen waren unbedeutend verändert worden. Das Directorium mußte den Unterhandlungen hinsichtlich der Ausgaben fremd bleiben, und ohne den Stand der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Ausgaben in weitere Betrachtung zu ziehen, war so viel doch festgesetzt, daß die Ausgaben zur Erhaltung und Verpflegung der Armeen stets vor allen andern den Vorzug haben sollten. Endlich wurden die neuen Anordnungen hinsichtlich des Verkaufs der Nationalgüter weiter zur Sprache gebracht, aber mit einer sehr wichtigen Modification, und zwar der, daß die Anweisungen der Minister und die Bons der Lieferanten ebenso an Zahlungsstatt angenommen werden müßten, wie die drei Viertel Bons. Diese so veränderten Maaßregeln waren angenommen worden. Sie waren zwar dem Schatze nicht so unheildrohend, wie die früheren, aber doch noch immer sehr gefährlich. Alle Strafgesetze gegen die Minister waren aufgehoben und der Priestereid in eine zu leistende einfache Erklärung umgewandelt worden, welche besagte, daß sich die Priester den Gesetzen der Republik unterwerfen wollten. Hinsichtlich der Formen des Cultus und der Glocken war noch nichts zur Sprache gekommen. Die Hinterlassenschaften der Emigrirten wurden nicht mehr zu Gunsten des Staates, sondern der Verwandten in Anspruch genommen. Die Familien, welche schon gezwungen worden waren, der Republik das Erbtheil eines ausgewanderten Sohnes oder Verwandten herauszuzahlen, sollten vom Staate nun in Nationalgütern entschädigt werden. Endlich war die wichtigste aller Maaßregeln, die Errichtung und Organisirung der Nationalgarde durch Stimmenmehrheit, auf der schon früher angeführten Grundlage beschlossen worden. Die Zusammensetzung dieser Nationalgarde sollte auf dem Wege der Wahlen geschehen.

Auf die Ausführung dieser Maaßregeln bauten Pichegru und die Seinigen das Gelingen ihrer Pläne. Sie hatten zu diesem Zwecke auch einen weiteren Artikel durchgesetzt, der bestimmte, daß die Arbeiten dieser Organisation zehn Tage nach der Publikation des Gesetzes beginnen sollten. Sie waren überzeugt, auf diese Weise bald die ganze Pariser Garde und mit ihr alle Insurgirten vom Vendemiaire vereinigt zu haben. Das Direktorium hatte seinerseits von der noch bevorstehenden Gefahr überzeugt, in der Voraussetzung, daß jeden Augenblick eine Verschwörung auszubrechen bereit sei, die drohendste Stellung angenommen. Nicht allein Augereau war zu Paris, denn da die Armeen in gänzlicher Unthätigkeit waren, so hatte sich eine große Menge Generale nach Paris begeben. Man sah daselbst den Chef des Generalstabs von Hoche, Cherin, die Generale Lemoine und Humbert, welche die Divisionen befehligten, die gegen Paris marschirt waren; ferner Kléber und Lefebvre, die beurlaubt waren, und endlich Bernadotte, welchen Bonaparte zur Ueberbringung der Fahnen abgesandt hatte, die noch dem Direktorium zu übergeben waren. Außer diesen hohen Offizieren gab es noch eine große Anzahl von Offizieren aller Grade, die seit der Reduction der Cadres abgedankt worden waren und auf Wiederanstellung hofften. Diese verbreiteten sich sehr zahlreich in der ganzen Stadt und führten die drohendsten und aufreizendsten Reden gegen die beiden Conseils. Ferner war eine bedeutende Anzahl von Revolutionärs aus den Provinzen nach Paris geeilt, wie es stets zu geschehen pflegte, wenn sie irgend eine bedeutende Bewegung oder Umwälzung hofften. Abgesehen von diesen Symptomen, konnte die Richtung wie Bestimmung der Truppen wohl keine weitern Zweifel mehr übrig lassen. Sie lagen noch stets in ihren Kantonirungen bei Rheims. Man sagte sich, daß wenn diese Truppen wirklich zur

Expedition nach Irland bestimmt gewesen wären, so würden sie ihren Marsch nach Brest fortgesetzt und nicht in den benachbarten Departementen von Paris verweilt haben, Hoche wäre dann nicht nach seinem Hauptquartier zurückgekehrt und endlich würde man für eine Expedition zur See nicht so viel Reiterei versammelt haben. Wie wir schon gesehen, war eine Commission beauftragt worden, diese Thatsachen zu untersuchen und dann einen Bericht darüber zu erstatten. Das Direktorium hatte dieser Commission nur sehr unbestimmte Auskünfte gegeben. Die Truppen seien, sagte das Direktorium, auf Befehl des vom Direkorium dazu beauftragten General Hoche für eine entfernte Bestimmung in Marsch gesetzt und die verfassungsmäßigen Grenzen nur durch den Irrthum eines Kriegskommissärs überschritten worden. Die beiden Conseils hatten dagegen durch das Organ Pichegru's geantwortet, daß Truppen von einer Armee zur andern nicht auf einen einfachen Befehl eines General en Chef versetzt werden könnten, daß derselbe dazu höhern Orts seine Weisungen empfangen müßte, und dieselben nur durch die Vermittlung des Kriegsministers vom Direktorium erhalten könnte, daß der Kriegsminister Pétiet diesen angeblichen Befehl nicht contrasignirt und der General Hoche demnach ohne regelmäßige Ermächtigung gehandelt hätte. Sie bemerkten ferner, daß wenn die Truppen wirklich eine entfernte Bestimmung erhalten hätten, dieselben ihren Marsch fortsetzen und sich nicht um Paris herum anhäufen sollten. Diese Bemerkungen waren allerdings sehr gegründet und das Direktorium hatte gute Gründe, darauf nicht zu antworten. Die Conseils decretirten in Folge derselben, daß um Paris ein Rayon von ungefähr zwölf Lieues gezogen, derselbe auf allen Straßen durch Säulen angezeigt und die Offiziere, welche ihn überschritten, als des Hochverraths schuldig erklärt werden sollten.

Aber bald wurde die allgemeine Unruhe durch neue Ereignisse vermehrt. Hoche hatte seine Truppen in den Departementen des Nordens, um Sedan und Rheims herum, einige Tagmärsche von Paris entfernt, versammelt, und neue Truppen in derselben Richtung in Marsch gesetzt. Diese Bewegungen, die Reden der Soldaten, die in ganz Paris herrschende Aufregung, die Zänkereien der abgedankten Offiziere mit den jungen Leuten, die die Tracht der „goldenen Jugend" trugen, lieferten Willot den Gegenstand einer zweiten Anklage. Er bestieg die Tribüne, sprach von einem Marsche der Truppen, von dem Geiste, der sich in ihren Reihen zeige, von der Wuth, die man ihnen gegen die Conseils einzuflößen suche, und erhob sich bei dieser Gelegenheit gegen die Adressen der italienischen Armee und gegen die Publicität, die ihnen vom Direktorium gegeben worden war. Demzufolge verlangte er, daß man die Inspectoren des Saales beauftrage, neue Erkundigungen einzuziehen und dann hierüber Bericht zu erstatten.

Einige Deputirte, Inspectoren des Saales genannt, waren mit der Polizei der Conseils betraut und demnach verpflichtet, über deren Sicherheit zu wachen. Der Vorschlag Willot's wurde angenommen und auf den Vorschlag der Inspectoren des Saales richtete man am 17. Thermidor (14. August) mehrere das Directorium in äußerste Verlegenheit setzende Fragen an dasselbe. Man kam auf die eigentliche Beschaffenheit der Befehle zurück, Kraft welcher der General Hoche gehandelt hatte. Konnte man denn die Beschaffenheit derselben erklären? Hatte man die Mittel ergriffen, um die Aufrechthaltung des constitutionellen Artikels, der den Truppen alle Berathungen verbot, zu sichern?

Das Directorium beschloß den an ihn gerichteten Fragen durch eine energische Botschaft zu antworten, ohne deßhalb Aufklärungen zu geben, deren Ertheilung

durchaus nicht in seinem Interesse lag. Larévellière hatte dieselben redigirt, Carnot und Barthélemy jedoch die Unterzeichnung derselben verweigert. Diese Botschaft wurde den Conseils am 23. Thermidor (10. August) vorgetragen. Sie enthielt über die Bewegungen der Truppen nichts Neues. Die Divisionsgenerale, welche gegen Paris marschirt waren, sagte das Direktorium, hatten die Befehle des General Hoche, und Hoche, die des Directoriums erhalten. Durch wessen Vermittlung Hoche diese Befehle erhalten, war nicht angegeben. Hinsichtlich der Adressen der italienischen Armee erklärt das Directorium, der Sinn des Wortes „berathen" sei viel zu ausgedehnt und umfassend, als daß man unwiderruflich bestimmen könne, die Armee hätte durch die Ueberreichung dieser Adressen sich einer Verfassungsverletzung schuldig gemacht; es erkenne allerdings die Gefahr eines Zugeständnisses, mittelst welchem die Armeen ihre Meinungen auszudrücken berechtigt wären, an und wolle für die Zukunft dergleichen Veröffentlichungen und Aeußerungen vorbauen; übrigens müsse man, ehe man den Schritt, den sich die Soldaten der Republik erlaubt, anklage, auf die eigentlichen Beweggründe zurückgehen, die denselben hervorgerufen. Diese Ursache, sagte das Directorium, läge in der allgemeinen Unruhe, die sich seit einigen Monaten aller Geister bemächtigt, in der Unzulänglichkeit des öffentlichen Einkommens, das alle Theile der Verwaltung in dem traurigsten Zustande ließ, und jene Männer, die seit Jahren im Dienste der Republik ihr Blut vergossen und ihre Kräfte erschöpft, häufig ihres Soldes beraubte; an den Verfolgungen und den, an den Käufern der Nationalgüter, den öffentlichen Beamten und Vertheidigern des Vaterlandes verübten Mordthaten. In der Straflosigkeit des Verbrechens und der Partheilichkeit gewisser Tribunale, in der Frechheit der Emigrirten und widerspenstigen Priester, die zurückgerufen und ganz offen

begünstigt, alle Provinzen überschwemmten, das Feuer der Zwietracht anfachten und Verachtung gegen die Gesetze predigten. Ferner in jener großen Anzahl von Journalen, die die Armeen und das Innere Frankreichs überschwemmten und das Königthum, so wie den Umsturz der Republik predigten, in dem stets schlecht verborgenen, oft aber laut geoffenbarten Interesse für den Ruhm Oesterreichs und Englands, in den Bestrebungen den gerechten Ruf unserer Krieger herabzusetzen, in den gegen zwei ausgezeichnete Generale verbreiteten Verleumdungen, obgleich der eine in Westen, der andere in Italien zu großartigen Waffenthaten den unsterblichen Ruhm eines trefflich politischen Verfahrens hinzugefügt hatten, endlich in den unheilschwangern Projekten, mit welchem sich die auf das Schicksal des Staats mehr oder weniger Einfluß habenden Männer herumtrieben. Das Directorium fügte endlich hinzu, daß es den festen Entschluß so wie die gegründeste Hoffnung habe, Frankreich von den neuen Umwälzungen, mit denen man es bedrohte, zu retten. Auf diese Weise ergriff das Directorium, weit davon entfernt sein Betragen zu rechtfertigen, den Ausweg die Conseils selbst anzuklagen, und offenbarte ganz offen, den Kampf fortzusetzen, so wie die Absicht, siegreich daraus hervorzugehen. Diese Botschaft ward beinahe wie eine Kriegserklärung betrachtet und erregte eine außerordentliche Aufregung. Die Fünfhundert ernannten augenblicklich eine Commission, um die Botschaft zu prüfen und darauf zu antworten.

Die Constitutionellen fingen an von der gegenwärtigen Sachlage erschreckt zu werden. Sie sahen auf der einen Seite das Directorium auf den Beistand der Armeen vertrauend und sich darauf stützend, auf der Andern die Parthei von Clichy, die Miliz des Vendémiaire, unter dem Vorwand einer Organisation der Nationalgarde versammeln. Jene, die aufrichtige Republi-

kaner waren, zogen den Sieg des Directoriums, dem der andern Partheien vor, obgleich sie alle gewünscht hätten, daß gar kein Kampf statt fände. Jetzt konnten sie sehen, wie sehr ihre Opposition, die das Directorium beunruhigt und die Reactionsmänner ermuthigt hatte, verhängnißvoll gewesen war. Sie gestanden sich ihr Unrecht nicht ein, aber sie beklagten die gegenwärtige Lage und schoben, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Schuld davon ihren Gegnern zu. Jene von Clichy, die nicht in dem Geheimniß der Gegenrevolution waren und sie selbst nicht wünschten, und nur von einem unklugen Hasse gegen die Ausschweifungen der Revolutionen erfüllt, sich dieser Parthei angeschlossen hatten, wurden jetzt lebhaft beunruhigt, da sie fürchteten, durch ihre Opposition alle revolutionären Neigungen des Directoriums erweckt zu haben. Ihr Eifer war erloschen.

Jenen, die ganz Royalisten waren, lag es sehr daran endlich thätig aufzutreten, indem sie fürchteten, daß man ihnen sonst zuvorkommen würde. Sie umgaben Pichegru und drängten ihn heftig. Dieser versprach mit seinem gewohnten Phlegma den Agenten des Prätendenten alles Mögliche, zögerte jedoch noch immer. Er hatte übrigens durchaus keine wirksamen Mittel zu Gebote, denn einige Emigrirte und wenige zu Paris befindliche Chouans bildeten noch durchaus keine genügende Macht und so lange er nicht die Nationalgarde in seinen Händen und zu seiner Disposition hatte, konnte er in keinem Falle einen ernsthaften Versuch unternehmen. Kaltblütig und klug wie er war, durchschaute er augenblicklich die ganze Lage der Dinge und antwortete auf alles Andringen der ungeduldigen Parteimänner, man müsse noch warten. Man sagte ihm, das Directorium würde zuschlagen und er antwortete, daß das Directorium es nicht wagen würde. Da er außerdem an die Kühnheit des Directoriums nicht glaubte, seine eigenen Mittel noch

unzureichend fand, eine große Rolle spielte und über bedeutende Geldmittel gebieten konnte, so war es ganz natürlich, daß es ihm eben nicht sehr darum zu thun war, weiter thätig aufzutreten.

Unter diesen Umständen wünschten alle klugen und einsichtsvollen Leute, daß man wo möglich den Kampf vermeiden könnte. Sie hätten allenfalls eine Annäherung herbeigewünscht, die die Constitutionellen und die Gemäßigten von Clichy wieder dem Direktorium zuführte, ihm jene Majorität, die es verloren hatte, zurückgeben, und es von der Ausübung von Gewaltsmaaßregeln zum Erhalt der öffentlichen Sicherheit befreien konnte. Frau von Staël war in der Lage, eine derartige Annäherung zu wünschen und einen Versuch dazu zu machen. Sie war der Mittelpunkt jener aufgeklärten und glänzenden Gesellschaft, die, obgleich die Regierung und deren Häupter etwas vulgär findend, doch die Republik liebte und derselben ergeben war. Frau von Staël liebte diese Regierungsform als die schönste Laufbahn für den menschlichen Geist, sie hatte bereits einem ihrer Freunde zu einem hohen Posten verholfen, und hoffte sie alle in gleicher Weise unterbringen und ihre Egeria werden zu können. Sie sah die Gefahren denen der gegenwärtige Zustand der Dinge, der ihr theuer geworden, ausgesetzt war, sie empfing Leute aller Parteien bei sich, hörte ihre Ansichten und konnte einen nahen Kampf voraussehen. Sie war großmüthig, thätig, konnte den neuen Ereignissen nicht fremd bleiben, und es war ganz natürlich, daß sie ihren Einfluß zu benutzen suchte, um Männer zu vereinigen, die im Grunde keine besondere Meinungsverschiedenheit von einander trennte. Sie versammelte in ihrem Salon Republikaner, Constitutionelle und Clichysten; sie suchte die Heftigkeit der Diskussionen zu mildern, indem sie mit dem Takt einer guten und zugleich überlegenen Frau sich zwischen die verletzte Eigenliebe der

verschiedenen Parteien stellte. Aber sie war in ihren Bemühungen nicht glücklicher, als man es gewöhnlich ist, wenn man verschiedene Parteien zu versöhnen sucht, und die in ihren Meinungen sich am meisten widerstreitenden Männer fingen an ihr Haus zu meiden. Sie suchte die Mitglieder der beiden, zu Beantwortung der letzten Botschaft des Direktoriums, ernannten Commissionen zu sehen; einige waren Constitutionelle, wie Thibaudeau, Emery, Siméon, Tronçon-Ducoudray, Portalis. Es war möglich, durch sie auf den Entwurf der zwei Berichte Einfluß zu gewinnen, und eben diese beiden Berichte hatten eine große Wichtigkeit, da sie die Antwort auf die Kriegserklärung des Direktoriums enthielten. Frau von Staël und deren Freunde suchten eifrigst auf eine Annäherung hinzuwirken. Die Constitutionellen wünschten dieselbe, da sie die Gefahr einsahen, aber eben diese Annäherung erheischte von ihrer Seite Opfer, zu denen sie sich nur äußerst schwer verstehen wollten. Wenn das Direktorium sich wirkliches Unrecht hätte zu Schulden kommen lassen, so wäre es leicht gewesen, über den Widerruf gewisser Maaßregeln zu unterhandeln und mittelst gegenseitiger Opfer ein friedliches Uebereinkommen zu treffen, aber mit Ausnahme des schlechten persönlichen Betragens von Barras, als Privatmann, hatte sich das Direktorium in seiner Majorität stets mit all' dem Eifer und Anhänglichkeit an die Verfassung, die man nur wünschen konnte, betragen. Man konnte ihm durchaus keinen willkührlichen Akt oder irgend eine Usurpation illegitimer Gewalt vorwerfen. Der Ministerwechsel, die Bewegung der Truppen, die Adressen der Armeen, die Ernennung von Augereau, waren die einzigen Faktas, die man, als gefährliche Absichten bezeichnend, vorbringen konnte. Aber dies waren Vorsichtsmaaßregeln, die durch die drohende Gefahr unumgänglich nothwendig geworden waren, und man mußte dieselbe gänzlich verschwinden machen, indem

man dem Direktorium die Majorität zurückgab, wenn man das Recht haben wollte, zu verlangen, daß es diesen Sicherheitsmaaßregeln entsagen solle. Die Constitutionellen dagegen hatten die Neugewählten in allen ihren ungerechten und unbilligen Angriffen unterstützt, und es war daher an ihnen allein, die ersten Schritte zur Versöhnung zu machen. Man konnte also dem Sachverhalt nach nichts von dem Direktorium, aber sehr viel von den Constitutionellen verlangen und dies machte eben den Austausch von Opfern unmöglich und die beleidigte Eigenliebe beider Parteien unversöhnlich.

Frau von Staël sowohl als ihre Freunde, suchten den Parteien begreiflich zu machen, daß das Directorium bereit sei, Alles zu wagen, daß die Constitutionellen das Opfer ihrer Hartnäckigkeit sein würden und mit ihnen die Republik verloren wäre. Aber diese wollten keine Schritte thun, auch nicht die geringsten Zugeständnisse machen, und verlangten, daß das Directorium ihnen entgegen komme. Man sprach davon zu Rewbell und Larévellière. Dieser Letztere wies die Discussion nicht zurück, sondern machte eine lange Aufzählung aller Handlungen des Directoriums und fragte bei jeder derselben, worin denn eigentlich das Sträfliche desselben sei. Die Unterhändler vermochten nicht eine Antwort zu geben. Hinsichtlich der Entlassung Augereau's und des Widerrufs der Maaßregeln, welche einen bereits gefaßten Beschluß und dessen nahe Ausführung ankündigte, blieben Larévellière und Rewbell unerschütterlich, verweigerten jedes Zugeständniß und bewiesen so durch ihre kaltblütige Festigkeit, daß irgend ein großer Plan gefaßt sei.

Frau von Staël und deren Freunde, die sie in ihren löblichen, aber leider fruchtlosen Versöhnungsversuchen unterstützten, drangen bei den Mitgliedern der beiden Commissionen lebhaft darauf, daß sie nicht allzuheftige legislative Maaßregeln vorschlagen, hauptsächlich aber in der

Antwort, auf die in der Botschaft des Directoriums enthaltenen Beschwerden, sich nicht allzusehr gefährlichen und aufreizenden Gegenbeschuldigungen überlassen möchten. Alle diese Bemühungen waren unnütz, da man kein Beispiel hat, daß irgend eine Partei jemals solche Rathschläge befolgte. In den beiden Commissionen waren viele Clichysten, welche, wie es ganz natürlich war, die gewaltthätigsten Maaßregeln wünschten. Sie wollten zuerst der Criminaljuri von Paris die Kenntniß, der gegen die Sicherheit des gesetzgebenden Körpers begangenen Attentate besonders zuweisen und den Abmarsch aller Truppen aus dem constitutionellen Umkreis verlangen; hauptsächlich jedoch forderten sie, daß dieser verfassungsmäßige Rayon, nicht selbst den Theil einer Militär-Division ausmachen dürfe. Diese letzte Maaßregel hatte zum Zweck, Augereau das Commando von Paris zu nehmen, und so durch ein Decret festzusetzen, was man nicht auf dem Wege der Unterhandlung hatte erhalten können. Diese Maaßregeln wurden von den beiden Commissionen angenommen. Aber Thibaudeau und Tronçon-Doucoudray, der Eine im Rathe der Fünfhundert, der Andere im Rathe der Alten mit Erstattung des Berichtes beauftragt, verweigerten mit eben so viel Klugheit als Mäßigung den letztern Vorschlag vorzubringen. Man verzichtete demnach darauf und begünstigte sich mit den zwei ersten Maaßregeln. Tronçon-Doucoudray erstattete seinen Bericht am 3. Fructidor (20. August), Thibaudeau am 4.; sie antworteten indirect auf die Vorwürfe des Directoriums, und Tronçon-Doucoudray sich an den Rath der Alten wendend, forderte sie auf, ihre Weisheit und Würde vermittelnd zwischen der Lebhaftigkeit der jungen Gesetzgeber der Fünfhundert, und der Reizbarkeit der Häupter der vollziehenden Gewalt auftreten zu lassen. Thibaudeau bemühte sich hauptsächlich, die Conseils zu rechtfertigen, um zu beweisen, daß sie weder die Re-

gierung angreifen, noch die Armeen hatten verläumden wollen. Er kam auf die Motion Dumoulard's, hinsichtlich Venedigs zu sprechen; er versicherte, daß man die Helden von Italien durchaus nicht hatte angreifen wollen, behauptete aber gleichzeitig, daß deren Schöpfungen erst dann dauerhaft sein würden, wenn sie die Sanction der beiden Conseils erlangt hätten. Die beiden unbedeutenden Maaßregeln, die vorgeschlagen worden waren, wurden angenommen, und diese beiden so lange erwarteten Berichte brachten durchaus keine Wirkung hervor. Sie bewiesen hinlänglich die Ohnmacht, in die die Constitutionellen durch ihre zweideutige Stellung zwischen den Royalisten und dem Directorium gefallen waren, da sie weder mit der einen Partei sich verschwören, noch der andern Zugeständnisse machen wollten.

Die Clichysten beklagten sich lebhaft über die Unbedeutenheit dieser Berichte und declamirten gegen die Schwäche der Constitutionellen. Die Heftigsten derselben wollten den Kampf, hauptsächlich aber die Mittel, denselben zu beginnen und fragten, was das Direktorium thäte, um die Organisation der Nationalgarde zu bewerkstelligen. Aber eben dies lag nicht im Plane des Direktoriums und es war fest entschlossen, sich nicht damit zu beschäftigen. Carnot war in einer noch sonderbareren Lage, als die constitutionelle Partei. Er hatte, als er das Benehmen der Clichysten sah, ganz offen mit ihnen gebrochen, er war den Constitutionellen unnütz und hatte an ihren Annäherungs-Versuchen keinen Theil genommen, da er allzu reizbar war, um sich mit seinen Collegen zu versöhnen. Er stand ganz allein, ohne Stütze in Mitte der Parteien, ohne Ziel, da das seiner Eigenliebe gescheitert und die von ihm geträumte neue Majorität unmöglich war. Indessen verlangte er, aus lächerlicher Beharrlichkeit die Wünsche der Opposition im Direktorium zu unterstützen, förmlich die Organisation

der Nationalgarde. Seine Präsidentschaft im Direktorium ging zu Ende, und er benützte die Zeit, die ihm noch blieb, um diesen Gegenstand zur Diskussion zu bringen. Da erhob sich Larévellière mit Festigkeit, und da er nie irgend eine persönliche Streitigkeit mit ihm gehabt hatte, wollte er ihn zum letztenmal auffordern, um ihn wo möglich zu seinen Collegen zurückzuführen. Er sprach zu ihm mit Ueberzeugung und Mäßigung, und richtete einige Fragen an ihn. „Carnot," sagte er ihm, „hast du uns je irgend einen Vorschlag machen hören, der dahin abzweckte, die Vorrechte der Conseils zu schmälern, die unsern zu vermehren oder die Verfassung der Republik bloszustellen?" „Nein," erwiederte Carnot, ziemlich verlegen. „Hast du uns je," nahm Larévellière wieder das Wort, „hinsichtlich der Finanzen, des Krieges, oder der Diplomatie, irgend eine Maaßregel vorschlagen hören, die nicht dem öffentlichen Interesse gemäß gewesen wären? Was dich persönlich anbelangt, hast du uns jemals deine Verdienste herabsetzen oder deine Dienste läugnen hören? Hast du, seitdem du dich von uns getrennt hast, uns je des Mangels an Rücksichten gegen dich anklagen können? Ist dein Rath weniger gehört worden, wenn er uns nützlich und aufrichtig vorgeschlagen schien? Was mich anbelangt, habe ich dir je den geringsten Haß gezeigt, obgleich du einer Faction angehörtest, die mich und meine Familie verfolgt hat? „Nein, nein," erwiederte Carnot auf alle diese Fragen. „Gut denn," erwiederte Larévellière, wie kannst du dich von uns lossagen, um dich mit einer Partei zu verbinden, die dich mißbraucht, die sich deiner nur bedienen will, um die Republik zu verderben, die dich verderben will, nachdem sie sich deiner bedient hat, und die dich verderben, dich auch zugleich entehren wird? Larévellière bediente sich der freundschaftlichsten und dringendsten Ausdrücke, um Carnot den Irrthum und die Gefahr seines

Betragens zu beweisen. Rewbell und Barras selbst thaten ihrem Haß Gewalt an, um denselben augenblicklich zu unterdrücken. Rewbell wie Barras sprachen zu ihm beinahe als Freunde, der eine aus Pflichtgefühl, der andere mit der ihm angebornen Leichtigkeit. Aber freundschaftliche Demonstrationen reizen oft den Stolz gewisser Individuen nur noch mehr auf. Carnot blieb kalt und erneuerte nach Anhörung aller dieser Reden seiner Collegen den Vorschlag, die Organisation der Nationalgarde in Berathung zu ziehen. Die Direktoren hoben alsdann die Sitzung auf, überzeugt, wie man es bei solchen Gelegenheiten nur allzu leicht ist, daß ihr College sie verrathe und mit den Feinden der Regierung im Einverständniß sei.

Es ward beschlossen, daß der Staatsstreich auf ihn und Barthélemy, so wie auf die vorzüglichsten Mitglieder der beiden Conseils fallen sollte. Der Plan, der endlich unwiderruflich festgesetzt wurde, war folgender. Die drei Direktoren glaubten noch immer, daß die Deputirten von Clichy das Geheimniß der Verschwörung besäßen. Da man weder gegen sie, noch gegen Pichegru irgend einen neuen Beweis erlangt hatte, welcher eine Verfolgung auf gerichtlichem Wege zugelassen hätte, so mußte man den Weg eines Staatsstreiches versuchen. Sie hatten in den beiden Conseils eine entschiedene Minorität, welcher sich alle ungewisse und unentschiedene Männer anschlossen, die von einer sich nur halb zeigenden Energie gereizt und entfernt, von einer kräftig handelnden dagegen unterworfen und zurückgeführt werden. Sie beschlossen, die Säle, in welchen sich die Alten, so wie die Fünfhundert versammelten, schließen zu lassen, den Ort der Sitzung anders wohin zu verlegen, dorthin alle Deputirte zu berufen, auf welche man zählen konnte, eine Liste zu verfertigen, auf welcher die Namen der zwei Direktoren und der von hundertachtzig der verdächtigsten Deputirten verzeichnet

waren und ihre Deportation ohne gerichtliche Diskussion nur durch einen außerordentlichen legislativen Schritt vorzuschlagen. Sie wollten Niemanden an's Leben, wohl aber die gewaltsame Entfernung aller gefährlichen Individuen. Viele haben gedacht, daß dieser Staatsstreich ganz unnütz geworden, da die Conseils durch die augenscheinlich sichere Haltung des Direktoriums eingeschüchtert, in ihrer Opposition gegen dasselbe nachzulassen schien. Aber dieser Eindruck war nur ein vorübergehender, und für denjenigen, der den Gang der Parteien und ihre lebhafte Einbildungskraft kennt, liegt es klar am Tage, daß die Clichysten, das Direktorium unthätig sehend, sich gewiß wieder ermannt haben würden; wenn man sie nur bis zu einer neuen Wahl hingehalten hätte, so würden sie bei Ankunft des letzten Drittels ihren Eifer verdoppelt und eine unwiderstehliche Gewalt entfaltet haben. Das Direktorium hätte dann selbst nicht die gewöhnliche Minorität gefunden, welche in den Conseils blieb, um dasselbe zu unterstützen und den außerordentlichen Maaßregeln, die es anwenden wollte, eine Art Gesetzmäßigkeit zu verleihen. Endlich wäre das Direktorium, selbst ohne das unvermeidliche Resultat einer neuen Wahl in Betrachtung zu ziehen, immer genöthigt gewesen, die Gesetze zu vollstrecken und die Nationalgarde zu reorganisiren, dies hieß aber der Gegenrevolution die Armee des Vendemiaire in die Hand geben, welches unfehlbar einen furchtbaren Bürgerkrieg zwischen den Nationalgarden und den Linientruppen herbeigeführt hätte. Und in der That, so lange Pichegru und einige Intriganten keine andern Mittel in Händen hatten, als Motionen im Rathe der Fünfhundert und einige zu Paris befindliche Chouans, waren ihre Pläne nur wenig zu fürchten, aber von der Nationalgarde unterstützt, konnten sie den Kampf bestehen und den Bürgerkrieg beginnen.

Demzufolge beschlossen Rewbell und Larévellière, daß man ohne Verzug handeln und nicht länger die Ungewißheit verlängern dürfte. Barras zögerte noch und beunruhigte dadurch seine Collegen, welche immer fürchteten, daß er sich entweder mit der royalistischen oder jakobinischen Partei verständigen möchte. Sie überwachten ihn aufmerksam und bemühten sich fortwährend, Augereau zu fesseln, indem sie sich an seine Eitelkeit wandten und ihn für die Achtung rechtschaffener Leute empfänglich zu machen suchten. Es waren indeß noch einige Vorbereitungen nothwendig, sowohl um die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers zu gewinnen, als auch um sich die Truppen geneigt zu machen und sich die nothwendigen Fonds zu verschaffen. Man verschob deshalb noch die Ausführung um einige Tage. Man wollte von dem Minister Ramel kein Geld verlangen, um ihn nicht zu compromittiren, und wartete deshalb auf jenes, welches Bonaparte angeboten und das bisher noch nicht angekommen war.

Bonaparte hatte, wie wir schon gesehen, seinen Adjutanten Lavalette nach Paris gesandt, um sich von dem Laufe der Intriguen aller Parteien zu unterrichten. Die Vorfälle in Paris hatten Herrn Lavalette sehr übel gestimmt und er hatte seine Eindrücke Bonaparte mitgetheilt. Zu dem politischen Abscheu und Haß der Parteien gegen einander gesellt sich immer so viel persönlicher Groll, daß ein solches Schauspiel der kämpfenden Parteien in der Nähe betrachtet, widrig und abstoßend wird. Häufig geschieht es selbst, daß, wenn man sich von der Persönlichkeit, die sich stets in den politischen Kämpfen vorfindet, einnehmen läßt, man versucht wird zu glauben, daß kein Funke von Großmuth, Aufrichtigkeit und Patriotismus in allen jenen Motiven herrsche, die die Menschen von einander scheiden. Dies war ganz die Wirkung, welche die Kämpfe der drei Direktoren

Barras, Larévellière und Rewbell gegen Barthélemy und Carnot, der Conventionellen gegen die Clichysten hervorbringen konnten; es war dies ein furchtbarer Streit, in dem auf den ersten Anblick die Eigenliebe und das verletzte Interesse die größte Rolle zu spielen schienen. Die zu Paris befindlichen Militärs vereinigten ihre Ansprüche mit allen jenen, die bereits in offenem Kampfe begriffen waren. Sie schaarten sich um den Minister Scherer und waren stets bereit sich zu beklagen, als wenn die Regierung nicht genug für sie gethan hätte. Kleber, der großmüthigste, aber unlenksamste aller Charaktere, welchen man sehr gut geschildert hat, indem man von ihm sagte, daß er weder der erste, noch der zweite sein wolle, Kleber hatte dem Direktorium auf seine originelle Weise gesagt: ich werde gegen Eure Feinde kämpfen, wenn sie Euch angreifen; aber indem ich gegen sie Front mache, werde ich Euch den Rücken kehren. Lefebvre, Bernadotte und alle Andern drückten sich auf gleiche Weise aus. — Von diesem Chaos überrascht, schrieb Lavalette an Bonaparte auf eine Weise, die ihn bewegen mußte, unabhängig und neutral zu bleiben, — Dieser zufrieden, den ersten Impuls gegeben zu haben, wollte sich nicht weiter einlassen und beschloß in Folge der Berichte Lavalette's den Ausgang der Ereignisse abzuwarten. — Er schrieb nicht mehr. — Das Direktorium wandte sich an den edlen Hoche, der, obgleich er allein Ursache zum Mißvergnügen hatte, doch 50,000 Franks schickte, eine Summe, die den größten Theil der Mitgift seiner Frau ausmachte.

Man war in den ersten Tagen des Fructidors. Larévellière hatte Carnot eben auf dem Präsidentenstuhl des Directoriums ersetzt, und war beauftragt den Gesandten der cisalpinischen Republik, Visconti und den General Bernadotte zu empfangen, welcher letztere einige

eroberte Fahnen brachte, die die Armee von Italien noch nicht dem Directorium übersandt hatte. Er beschloß sich auf die kühnste Weise auszusprechen, und so Barras zu nöthigen, sich endlich zu entscheiden. Er hielt zwei äußerst heftige Reden, in denen er, ohne gerade darauf hinzuweisen, auf die beiden Berichte von Thibaudeau und Troncon-Ducoudray antwortete. Als Thibaudeau von Venedig und den erst kürzlich befreiten italienischen Völkerschaften sprach, hatte er gesagt, daß deren Schicksal in so lange nicht fest begründet sei, als der gesetzgebende Körper Frankreichs nicht darüber zu Rathe gezogen worden sei. Auf diese Aeußerung anspielend, sagte Larévellière zu Visconti, daß die italienischen Völker die Freiheit verlangt und das Recht gehabt hätten, sich dieselbe zu nehmen, ohne dazu die Einwilligung von irgend Jemanden nöthig zu haben. Diese Freiheit — sagte er — welche man uns nehmen möchte, Ihnen wie uns, wir werden sie vereint vertheidigen und sie zu erhalten wissen. Der drohende Ton der beiden Reden ließ keinen weitern Zweifel mehr über die Absichten des Directoriums; Männer, die auf diese Weise sprachen, mußten alle ihre Streitkräfte schon schlagfertig haben. Es war der 10. Fructidor, und die Clichysten in der äußersten Unruhe und Bestürzung. In ihrer Wuth kamen sie auf das Project zurück, das Directorium in den Anklagestand zu versetzen. Die Constitutionellen scheuten ein solches Project, da sie fürchteten, daß dies für das Directorium das Signal zum Ausbruch der Feindseligkeiten sein könnte, und sie erklärten, daß sie sich die Beweise des Verrathes gewisser Deputirten verschaffen und deren Anklage verlangen würden. Diese Drohung hielt die Clichysten zurück und verhinderte den Entwurf einer Anklageacte gegen die fünf Directoren.

Seit langer Zeit schon hatten die Clichysten, der Commission der Inspectoren, auch Pichegru und Willot,

welche als die beiden, der Partei angehörigen Generale, betrachtet wurden, zutheilen wollen. Aber die Hinzufügung zwei neuer Mitglieder, welche die Zahl auf sieben erhöhte, war gegen die Vorschrift. Man erwartete die Ernennung der Commission, die am Anfange jedes Monats Statt fand, und brachte Pichegru, Vaublanc, Delarue, Thibaudeau und Emery dazu. Die Commission der Inspectoren war mit der Polizei des Saales beauftragt, sie ertheilte den Grenadieren des gesetzgebenden Körpers die nothwendigen Befehle und war in gewisser Weise die ausübende Gewalt der Conseils. Die Alten hatten eine ähnliche Commission. Dieselbe hatte sich mit den der Fünfhundert vereinigt, und beide wachten vereinigt über die gemeinschaftliche Sicherheit. Eine Menge Deputirter begab sich, ohne irgend ein Recht dazu zu haben, zu deren Sitzungen, wodurch ein neuer Clubb von Clichysten entstanden war, in welchem die heftigsten und unnützesten Motionen vorkamen. Zuerst schlug man vor, daselbst eine Polizei zu organisiren, um stets von den Projecten des Directoriums genau unterrichtet zu sein. Man vertraute sie einem gewissen Dossonville. Da man keine Fonds besaß, so trug jeder seinen Theil dazu bei, aber man erhielt nur einen sehr mittelmäßigen Betrag. Mit Geldmitteln versehen, wie Pichegru es war, hätte derselbe leicht einen bedeutenden Beitrag leisten können, aber es schien nicht, als wolle er bei dieser Gelegenheit die von Wickham empfangenen Fonds verwenden. Diese Polizeiagenten, haschten aller Orten falsche Gerüchte auf, und beunruhigten dann mit ihren Berichten die Commissionen.

Jeden Tag, sagten sie: „Heute, und zwar diese Nacht ist es, daß das Directorium zweihundert Deputirte verhaften und durch die Bewohner der Vorstädte ermorden lassen will." Diese Berichte versetzten die Commissionen in die furchtbarste Aufregung, und eben diese Aufregung

erzeugte die unbilligsten Vorschläge. Das Directorium erhielt durch seine Spione den Bericht über diese Vorschläge und gerieth nun seinerseits in die größte Angst. Jetzt sagte man in den Salons des Directoriums, daß es Zeit sei loszuschlagen, wenn man nicht überflügelt werden wollte, man stieß Drohungen aus, die ebenfalls wiederholt, Schrecken für Schrecken zurückgaben.

Zwischen zwei Parteien isolirt dastehend, fühlten die Constitutionellen jeden Tag mehr, wie groß ihre Fehler und wie drohend die Gefahren waren. Carnot, noch mehr allein dastehend als sie, mit den Clichysten zerfallen, den Patrioten verhaßt, selbst den gemäßigten Republikanern verdächtig, verläumdet und verkannt, erhielt jeden Tag die unglückdrohendsten Warnungen. Man sagte ihm, er würde auf Befehl seiner Collegen ermordet werden. Barthelemy, wie er bedroht und gewarnt, befand sich in großem Schrecken.

Uebrigens waren Jedermann die gleichen Warnungen ertheilt worden. Larévellière hatte auf eine Weise, die ihm nicht den geringsten Zweifel mehr erlaubte, die Nachricht erhalten, daß Chouans bezahlt waren, um ihn zu ermorden. Da man ihn als den festesten und unentschiedensten der Mitglieder der Majorität erkannte, so wollte man hauptsächlich ihn treffen, um dieselbe aufzulösen. Es ist gewiß, daß sein Tod den Ereignissen eine ganz andere Wendung gegeben haben würde, denn der durch die Conseils ernannte neue Director würde gewiß mit Carnot und Barthelemy gestimmt haben. Die Nützlichkeit dieses Verbrechens so wie die Larévellière mitgetheilten Details mußten denselben bewegen, auf seiner Hut zu sein. Indeß erschütterte ihn dies nicht, und er setzte nach wie vor des Abends seine Spaziergänge im Jardin des plantes fort. Man ließ ihn von Malo, dem Chef der 21. Dragonerdivision, der die Jakobiner bei Grenelle niedergemetzelt und Brottier und seine Gefährten denunzirt

hatte, insultiren. Dieser Malo war eine Creatur Carnot's und Cochon's, und hatte ohne es zu wollen, den Clichysten Hoffnungen eingeflößt, die ihn verdächtig machten. Von dem Directorium abgesetzt, schrieb er Laréveillière seine Absetzung zu, und kam in's Luxembourg um ihm zu drohen. Der unerschrockene Beamte wurde von der Gegenwart eines Cavallerie-Offiziers nicht besonders erschreckt, und schob denselben bei den Schultern zur Thüre hinaus.

Rewbell, obgleich dem Gemeinwohl sehr ergeben, war weit heftiger, aber besaß um so weniger Festigkeit. Man hatte ihm gesagt, Barras unterhandle mit einem Agenten des Prätendenten und sei daran, die Republik zu verrathen. Die Verbindungen, die Barras mit allen Parteien hatte, konnten sehr leicht derartige und noch viele andere Befürchtungen erwecken. „Wir sind verloren, sagte Rewbell, „Barras verräth uns, wir werden ermordet werden, es bleibt uns nur die Flucht übrig, denn wir können die Republik nicht mehr retten.“ Laréveillière, weit ruhiger, erwiederte, daß man weit entfernt, zu weichen, zu Barras gehen, mit ihm energisch sprechen ihn, nöthigen, sich zu erklären, aber vor Allem ihm durch große Festigkeit imponiren müsse. Sie gingen beide zu Barras, befragten ihn ernst über seine Absichten und verlangten zu wissen, warum er noch zögere. Barras, der noch immer beschäftigt war, mit Augereau Alles vorzubereiten, verlangte noch eine Frist von 3—4 Tagen und versprach dann nicht länger zu zaudern. Es war am 13. oder 14. Fructidor. Rewbell ward wieder beruhigt und willigte ein, zu warten.

Barras und Augereau hatten in der That Alles zur Ausführung dieses schon so lange beabsichtigten Staatsstreiches vorbereitet. Die Truppen Hoche's waren schon alle um die verfassungsmäßige Grenze herum aufgestellt, bereit, dieselbe zu überschreiten und sich in wenig Stun-

den nach Paris zu begeben. Man hatte eine große Anzahl der Grenadiere des gesetzgebenden Körpers gewonnen, indem man sich dazu des zweiten Commandanten, Blanchard und mehrerer anderer dem Directorium ergebener Offiziere bedient hatte. Der Obercommandant Ramel war wegen seiner Verbindungen mit Cochon und Carnot den Conseils treu geblieben, aber von seinem Einflusse war wenig zu fürchten. Man hatte aus Vorsicht den Truppen der Pariser Garnison und selbst den Grenadieren des gesetzgebenden Körpers große Manövrirübungen in Feuer anbefohlen. Diese Bewegungen der Truppen und das Geräusch der Waffen boten ein treffliches Mittel dar, die allgemeine Aufmerksamkeit über den wahren Tag der Ausführung zu täuschen.

Jeden Tag erwartete man, das Ereigniß ausbrechen zu sehen; man glaubte, es würde den 15. Fructidor geschehen, dann den 16.; aber der 16. erinnerte an den 2. September, und das Direktorium wurde diesen Tag, der ein so schreckliches Andenken erweckte, gewiß nicht zur Vollstreckung seiner Pläne gewählt haben. Der Schrecken der Clichysten stieg indessen auf's Aeußerste. Die Polizei der Inspectoren, durch falsche Anzeigen getäuscht, hatte sie überredet, daß das Ereigniß für die Nacht vom 15. auf den 16. festgesetzt wäre. Sie versammelten sich Abends ziemlich tumultarisch in dem Saale der beiden Commissionen. Rovére, der wüthende Reactionsmann und Mitglied der Commission der Alten, las einen Bericht der Polizei, nach welchem in der Nacht zweihundert Deputirte verhaftet werden sollten. Andere, die ganz athemlos herbeigeeilt waren, kamen, um zu berichten, daß die Barrieren geschlossen seien, vier Truppencolonnen in Paris einrückten, und das dirigirende Comité im Direktorialgebäude versammelt sei. Sie berichteten auch, daß die Wohnung des Polizeiministers ganz erleuchtet wäre. Der Tumult erreichte den höchsten Gipfel. Die Mit-

glieder der beiden Commissionen, welche eigentlich nur aus zehn Individuen bestehen sollten, deren aber nahe bei fünfzig versammelt waren, beklagten sich, nicht berathen zu können. Endlich schickte man, um sich von der Wahrheit der erstatteten Berichte zu überzeugen, sowohl nach den Barrieren als nach dem Polizeigebäude und überzeugte sich bald, daß überall die größte Ruhe herrschte. Man erklärte, daß aus Mangel an Geldern die Polizeiagenten am folgenden Tage nicht bezahlt werden könnten, und Jeder war genöthigt, seine Taschen zu leeren, um die erforderliche Summe zusammenzubringen. Man ging endlich auseinander. Die Clichysten umringten Pichegru und suchten ihn zu bewegen, endlich thatkräftig aufzutreten; sie wollten zuerst die Conseils in Permanenz erklären, dann die zu Paris befindlichen emigrirten Chouans versammeln, einige ihnen ergebene junge Leute dazu stoßen lassen, mit ihnen gegen das Direktorium marschiren und die drei Direktoren aufheben. Pichegru erklärte alle diese Pläne als lächerlich und unausführbar und wiederholte nochmals, daß nichts zu machen sei. Die Ungestümsten unter ihnen beschlossen nichts destoweniger, den folgenden Tag mit der Permanenzerklärung der Conseils zu beginnen.

Das Direktorium wurde durch seine Polizei von der Aufregung der Clichysten und deren verzweifelten Projecte unterrichtet. Barras, welcher alle Mittel zur Ausführung des Staatsstreiches in seiner Hand hatte, beschloß noch in der Nacht selbst, davon Gebrauch zu machen. Alles war so angeordnet, daß die Truppen in wenigen Stunden den verfassungsmäßigen Rayon überschreiten konnten. Die Garnison von Paris mußte bis dahin genügen; eine große Manövrirübung in Feuer wurde für den folgenden Tag angeordnet, um irgend einen Vorwand zu haben. Niemand wurde von dem Augenblick des Losbrechens unterrichtet, selbst nicht die beiden

Directoren Rewbell und Larévellière, so daß Jedermann unbekannt blieb, daß jetzt die Ausführung vor sich gehen sollte. Der Tag des 17. (3. September) ging ziemlich ruhig vorüber, ohne daß in den Conseils irgend ein Vorschlag gemacht worden wäre. Viele Deputirte entfernten sich von Paris, um sich den Folgen der Catastrophe, die sie durch ihre Unklugheit hervorgerufen, zu entziehen. Die Sitzung des Direktoriums fand wie gewöhnlich statt, und die fünf Direktoren waren dabei gegenwärtig. Um vier Uhr Nachmittags nahm Barras, im Augenblick als die Sitzung zu Ende ging, Rewbell und Larévellière auf die Seite, und sagte ihnen, daß man noch in der Nacht selbst losbrechen müsse, um dem Feinde zuvorzukommen. Er hatte noch vier Tage Frist verlangt, aber er kürzte dieselbe ab, um einer Ueberraschung von Seite des Feindes vorzubeugen. Die drei Direktoren begaben sich hierauf zu Rewbell, wo sie blieben. Man kam überein, alle Minister zu Rewbell zu rufen, sich daselbst einzuschließen, bis das Ereigniß vorüber, und Niemanden zu erlauben, sich zu entfernen; man sollte nach außen nur mit Augereau und seinen Adjutanten Verbindung unterhalten. Nachdem dieser Plan festgesetzt war, wurden die Minister zu Rewbell gerufen. Mit den drei Direktoren vereinigt, entwarfen sie die nothwendigen Befehle und Proklamationen.

Man beabsichtigte, den Pallast des gesetzgebenden Körpers zu umzingeln, die von den Grenadieren besetzten Posten aufzuheben und sich derselben zu bemächtigen, die Commission der Inspectoren aufzulösen, die Säle der beiden Conseils zu schließen, einen andern Versammlungsort zu bestimmen, die Deputirten, auf welche man zählen konnte, dahin zu berufen und sie ein Gesetz gegen jene Deputirte, deren man sich entledigen wollte, erlassen zu machen. Man rechnete wohl darauf, daß diejenigen, welche dem Direktorium feindlich gesinnt waren,

es nicht wagen würden, sich an den neuen Versammlungsort zu begeben. Demzufolge entwarf man die Proklamationen, welche ankündigten, daß ein großes Complott gegen die Republik gebildet worden, dessen vorzüglichste Urheber die Mitglieder der zwei Commissionen der Inspectoren seien, daß von diesen beiden Commissionen die Verschworenen ausgehen sollten, und daß, um dem Attentate zuvorzukommen, das Direktorium die Säle des gesetzgebenden Körpers schließen lassen, und einen andern Versammlungsort bestimmt habe, um die der Republik treuen Deputirten zu versammeln. Die Fünfhundert sollten sich im Theater des Odeon und die Alten im Amphitheater der École de médecine versammeln. Ein Bericht der Verschwörung, unterstützt von der Erklärung von Duverne de Presle, und den im Portefeuille von Entraigues gefundenen Aktenstücken, war diesen Proklamationen beigefügt. Das ganze wurde augenblicklich gedruckt und sollte in der Nacht an alle Mauern in Paris angeheftet werden. Die Minister und die drei Direktoren blieben bei Rewbell eingeschlossen, und Augereau entfernte sich mit seinen Adjutanten zur Ausführung des festgesetzten Planes.

Carnot und Barthelemy erfuhren in ihrer Wohnung in Luxembourg nichts von all dem, was sich vorbereitete. Die Clichysten noch immer sehr aufgeregt, erfüllten die Säle der Commission, aber der getäuschte Barthelemy ließ ihnen sagen, daß für diese Nacht nichts zu befürchten sei. Pichegru seiner Seits hatte so eben Scherer verlassen, und versicherte, daß noch keine Vorbereitungen getroffen seien. Es waren zwar einige Truppenbewegungen bemerkt worden, aber dies war, wie man sagte, in Folge eines angeordneten Manövres, und man beunruhigte sich deshalb nicht weiter. Jeder ging beruhigt nach Hause; Rovère allein blieb in dem

Saal der Inspektoren, und legte sich in ein eigenes für die, die Wache habenden Mitglieder bestimmtes Bett.

Gegen Mitternacht stellte Augereau alle Truppen der Garnison um den Platz herum auf und ließ eine zahlreiche Artillerie heranrücken. In Paris herrschte die größte Ruhe, und man hörte nichts als den Schritt der Soldaten und das Rollen der Kanonen. Man mußte, ohne einen Schuß zu thun, den Grenadieren des gesetzgebenden Körpers die von ihnen besetzten Posten wegnehmen. Gegen 1 Uhr Morgens wurde dem Commandanten Ramel der Befehl überbracht, sich augenblicklich zum Kriegsminister zu begeben. Er verweigerte es, da er errieth, um was es sich handelte, und eilte, den Inspektor Rovère aufzuwecken, welcher anfangs nicht an die Gefahr glauben wollte, dann aber sich beeilte, in die Grenadierkaserne zu eilen, um die Reserve zu den Waffen zu rufen. Vierhundert Mann ungefähr besetzten die verschiedenen Posten der Tuilerien. Die Reserve belief sich auf 800 Mann. Sie wurde augenblickch zu den Waffen gerufen und im Garten der Tuilerien aufgestellt. In den Reihen herrschte die größte Ordnung und das tiefste Schweigen.

10,000 Mann Linientruppen ungefähr besetzten die Umgebungen des Schlosses und waren bereit, dasselbe wegzunehmen. Ein gegen drei Uhr Morgens abgefeuerter blinder Kanonenschuß gab das Signal. Die Colonnen erschienen an den verschiedenen Posten. Ein Offizier kam von Seiten Augereau's, um Ramel zu befehlen, den Posten des Pont-Tournant, der die Communication zwischen dem Garten und dem Platze Ludwig's XV. bildet, zu übergeben. Ramel weigerte sich; da 1500 Mann gegen diesen Posten angerückt waren, so wurde er von den Grenadieren, deren Mehrzahl bestochen war, übergeben, das Gleiche geschah auf allen andern Posten. Alle Ausgänge des Gartens und des Carouffel wurden über-

geben und der Pallast von allen Seiten von den zahlreichen Infanterie- und Cavallerie-Abtheilungen überschwemmt. Zwölf Stück Kanonen wurden gegen das Schloß gerichtet. Es blieb nur noch die Grenadierreserve, 800 Mann stark, die in Schlachtordnung aufgestellt war und ihren Commandanten Ramel an der Spitze hatte. Ein Theil der Grenadiere war geneigt, seine Schuldigkeit zu thun, andere dagegen, die durch die Agenten von Barras bearbeitet waren, waren geneigt, sich mit den Truppen des Direktoriums zu vereinigen. Gemurmel erhob sich in den Reihen. Wir sind keine Schweizer, riefen einige Stimmen. Ich bin am 13. Vendemiaire von den Royalisten verwundet worden, sagte ein Offizier, ich will mich nicht am 18. Fructidor für sie schlagen. Da stellte sich die Abtrünnigkeit in den Truppen ein.

Der zweite Commandant Blanchard ermunterte dieselbe noch, sowohl durch Worte als durch seine Gegenwart. Der Commandant Ramel indeß wollte noch seine Schuldigkeit thun, als er einen vom Saal der Inspektoren ausgegangenen Befehl empfing, nicht feuern zu lassen. Im selben Augenblick kam Augereau an der Spitze eines zahlreichen Generalstabes an. — Commandant Ramel, sagte er, erkennen sie mich als Chef der 17. Militärdivision? — Ja, erwiederte Ramel. — Gut denn! in der Eigenschaft als ihr Vorgesetzter befehle ich ihnen, sich in Arrest zu begeben. — Ramel gehorchte, wurde aber von einigen im Generalstab befindlichen, wüthenden Jakobinern übel behandelt. Augereau befreite ihn aus ihren Händen und ließ ihn in den Tempel führen. Der Donner der Kanonen und die Besetzung des Schlosses hatten alle Welt aufgeweckt. Es war fünf Uhr Morgens. Die Mitglieder der Commissionen waren auf ihren Posten geeilt und hatten sich in ihren Saal begeben. Sie waren umzingelt und konnten nicht mehr an der ihnen drohenden Gefahr zweifeln.

Eine an ihrer Thür aufgestellte Compagnie Soldaten hatte den Befehl, alle jene, die die Medaille der Deputirten vorweisen würden, eintreten, jedoch Niemanden austreten zu lassen. Sie sahen ihren Collegen Dumas, welcher sich eben in den Saal begeben wollte, warfen ihm jedoch aus dem Fenster ein Billet zu, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen und ihn aufzufordern, sich zu retten. Augereau ließ sich von Pichegru und Willot den Degen übergeben und schickte sie beide, so wie noch mehrere andere im Saale der Inspektoren verhaftete Deputirte nach dem Tempel.

Während diese Bewegung gegen die Conseils ausgeführt wurde, hatte das Direktorium einen Offizier beauftragt, sich an die Spitze einer Abtheilung zu stellen, und sich Carnot's und Barthelemy's zu bemächtigen. Carnot, noch zu Zeiten benachrichtigt, hatte sich aus seiner Wohnung geflüchtet und es war ihm gelungen, durch eine kleine Thür des Gartens von Luxembourg, zu der er den Schlüssel hatte, zu entwischen. Barthelemy jedoch war in seiner Wohnung gefunden und verhaftet worden. Diese Verhaftung brachte das Direktorium einigermaßen in Verlegenheit. Mit Ausnahme von Barras waren die Direktoren über die Flucht Carnot's sehr erfreut und sie wünschten lebhaft, daß Barthelemy das Gleiche thun möchte. Sie ließen ihm den Vorschlag machen, zu entfliehen. Barthelemy antwortete, er wäre dazu bereit, wenn man ihn ganz offen und unter seinem Namen nach Hamburg bringen ließe. Die Direktoren konnten sich jedoch zu einem solchen Schritte nicht verstehen. Da sie vorhatten, mehrere Mitglieder des gesetzgebenden Körpers deportiren zu lassen, so war es ihnen unmöglich, einen ihrer Collegen mit so auffallender Gunst zu behandeln. Barthelemy wurde nach dem Tempel geführt und kam daselbst zu gleicher Zeit

mit Pichegru, Willot und den andern bei der Commission der Inspektoren verhafteten Deputirten an.

Es war acht Uhr Morgens; viele von den Ereignissen unterrichtete Deputirte wollten sich unerschrocken auf ihren Posten begeben. Der Präsident der Fünfhundert, Siméon, und der der Alten, Lafond-Ladebat, kamen bis zu ihren Sälen, welche noch nicht geschlossen waren, und konnten in Gegenwart einiger Deputirten den Präsidentenstuhl einnehmen. Aber es kamen Offiziere, welche ihnen den Befehl eröffneten, sich zurückzuziehen. Sie hatten nur die Zeit zu erklären, daß die Nationalrepräsentation aufgelöst sei. Sie zogen sich in die Wohnung eines der Ihrigen zurück, und die Muthvollsten unter ihnen beabsichtigten einen neuen Versuch zur Wiedererlangung ihrer Herrschaft. Sie beschlossen, sich ein zweites Mal zu versammeln, zu Fuß durch Paris zu gehen und an der Spitze ihrer Präsidenten vor den Thoren des Palastes der gesetzgebenden Körper zu erscheinen. Es war nahe an eilf Uhr Morgens. Ganz Paris war von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt und die Ruhe nicht im Geringsten dadurch getrübt worden. Es waren nicht mehr die Leidenschaften, die einen Aufstand hervorbrachten, sondern ein regelmäßiger Akt der gesetzmäßigen Gewalt gegen einige Repräsentanten. Eine Menge Neugieriger erfüllte die Straßen und die öffentlichen Plätze, ohne irgend eine Aeußerung von sich zu geben. Nur einzelne von den Vorstädten abgesandte und aus Jakobinern zusammengesetzte Haufen, durchzogen die Straßen und schrien: „Es lebe die Republik! Nieder mit den Aristokraten!“ Sie fanden weder ein Echo noch einen Widerstand von Seiten der Masse der Bevölkerung. Hauptsächlich um den Palast Luxemburg hatten sich viele Abtheilungen derselben versammelt und schrien daselbst fortwährend: „Es lebe das Direktorium!“ und andere: „Es lebe Barras!“ Die Gruppe der Deputirten schritt

schweigend durch die auf dem Carousselplatz angehäufte Menge und erschien an den Thüren der Tuilerien. Man verweigerte ihnen den Eintritt, sie bestanden darauf, worauf sie von einer Abtheilung Soldaten zurückgetrieben und so lange verfolgt wurden, bis sie sich alle zerstreut hatten. Es war dies ein trauriges beklagenswerthes Schauspiel, das die Rache und unvermeidliche Herrschaft der Prätorianer ankündigte. Warum mußte eine treulose Faction die Revolution nöthigen, die Hülfe der Bajonnette in Anspruch zu nehmen! Die so verfolgten Deputirten zogen sich zurück, und zwar die einen zu dem Präsidenten Lafond-Ladebat, die andern in ein benachbartes Haus zurück. Sie beriethen sich daselbst ziemlich tumultuarisch und beschäftigten sich, eine Protestation abzufassen. Eine gewisse Zahl unter ihnen wurde verhaftet, und zwar: Lafond-Ladebat, Tronçon-Ducoudray, Bourdon (von der Oise), Goupil de Préfele und einige Andere. Sie wurden nach dem Tempel geführt, nach welchem die Mitglieder der beiden Commissionen ihnen schon vorausgegangen waren.

In dieser Zwischenzeit hatten sich die direktoralisch gesinnten Deputirten nach dem neuen für die Versammlung des gesetzgebenden Körpers angewiesenen Orte begeben. Die Fünfhundert begaben sich in's Odéon, die Alten in die Ecole de Médecine. Es war ungefähr Mittag und die Versammlung derselben noch nicht zahlreich, aber die Zahl derselben wuchs mit jedem Augenblicke, sei es nun, daß die Nachricht von dieser außerordentlichen Zusammenberufung sich nacheinander verbreitete, oder sei es, daß alle schwankenden und unentschiedenen Mitglieder einen Zwiespalt mit dem Direktorium fürchtend sich beeilten, sich zum neuen gesetzgebenden Körper zu begeben. Jeden Augenblick zählte man die gegenwärtigen Mitglieder und als endlich von den Alten 126 und von den Fünfhundert 251 an der Zahl (die

Hälfte, mehr einer, für die beiden Conseils) angekommen waren, fing man die Berathung an. Es herrschte einige Verlegenheit in den beiden Versammlungen, denn der Akt, um dessen Legalisirung es sich handelte, war ein offenbarer Staatsstreich. Die erste Maaßregel der beiden Säle war, sich in Permanenz zu erklären und sich gegenseitig zu benachrichtigen, daß sie constituirt wären. Der Deputirte Poulain-Grandpré, Mitglied der Fünfhundert, nahm zuerst das Wort:

„Die genommene Maaßregel," sagte er, „das Lokal, das wir gegenwärtig einnehmen, kurz Alles kündigt an, daß das Vaterland großen Gefahren ausgesetzt war und noch immer ist. Bezeugen wir dem Directorium unsern Dank, denn ihm allein verdanken wir die Rettung des Vaterlandes. Aber es ist nicht genug, daß das Direktorium wache, es ist auch unsere Pflicht Maaßregeln zu nehmen, die das öffentliche Wohl und die Verfassung des Jahres III zu schützen vermögen. Zu diesem Zwecke verlange ich die Bildung einer aus 5 Mitgliedern bestehenden Commission."

Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Commission aus Deputirten zusammengesetzt, die dem System des Direktoriums ergeben waren. Es waren dies Poulain-Grandpré, Sieyes, Villers, Chazal und Boulay (von der Meurthe). Man kündigte für sechs Uhr Abends eine Botschaft des Direktoriums an die beiden Conseils an. Diese Botschaft enthielt den Bericht der Verschwörung, so weit sie dem Direktorium bekannt war, die beiden berüchtigten Aktenstücke, von denen wir schon gesprochen und Fragmente von Briefen, die man in den Papieren der royalistischen Agenten gefunden hatte. Diese Stücke enthielten nichts als die erlangten Beweise; sie thaten dar, daß Pichegru mit den Prätendenten in Unterhandlung war, daß Imbert Colomès mit Blankenburg correspondirte, daß Mersan und Le-

merer um die Verschwörung der Deputirten von Clichy wußten, und daß eine weit verzweigte Verbindung von Royalisten sich über ganz Frankreich erstreckte. Man hatte sonst keine andere Namen, als die hier schon erwähnt worden sind. Diese Stücke waren dessen ungeachtet von großer Wirkung. Indem sie die moralische Ueberzeugung von der wirklichen Existenz der Verschwörung constatirten, bewiesen sie zugleich die Unmöglichkeit den gerichtlichen Weg zu betreten, da alle direkten und positiven Beweise fehlten. Die Commission der Fünf nahm über diese Botschaft bald das Wort.

Da das Direktorium hinsichtlich der zu machenden Vorschläge nicht die Initiative ergriffen hatte, so war es nun an der Commission der Fünf, dieselbe zu ergreifen. Diese Commission war im Geheimniß des Direktoriums und beabsichtigte nun die Legalisation des im Voraus verabredeten Staatsstreiches vorzuschlagen. Boulay (von der Meurthe), von der Commission beauftragt, das Wort zu führen, gab alle jene Gründe an, mit denen man gewöhnlich außerordentliche Maaßregeln auszustatten pflegt, Gründe, welche diesmal leider nur allzusehr ihre Richtigkeit hatten. Nachdem er gesagt hatte, daß man sich auf einem Schlachtfeld befände und schnelle und entscheidende Maaßregeln treffen müßte, um, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, die Verschwörer unschädlich zu machen, brachte er die entworfenen Vorschläge. Die hauptsächlichsten bestanden darin, die Wahloperationen von achtundvierzig Departements zu annulliren und so den gesetzgebenden Körper von den einer feindlichen Faction ergebenen Deputirten zu befreien; außerdem schlug er vor, aus dieser Zahl die Gefährlichsten herauszuwählen, um sie deportiren zu lassen. Der Rath hatte beinahe hinsichtlich der zu nehmenden Maaßregeln keine andere Wahl. Die Umstände ließen keine andern zu, als die eben vorgeschlagenen, und das Direktorium hatte zu

dem eine solche Stellung angenommen, daß man es nicht gewagt haben würde, dieselben zu verweigern. Der schwankende und unentschiedene Theil einer Versammlung, der durch Energie stets unterjocht wird, hatte sich auf die Seite des Direktoriums geschlagen, und war bereit, für alles zu stimmen, was demselben nur angenehm sein konnte. Der Deputirte Chollot verlangte indessen eine Frist von zwölf Stunden, um die vorgeschlagenen Maaßregeln in Berathung zu ziehen. Aber der Schrei: „zur Abstimmung" brachte ihn zum Schweigen. Man beschränkte sich allein darauf, einige Individuen, wie Thibaudeau, Doulcet, de Pontécoulant, Tarbé, Crecy, Detorcy, Normand, Dupont de Nemours, Remusat und Bailly von der Deportationsliste zu streichen, da man sie theils als gute Patrioten, theils als zu unbedeutend, um gefährlich sein zu können, bezeichnete. Die Wahloperationen der achtundvierzig Departements wurden als ungültig erklärt.

Es waren folgende Departements: Ain, Ardèche, Ariége, Aube, Aveyron, Bouches du Rhône, Calvados, Charente, Cher, Côte d'Or, Côtes du Nord, Dordogne, Eure, Eure et Loir, Gironde, Hérault, Ille et Vilaine, Indre et Loire, Loiret, Manche, Marne, Mayenne, Mont-Blanc, Morbihan, Moselle, Deux-Néthes, Nord, Oise, Orne, Pas de Calais, Puy de Dôme, Bas Rhin, Haut-Rhin, Rhône, Haut-Saône, Saône et Loire, Sarthe, Seine, Seine-Inférieure, Seine et Marne, Seine et Oise, Somme, Tare, Var, Vaucluse, Yonne. Die von diesen Departements ernannten Deputirten wurden von dem gesetzgebenden Körper ausgeschlossen. Alle Beamte, wie Richter, oder der Municipalverwaltung Angehörige, die von denselben Departements gewählt waren, wurden ebenfalls ihrer Funktionen enthoben. Zur Deportation nach einem von dem Direktorium bestimmten Orte, waren folgende Individuen bestimmt,

und zwar von dem Rathe der Fünfhundert: Aubry, Job Aymé, Bayard, Blain, Boissy d'Anglas, Borin, Bourdon (von der Oise), Cadroi, Couchery, Dalahaye, Delarue, Doumére, Dumolard, Duplantier, Duprat, Gilbert-Desmolières, Henri Larivière, Imbert-Colomès, Camille Jordan, Jourdan (von den Rhônemündungen), Gau, Lacarrière, Lemarchant-Gomicourt, Lemerer, Mersan, Madier, Maillard, Noailles, André, Mac Curtain, Pavée, Pastoret, Pichegru, Polißart, Praire-Montaud, Quatremére-Quincy, Saladin, Simeon, Vauvilliers, Vaublanc, Villaret-Joyeuse, Willot. Von dem Rathe der Alten: Barbè-Marbois, Dumas, Ferraut-Vaillant, Lafond-Ladebat, Laumont, Muraire, Murinais, Paradis, Portalis, Rovère, Tronçon-Ducoudray.

Die beiden Direktoren Carnot und Barthelemy, der Exminister der Polizei, Cochon, sein Beamter, Doßonville, Ramel, der Commandant der Garde des gesetzgebenden Körpers und die drei royalistischen Agenten, Brottier, Laville-Heurnois und Duverne waren ebenfalls zur Deportation verurtheilt. Man blieb nicht dabei stehen. Die Journalisten waren nicht weniger gefährlich gewesen als die Deputirten, und man hatte ebenso wenig Mittel und Wege, sie gerichtlich zu verfolgen. Man beschloß, gegen sie auf eben dieselbe revolutionäre Weise zu verfahren, wie gegen die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers. Man verurtheilte die Eigenthümer, Herausgeber und Redacteurs von zweiundvierzig Journalen zur Deportation; da damals die Herausgabe politischer Journale durch keine Bedingungen beschränkt waren, so war deren Zahl ungeheuer. Unter der Zahl dieser 42 sah man auch die Quotidienne. Diesen Maaßregeln gegen Personen fügte man auch andere hinzu, die die Macht des Direktoriums verstärkten und die revolutionären Gesetze, welche von den Fünfhundert aufgehoben oder modificirt worden waren, wieder herstellten. Auf diese Weise

erhielt das Direktorium die Ernennung aller Richter und Munizipalbeamten, deren Wahl in den achtundvierzig Departements annullirt worden war. Was die Stellen der Deputirten anbelangt, so blieben dieselben vacant. Die Artikel des berüchtigten Gesetzes vom 3. Brumaire wurden wieder in Kraft gesetzt und selbst erweitert. Die Verwandten der Emigrirten, die durch dieses Gesetz bis zum Frieden von den öffentlichen Funktionen ausgeschlossen waren, wurden durch das neue Gesetz bis vier Jahre nach dem Frieden davon ausgeschlossen und außerdem ihres Wahlrechtes beraubt. Die unter dem Vorwande, ihre Ausstreichung aus der Emigrantenliste zu verlangen, zurückgekehrten Emigrirten sollten binnen vierundzwanzig Stunden die Gemeinden, in welchen sie sich aufhielten, und binnen vierzehn Tagen das französische Gebiet verlassen. Jene unter ihnen, die in Ueberschreitung des Gesetzes betroffen würden, sollten die Anwendung desselben binnen vierundzwanzig Stunden erleiden. Die Gesetze, welche die deportirten Priester zurückriefen, und sie von der Leistung des Eides entbindend, nur zu einer einfachen Erklärung verpflichteten, wurden bis auf Weiteres außer Wirksamkeit gesetzt. Alle Gesetze über die Polizei des Cultus wurden wieder hergestellt. Das Direktorium erhielt die Macht, die Priester, von deren schlechtem Betragen es unterrichtet war, mittelst eines einfachen Beschlusses deportiren zu lassen. Was die Journale anbelangt, so hatte es in Zukunft das Recht, jene, die ihm gefährlich schienen, zu unterdrücken. Die politischen Gesellschaften, d. h. die Clubbs, waren zwar wieder hergestellt, aber das Direktorium hatte gegen sie dieselbe Macht, wie gegen die Journalisten in Händen, es konnte sie nämlich nach seinem Gutdünken schließen. Endlich wurde die Organisirung der Nationalgarde suspendirt und auf länger hinausgeschoben, eine Maaßregel, die nicht weniger wichtig als alle vorhergehenden war.

Keine dieser Maaßregeln war blutdürstig, denn die Zeit des Blutvergießens war vorüber, aber sie gaben sämmtlich dem Direktorium eine völlig revolutionäre Gewalt in die Hände. Dieselben wurden am 18. Fructidor des Jahres V (4. September) Abends im Rathe der Fünfhundert votirt. Keine Stimme erhob sich gegen deren Annahme, einige Deputirte beklatschten dieselben, die Majorität war schweigsam und unterthänig. Dieser Beschluß wurde sofort den Alten überbracht, welche wie die Fünfhundert in Permanenz waren und auf irgend einen Gegenstand der Berathung warteten. Die einfache Lesung des Beschlusses und des Berichtes, beschäftigte sie bis zum Morgen des 19. Ermüdet durch eine allzulange Sitzung, vertagten sie sich bis auf einige Stunden. Das Direktorium, ungeduldig, die Sanction der Alten zu erhalten und den von ihm ausgeführten Staatsstreich durch ein Gesetz unterstützen zu können, sandte an den gesetzgebenden Körper eine Botschaft.

Das Direktorium, sagte diese Botschaft, hat sich aufgeopfert, um die Freiheit zu retten, aber es zählt nun auf Euch, um es zu unterstützen. Es ist heute der 19. und Ihr habt noch nichts für dasselbe gethan.

Der fragliche Beschluß wurde augenblicklich als Gesetz anerkannt und dem Direktorium übermittelt.

Kaum war das Direktorium mit diesem Gesetze versehen, als es sich beeilte davon Gebrauch zu machen, indem es seinen Plan rasch ausführen und dann alles so schnell wie möglich ins alte Geleis bringen wollte. Eine große Anzahl der zur Deportation Verurtheilten war entflohen. Carnot hatte sich heimlich nach der Schweiz gewandt. Das Direktorium hätte gerne den ehemaligen Collegen Barthelemy entwischen lassen, aber er sträubte sich aus den schon früher angeführten Gründen noch immer dagegen. Aus der Liste der Deportirten wurden fünfzehn Individuen ausgewählt, die man ent-

weder für gefährlicher oder schuldvoller hielt, und dieselben zu einer Deportation bestimmt, die für einige eben so verhängnißvoll wie der Tod war. Man ließ sie noch denselben Tag in vergitterten Wägen nach Rochefort abführen, von wo aus sie auf einer Fregatte nach Guyana transportirt werden sollten.

Es waren dies: Barthelemy, Pichegru und Willot, mit denen man theils wegen ihrer Wichtigkeit, theils wegen ihrer Straffälligkeit auf diese Weise verfuhr; ferner Rovére wegen seines bekannten Einverständnisses mit der royalischen Faktion; Aubry wegen der Rolle, die er in der Reaktion gespielt; Bourdon (von der Oise), Murinais, Delarue wegen ihres Betragens im Rathe der Fünfhundert, Ramel wegen seines Benehmens an der Spitze der Grenadiere; Dossonville wegen der von ihm begleiteten Funktionen bei der Commission der Inspektoren; Tronçon-Ducoudray, Barbé, Marbois, nicht wegen ihrer Straffälligkeit, denn sie waren der Republik aufrichtig ergeben, sondern wegen ihres Einflusses im Rathe der Alten, endlich Brottier und Laville-Heurnois wegen der Theilnahme an der Verschwörung. Duverne de Presle, ihr Mitschuldiger, wurde in Anbetracht der gemachten Enthüllungen verschont. In der Wahl dieser Opfer hatte unstreitig auch der Privathaß bedeutenden Einfluß gehabt, denn von diesen 15 Individuen war eigentlich nur Pichegru wirklich gefährlich. Die Zahl der fünfzehn Deputirten wurde auf sechszehn gebracht, und dies zwar durch die Ergebenheit eines gewissen Letellier, Barthelemy's Diener, der ihm durchaus in das Exil folgen wollte. Man ließ sie ohne weitere Verzögerung abreisen und sie wurden, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, der Brutalität der subalternen Beamten ausgesetzt. Da das Direktorium indeß erfuhr, daß der General Dutertre, Chef der Eskorte, sich gegen die Gefangenen

unanständig und schlecht betrug, ließ es denselben auf der Stelle ablösen. Diese wegen ihres Royalismus Deportirten sollten sich zu Sinamari an der Seite von Billaud-Varennes und Collot-d'Herbois wiederfinden. Den andern Deportirten wurde die Insel Oléron zum Aufenthalt bestimmt.

Während dieser zwei Tage herrschte in Paris die tiefste Ruhe. Die Patrioten der Vorstädte fanden die Strafe der Deportation viel zu mild; sie waren an revolutionäre Maaßregeln einer ganz andern Gattung gewöhnt. Da sie auf Barras und Augereau vertrauten, so erwarteten sie, daß es nach ihren Begriffen besser kommen müsse. Sie bildeten mehrere Gruppen und begaben sich unter die Fenster des Direktoriums, wo sie: „es lebe die Republik! es lebe das Direktorium! es lebe Barras!" schrieen. Sie schrieben die Maaßregeln Barras zu und wünschten, daß man für einige Tage die Unterdrückung der Aristokraten ihm anvertrauen möchte. Indeß trübten diese nur wenig zahlreichen Truppen nicht im geringsten die allgemeine Ruhe. Die Sectionäre des Vendemiaire, welche man ohne das Gesetz vom 19. bald wieder als Nationalgarde reorganisirt gesehen hätte, hatten nicht mehr genug Energie, um freiwillig die Waffen zu ergreifen. Sie ließen die Ausführung des Staatsstreichs ohne die geringste Opposition vorübergehen. Uebrigens blieb die Meinung schwankend. Die aufrichtigen Republikaner sahen wohl ein, daß die royalistische Faktion eine energische Maaßregel unvermeidlich gemacht hatte; aber sie beklagten die Verletzung der Gesetze und die Intervention der Militärgewalt. Sie zweifelten beinahe an der Strafbarkeit der Verschwörer, da sie einen Mann, wie Carnot, in deren Reihen sahen. Sie fürchteten, daß Privathaß einen allzugroßen Einfluß auf die Entschließungen des Direktoriums gewonnen hätte. Endlich waren sie, selbst wenn sie die diese Entschlüsse als noth-

wendig anerkannten, doch immer darüber betrübt, und sie hatten Recht, denn es war augenscheinlich, daß diese Verfassung, auf welche sie alle ihre Hoffnungen gebaut hatten, noch immer nicht das Ende unserer Unruhen und Uneinigkeit herbei führen würde. Die Masse der Bevölkerung unterwarf sich und zog diesen Tag ihre Aufmerksamkeit ziemlich von den politischen Ereignissen ab. Man sah sie am 9. Thermidor von dem Haß gegen das alte Régime zu dem Hasse gegen die Schreckensherrschaft übergehen. Seitdem hatte sie nur in den öffentlichen Angelegenheiten zu Gunsten der Reaktion gegen das Direktorium interveniren wollen, da sie dasselbe, nach ihren Begriffen, mit dem Convent und dem Wohlfahrtsausschusse vermengte. Gegenwärtig von der Energie des Direktoriums erschreckt, sah sie im 18. Fructidor den Rath, so wie die Weisung, in Zukunft den politischen Ereignissen fremd zu bleiben. Auch sah man seit dieser Zeit ihren politischen Eifer bedeutend erkalten.

Dieß mußten die Folgen des Staatsstreichs vom 18. Fructidor sein. Man hat gesagt, daß derselbe im Augenblick seiner Ausführung unnütz gewesen sei, da das Direktorium durch die Einschüchterung der royalistischen Partei bereits den Zweck, derselben zu imponiren, erreicht hatte, daß es demnach auf der Ausführung des Staatsstreiches beharrend, durch das gegebene Beispiel der Gesetzesverletzung, die Soldatenherrschaft vorbereitet hätte. Aber die royalistische Faction war, wie wir schon gesagt haben, nur für einen Augenblick eingeschüchtert und bei der Ankunft des nächsten Drittels würde sie unzweifelhaft alles umgestürzt und das Direktorium vernichtet haben. Als Folge davon wäre der Bürgerkrieg zwischen ihr und den Armeen entstanden. Indem das Direktorium dieser Bewegung zuvorkam und dieselbe zur gelegenen Zeit unterdrückte, verhinderte es den Bürgerkrieg; und wenn es sich dadurch unter die Aegide der Militärgewalt stellte, so

unterzog es sich nur einer traurigen, aber unausweichlichen Nothwendigkeit. Die Gesetzlichkeit war in dem Gefolge einer Revolution, gleich der unsern, nur eine Illusion. Nicht unter den Schutz der gesetzlichen Gewalt war es, unter welchen die Parteien sich unterwerfen und ausruhen konnten; es bedurfte dazu einer gewaltigern Macht, um sie im Zaum zu halten, sie gegenseitig zu nähern oder zu vernichten, und sie alle gegen das unter Waffen stehende Europa zu beschützen. Und diese Macht konnte nur die Militärgewalt sein. Das Direktorium verhinderte demnach, durch den 18. Fructidor den Bürgerkrieg, und setzte an dessen Stelle einen zwar mit Kraft, aber doch mit all der in den Zeiten der Revolution möglichen Ruhe und Mäßigung ausgeführten Staatsstreich.

Zweites Kapitel.

Folgen des 18. Fructidor. — Merlin (von Douai) und François (von Neufchateau) treten an die Stelle der zwei deportirten Directoren. — Späte Entdeckungen und Ungnade Moreau's. — Hoche's Tod. — Erstattung der zwei Drittheile der Schuld. — Gesetz gegen die Ex-Adeligen. — Bruch der zu Lille mit England stattfindenden Conferenzen. — Unterhandlungen von Udine. — Werke Bonaparte's in Italien. — Gründung der cisalpinischen Republik. — Schiedsspruch zwischen dem Veltlin und Graubündten; die ligurische Verfassung; Niederlassungen am Mittelmeere. — Vertrag von Campo-Formio; Rückkehr Bonaparte's nach Paris; Triumphfest.

Der 18. Fructidor verbreitete Schrecken in den Reihen der Royalisten. Die Priester und die Ausgewanderten, die schon in großer Anzahl zurückgekehrt waren, verließen abermals Paris, und die größeren Städte, um wieder die Grenzen zu gewinnen. Diejenigen, die sich zur Rückkehr an den Grenzen bereit hielten, kehrten neuerdings nach Deutschland und der Schweiz zurück. Das Directorium war durch das Gesetz vom 19. neuerdings mit der ganzen revolutionären Gewalt betheilt worden und Niemand hatte den Muth, demselben noch zu trotzen. Es fing damit an, die Verwaltungsbehörden umzugestalten, wie dies

gewöhnlich nach jedem Systemswechsel stattfindet; ferner berief es anerkannte Patrioten zu der Mehrzahl der Stellen. Es hatte in 48 Departements zu allen Wahlfunctionen Individuen zu ernennen, und konnte demnach seinen Einfluß sehr ausbreiten und seine Anhänger verdoppeln. Seine erste Sorge mußte sein, die beiden Directoren Carnot und Barthelemy zu ersetzen. Rewbell und Larévellière, deren Einfluß durch die letzten Ereignisse bedeutend erhöht worden war, wollten nicht, daß man sie anklagen könnte, zwei ihrer Collegen von der Regierung ausgeschlossen zu haben, um sich allein zu Herren derselben zu machen; sie verlangten daher, daß man den gesetzgebenden Körper augenblicklich zur Ernennung der zwei neuen Directoren auffordere. Dies lag jedoch nicht in der Absicht von Barras und noch weniger in der von Augereau. Dieser General war über die Ereignisse des 18. Fructidor entzückt, und stolz darauf, dieselben so geschickt geleitet zu haben. Sich in die Geschäfte mischend hatte er Geschmack an der Politik, wie an der Gewalt bekommen, und das ehrgeizige Verlangen nach einem Sitz im Directorium gefaßt. Er wünschte, daß die drei Directoren, ohne erst vom gesetzgebenden Körper neue Collegen zu verlangen, ihn freiwillig zu dem Sitze neben ihnen beriefen. Man entsprach seinen Wünschen nicht und es blieb ihm demnach kein anderes Mittel, Director zu werden, als in den beiden Conseils die Majorität zu erhalten. Aber auch dort scheiterten seine Hoffnungen, denn Merlin (von Douai) Minister der Justiz und François (von Neufchateau) Minister des Innern trugen mit einer großen Stimmenmehrheit den Sieg über alle andern Concurrenten davon. Massena und Augereau hatten nach ihnen die meisten Stimmen, und zwar, Massena deren mehr als Augereau erhalten.

Die beiden neuen Directoren wurden mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten in ihre neuen Functionen eingesetzt.

Sie waren beide Republikaner, jedoch mehr in Rewbell's und Larévellière's Weise, als in der von Barras; sie hatten übrigens andere Gewohnheiten und andere Sitten. Merlin war ein Rechtsgelehrter und François von Neufchateau ein Gelehrter. Beide lebten auf eine ihrem Berufe entsprechende Weise und waren ganz dazu geschaffen, sich mit Rewbell und Larévellière zu verständigen. Es wäre vielleicht wünschenswerth gewesen, daß man einen der berühmten Generale in's Directorium berufen hätte, indem dadurch der Einfluß und die Achtung desselben von Seite der Armeen bedeutend verstärkt worden wäre.

Das Directorium ersetzte die in seine Reihen berufenen beiden Minister durch zwei vortreffliche aus der Provinz gewählte Beamte, da es dadurch hoffte, die Regierung aus Männern zusammenzusetzen, die den Intriguen von Paris fremder und der Begünstigung weniger zugänglich waren. Zu dem Ministerium der Justiz wurde Lamprecht berufen, welcher in dem Augenblicke Commissär bei der Centralverwaltung des Departements, der Dyle, d. h. Präfect war; er war ein rechtschaffener und tüchtiger Beamter. Zum Minister des Innern wurde Letourneur, Commissär der Centralverwaltung der untern Loire ernannt; auch er war ein fähiger, eifriger und unbescholtener Beamter, aber zu unerfahren in der Hauptstadt und ihren Gebräuchen, um sich an der Spitze einer großen Verwaltung nicht zuweilen lächerlich zu machen.

Das Directorium durfte sich zu der Art und Weise, wie der Gang der Ereignisse stattgefunden hatte, nur Glück wünschen. Es wurde nur durch das Stillschweigen des Generals Bonaparte, der seit langer Zeit nicht geschrieben, noch die versprochenen Gelder gesandt hatte, beunruhigt. Sein Adjutant Lavalette war während der Vorgänge nicht im Pallaste Luxembourg erschienen, und man hatte ihn im Verdachte, den General gegen das

Directorium eingenommen und ihm falsche Berichte über den Sachverhalt geschickt zu haben. In der That hatte Lavalette, Bonaparte den Rath gegeben, allen Vorgängen, sowie den besprochenen Staatsstreichen fremd zu bleiben, und sich auf die Unterstützung zu beschränken, die er dem Directorium mittelst seiner Proclamationen bereits geleistet hatte. Barras und Augereau beriefen Herrn v. Lavalette zu sich, drohten ihm, indem sie ihm vorhielten, daß er Bonaparte ohne Zweifel getäuscht hätte, und erklärten ihm, daß sie nur in Berücksichtigung der seinem Generale gebührenden Achtung ihn nicht hätten verhaften lassen. Lavalette begab sich augenblicklich nach Italien, und Augereau beeilte sich, sowohl an Bonaparte als an seine Freunde bei der Armee zu schreiben, und ihnen die mehr erwähnten Vorgänge aus dem geeignetsten Gesichtspunkte darzustellen.

Das mit Moreau unzufriedene Direktorium hatte beschlossen ihn abzuberufen, als es seinen Brief von ihm empfing, der den lebhaftesten Eindruck hervorbrachte. Moreau hatte zur Zeit seines Ueberganges über den Rhein die Papiere des Generals Klinglin erbeutet und darin die ganze Correspondenz Pichegru's mit dem Prinzen von Condé gefunden. Er hatte diese Correspondenz geheim gehalten, sich aber im Augenblicke des 18. Fructidor entschlossen, dieselbe der Regierung mitzutheilen. Er behauptete, diesen Beschluß gefaßt zu haben, ehe er zur Kenntniß der Ereignisse des 18. Fructidor gekommen, um dem Direktorium die Mittel und den Beweis an die Hand zu geben, seine gefährlichsten Feinde zu vernichten. Es wird jedoch mit Bestimmtheit behauptet, daß Moreau am 18. selbst, noch durch den Telegraphen die Kunde von jenen Ereignissen erhalten und sich dann beeilt habe, eine Anzeige zu erstatten, durch die Pichegru nicht mehr compromittirt wurde, als er es ohnehin schon war, und die ihn selbst von einer großen Verantwortlich-

keit befreite. Wie es sich auch um diese verschiedenen Muthmaßungen verhalten möge, so geht doch daraus klar hervor, daß er lange Zeit ein wichtiges Geheimniß verschwiegen und sich erst im Augenblicke der Catastrophe zu dessen Enthüllung entschlossen hatte. Alle Welt sagte, daß er zu wenig Republikaner, um seinen Freund zu verrathen, doch wieder zu wenig ein treuer Freund gewesen sei, um das Geheimniß bis zum Ende zu bewahren. Sein politischer Charakter erschien hier in seinem wahren Lichte, nämlich schwach, schwankend und unentschlossen. Das Direktorium berief ihn nach Paris, um von seinem Betragen Rechenschaft zu geben. Bei Untersuchung dieser Correspondenz fand sich die Bestätigung Alles dessen, was das Direktorium früher über Pichegru erfahren hatte, und es war nur zu bedauern, daß diese Papiere nicht eher zu seiner Kenntniß gelangt waren. In denselben Briefen befand sich auch der Beweis für die Treue Moreau's gegen die Republik, indessen bestrafte es ihn für seine Lauigkeit und sein Stillschweigen, indem es ihm sein Commando nahm, und ihn ohne Anstellung zu Paris ließ. Hoche, der noch immer an der Spitze der Sambre- und Maas-Armee stand, hatte einen Monat in der furchtbarsten Unruhe zugebracht. Er befand sich in seinem Hauptquartiere Wetzlar und hielt stets einen Wagen bereit, um im Falle des Sieges der Fünfhundert, mit seiner jungen Frau nach Deutschland zu flüchten. Bei dieser Gelegenheit dachte er zum erstenmal an seine eigenen Interessen und an die Nothwendigkeit, eine hinreichende Geldsumme zusammen zu bringen, um für seine Bedürfnisse während seiner Entfernung zu sorgen. Man erinnert sich, daß er dem Direktorium den größten Theil der Mitgift seiner Frau geliehen hatte. Die Nachricht der Ereignisse des 18. Fructidor erfüllte ihm mit Freude und befreite ihn von jeder Furcht für sich selbst. Das erkenntliche Direktorium bildete zur Belohnung seiner Erge-

benheit aus den beiden großen Armeen, der Sambre und Maas, so wie des Rheines, eine einzige, unter dem Namen einer Armee von Deutschland und verlieh ihm das Commando über dieselbe. Es war dies das größte Commando der Republik. Leider erlaubte die Gesundheit des jungen Generals ihm nicht lange, sich über den Triumph der Patrioten und über die Beweise des Zutrauens seiner Regierung zu freuen. Schon seit einiger Zeit beunruhigte ein trockener und häufiger Husten, so wie sonstige nervöse Zustände, seine Freunde und seine Aerzte. Ein unbekanntes Uebel verzehrte diesen jungen Mann, der einst in der blühendsten Gesundheit mit den Vorzügen seines Geistes auch die einer männlichen Schönheit und Kraft vereinigte. Ungeachtet seines Zustandes, beschäftigte er sich doch fortwährend, die zwei unter sein Commando gestellten Armeen zu einer einzigen zu organisiren, und dachte noch immer an seine Expedition nach Irland, mit welcher das Direktorium England in Schranken versetzen wollte. Aber sein Husten wurde gegen die letzten Tage des Fructidor immer heftiger, und er fing an, an unerträglichen Schmerzen zu leiden. Man wünschte, daß er seine Arbeiten unterbräche, aber er willigte nicht ein und begnügte sich, seinen Arzt zu sich zu rufen und ihm zu sagen: „verschreiben Sie mir ein Mittel gegen die Ermüdung, aber dies Mittel darf nicht in der Ruhe bestehen.“

Endlich legte er sich, durch das Uebel besiegt, am ersten Ergänzungstage des Jahres V (17. September) zu Bette und starb den Tag darauf unter den furchtbarsten Schmerzen. Die Armee war in Verzweiflung, denn sie betete ihren jungen General an. Diese Nachricht verbreitete sich mit reißender Schnelle und betrübte alle Republikaner, die auf seine Talente und seinen Patriotismus große Hoffnungen gebaut hatten. Es verbreitete sich augenblicklich ein Gerücht von Vergiftung, da man

nicht glauben konnte, daß ein von solcher Jugend, Kraft und Gesundheit strotzender Mann einem ganz natürlichen Ereignisse unterliegen könnte. Es wurde die Secirung vorgenommen und die Fakultät, die den Magen und die Eingeweide untersuchte, fand dieselben voll schwarzer Flecken, ohne das Vorhandensein von Anzeichen der Vergiftung, förmlich zu erklären, schien sie doch daran zu glauben. Man schrieb dem Direktorium diese Vergiftung zu, was im Grunde eine sehr unsinnige Behauptung war, denn es war Niemand im Direktorium eines solchen, unseren Sitten fremden Verbrechens fähig, und hauptsächlich hatte Niemand ein Interesse, dasselbe zu begehen. Hoche war in der That die sicherste Stütze des Direktoriums, sowohl gegen die Royalisten, als gegen den ehrgeizigen Sieger Italiens. Man vermuthete mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß er im Westen vergiftet worden sei. Sein Arzt glaubte sich zu erinnern, daß die Veränderung in seiner Gesundheit sich von seinem letzten Aufenthalte in der Bretagne, als er sich dort nach Irland einschiffen wollte, datirte. Man streute übrigens ohne Beweis aus, Hoche sei bei einer Mahlzeit, die er Personen aller politischen Farben gegeben, um sie einander zu nähern, vergiftet worden.

Das Directorium veranstaltete ein prachtvolles Leichenbegängniß, welches auf dem Marsfelde in Gegenwart aller Staatsbehörden, und bei einem ungeheuern Zusammenflusse des Volkes stattfand. Eine ansehnliche Armee folgte dem Leichenzuge, den der alte Vater des Generals anführte. Dieser Pomp ließ einen tiefen Eindruck zurück, und war einer der schönsten jener heroischen Zeiten.

So endete einer der schönsten und ausgezeichnetsten Charaktere der französischen Revolution, und zwar diesmal doch nicht durch das Schaffot. Hoche war 29 Jahre alt; als Soldat, bei den französischen Garden, hatte er seine kriegerische Bildung in wenigen Monaten vollendet. Dem

physischen Muthe des Soldaten einten sich bei ihm ein energischer Charakter, überlegene Einsicht, große Menschenkenntniß, Verständniß der politischen Ereignisse und der allmächtige Hebel mächtiger Leidenschaften, die mit ihrer gewaltigen Glut vielleicht die einzige Ursache seines Todes waren. Ein besonderer Umstand vermehrte das Interesse, welches seine vorzüglichen Eigenschaften allgemein erregten. Stets war sein Glück und seine rühmliche Laufbahn durch unvorhergesehene Zufälle unterbrochen worden. Sieger von Weißenburg und im Begriff eine so herrlich begonnene Laufbahn zu verfolgen, wurde er in's Gefängniß geworfen. Aus dem Gefängnisse befreit, um seine schönsten Kräfte in der Vendée zu zersplittern, hatte er dort die schönste politische Mission erfüllt und in dem Augenblicke, wo er einen großen Plan gegen Irland ausführen wollte, sah er sich durch einen Sturm, sowie sonstige mißliche Verhältnisse daran verhindert. Zum Commando der Sambre- und Maasarmee berufen, erfocht er mit ihr einen schönen Sieg und sah sein Fortschreiten abermals durch die Präliminarien von Leoben gehemmt. Als er endlich an der Spitze der Armee von Deutschland bei den damaligen Verhältnissen Europa's einer großartigen Zukunft entgegensah, wurde er in Mitte seiner Laufbahn durch eine nur 48stündige Krankheit aus der Mitte seiner ehrenvollen Laufbahn gerissen. Wenn übrigens eine rühmliche und schöne Erinnerung für den Verlust des Lebens entschädigt, so konnte er für den Verlust des seinigen nicht schöner entschädigt werden. Erfochtene Siege, eine großartige Friedensstiftung, Besitz allumfassender Talente, mackellose Rechtschaffenheit und die allen Republikanern inwohnende Ueberzeugung, daß er allein gegen den Sieger von Rivoli und der Pyramiden gekämpft, sein Ehrgeiz republikanisch geblieben und eine unübersteigbare Schranke für jenen gewaltigen, zum Throne anstrengenden Ehrgeiz gebildet haben würde, kurz mit

einem Worte Großthaten, erhabene Hoffnungen und 29 Jahre, aus diesen besteht seine Erinnerung. Gewiß, sie ist erhaben genug! Beklagen wir ihn nicht, jung gestorben zu sein, denn es wird für den Ruhm von Hoche, so wie Kleber und Désaix stets besser sein, daß sie nicht Marschälle geworden. Sie wurden der Ehre theilhaftig, als freie Bürger zu sterben, ohne wie Moreau in die bittere Nothwendigkeit versetzt zu sein, bei fremden Armeen ein Asyl zu suchen.

Die Regierung gab das Commando über die Armee dem General Augereau, und entledigte sich so dieses ungestümen Charakters, der in Paris ziemlich unbequem zu werden anfing.

Das Direktorium hatte in wenigen Tagen alle durch die Umstände nothwendig gewordenen Anordnungen getroffen und es blieb ihm nur noch übrig, sich mit der Finanzverwaltung zu beschäftigen. Das Gesetz vom 19. Fructidor hatte das Direktorium von seinen furchtbarsten Gegnern befreit und durch die Wiederherstellung des Gesetzes vom 3. Brumaire ihm neue Mittel der Strenge gegen die Emigrirten und die Priester gegeben; es hatte ihm ferner die Macht gegeben, die Journale zu unterdrücken, die politischen Gesellschaften, deren Tendenz ihm gefährlich schien, aufzulösen, alle durch die Nichtigkeitserklärung einer Wahl erledigten Stellen zu besetzen; außerdem hatte es die Reorganisirung der Nationalgarden auf eine unbestimmte Zeit vertagt, und ihm mit einem Worte Alles zurückgegeben, was die beiden Conseils ihm entziehen gewollt, ja selbst noch eine Art revolutionärer Allgewalt hinzugefügt. Aber das Direktorium mußte in Beziehung auf die Finanzen noch eben so wichtige Vortheile erringen, denn man hatte es darin auch nicht minder seiner Gewalt berauben wollen. Für die Einnahmen und Ausgaben des Jahres VI wurde ein umfassender Plan vorgelegt. Die erste Sorge des Direk-

toriums mußte dahin gehen, jene Befugnisse rücksichtlich der Verhandlungen des Schutzes, der Anweisungen und Zahlungen, kurz die Disposition der Finanzmittel, die man ihm hatte entziehen wollen, wieder zu erlangen. Alle darauf bezüglichen und von den beiden Conseils vor dem 18. Fructidor angenommene Artikel wurden zurückgenommen. Man mußte ferner auf die Einführung neuer Steuern denken, um das überlastete Grundeigenthum zu erleichtern und Einnahme und Ausgabe in ein gleiches Verhältniß zu stellen. Es wurde die Errichtung einer Lotterie genehmigt und eine Weg- und Hypothekensteuer eingeführt. Die Registrirungsgebühren wurden so geordnet, daß der Ertrag derselben bedeutend erhöht werden mußte. Ebenso steigerte man die Abgaben auf fremden Taback. Durch diese neuen Erträgnisse ward es möglich die Grundsteuer auf 228 Mill. Fr., die Personalsteuer auf 50 Mill. Fr. herabzusetzen und doch die Totaleinnahme für das Jahr VI auf 616 Mill. Fr. zu bringen. Bei dieser Summe waren die angeblichen Verkäufe der Nationalgüter nur auf 20 Mill. angeschlagen.

Durch diese verschiedenen Mittel war die Einnahme auf 616 Mill. erhöht worden, und man mußte nun daran denken, die Ausgabe auf dieselbe Summe zu reduciren. Man nahm an, daß der Krieg für dieses Jahr, selbst wenn ein neuer Feldzug nothwendig werden sollte, nur 283 Mill. Fr. kosten würde. Die andern Hauptausgaben beliefen sich auf 247 Mill. Fr., was in Allem also 530 Mill. ausmachte. Aber die Ausgabe für die Tilgung der Schulden belief sich allein auf 258 Mill., und hätte man dieselben vollständig ergänzen wollen, so würde die Summe aller Ausgaben die Mittel der Republik weit überschritten haben. Man schlug vor, nur das Drittheil der Tilgungsausgaben, d. i. nur 86 Mill. zu bezahlen. Auf diese Weise kosteten der Krieg, so wie die Bestreitung aller übrigen Ausgaben, die der Schul-

dentilgung inbegriffen, nur 616 Mill. Fr., und die Ausgabe war somit der Einnahme gleich gestellt. Aber wenn man sich schon in diese Gränzen einschließen wollte, so mußte man bezüglich der Schulden einen entscheidenden Entschluß fassen. Seit der Aufhebung des Papiergeldes hatten die Interessen nicht regelmäßig bezahlt werden können. Man hatte ein Viertel derselben in baarem Gelde und drei Viertel in Anweisungen auf die Nationalgüter, genannt bons des trois-quarts, bezahlt. Es war beinahe ebenso, als hätte man ein Viertel in Geld und drei Viertel in Assignaten bezahlt.

Die Schuld war bis jetzt nur mittelst der durch den Verkauf der Nationalgüter entstandenen Hülfsquellen theilweise getilgt worden, und es war nothwendig, in dieser Beziehung endlich einen Entschluß zu fassen, sowohl im Interesse des Staates, als dem seiner Gläubiger. Eine Schuld, deren jährliche Last sich auf 258 Millionen belief, war für die damalige Epoche wirklich ungeheuer. Man kannte damals noch nicht die Hülfsquellen und die Macht des Credits und der Amortisirung. Das Einkommen war bei weitem noch nicht so bedeutend, als es in der Folge geworden, denn man hatte noch nicht die Muße gehabt, die Vortheile der Revolution zu sammeln, und Frankreich, das seit dieser Zeit eine Milliarde allgemeiner Steuern zahlen konnte, war damals kaum im Stande, 616 Millionen aufzubringen. Die Schuldenlast war demnach erdrückend, und der Staat befand sich ganz in der Lage eines zahlungsunfähigen Gläubigers. Man beschloß daher fortzufahren, einen Theil der Schuld durch Baarzahlungen zu decken und statt den Rest durch Anweisungen auf die Nationalgüter zu tilgen, mit eben diesen Gütern selbst das Capital heimzuzahlen. Man wollte nur ein Drittheil derselben beibehalten, und dieses sollte das consolidirte Dritttheil heißen und in das große Buch als stets fortlaufende Rente eingetragen werden, die beiden

andern Drittel sollten nach dem zwanzigfachen Kapitalwerth der Rente und in Anweisungen, die in Nationalgütern zahlbar waren, zurückerstattet werden. Man kann nicht umhin, zu bestätigen, daß diese Anweisungen im Handel wenigstens ein Sechstel ihres Werthes verloren, und daß für jene, die keine Güter kaufen wollten, nichtsdestoweniger ein Bankerott herbeigeführt war.

Ungeachtet der Ruhe und Fügsamkeit, die sich seit dem 18. Fructidor in den beiden Conseils zeigte, erfuhr doch diese Maaßregel einen lebhaften Widerstand. Die Gegner der Rückzahlung behaupteten, daß dies ein vollkommener Bankerott sei, daß die Schuld seit dem Anfange der Revolution unter dem Schutze der Nationalehre gestellt worden sei, daß es eine Entehrung der Republik sei, wenn man die zwei Drittel zurückzahlen wollte, und daß die Gläubiger, welche keine Güter kauften, bei dem Umsatze ihrer Anweisungen neun Zehntel verlieren würden, da der Umlauf einer so großen Menge Papiere den Werth derselben bedeutend herabsetzen würde, daß ferner selbst ohne irgend ein Vorurtheil gegen den Ursprung dieses Nationaleigenthumes zu hegen, doch die meisten Staatsgläubiger zu arm wären, um Ländereien zu kaufen, daß Gesellschaften zum gemeinschaftlichen Ankaufe unmöglich seien und demzufolge der Verlust von neun Zehntel des Kapitales sich für die Mehrzahl nur allzu gewiß feststelle. Weiter behaupteten sie, daß das angeblich consolidirte Drittel, das künftig gegen jede Reduction geschützt sein sollte, nichts weiter als ein Versprechen wäre, und daß ein versprochenes Drittel weniger werth sei, als drei versprochene Drittel, daß es endlich, wenn die Republik in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht die ganzen Zinsen der Staatsschuld tilgen könnte, für die Gläubiger immer besser sei, zu warten, wie sie es bis jetzt gethan hatten, indem eine Anwartschaft, mit der Hoffnung, ihr Loos verbessert zu sehen, doch besser sei, als

auf der Stelle aller ihrer Ansprüche verlustig zu werden. Es gab selbst viele, die wünschten, daß man zwischen den verschiedenen in das große Buch eingetragenen Arten von Renten einen Unterschied machen, und nur jene der Rückzahlung unterwerfen sollte, die um einen sehr niedern Preis verkauft worden waren. Man hatte deren in der That für zehn bis fünfzehn Franken erkauft und die Käufer hatten ungeachtet der Reduction auf das Drittheil noch immer ihren Gewinn dabei.

Die Anhänger des Planes des Direktoriums antworteten, daß ein Staat, gleich jedem Privatmanne, das Recht hätte, seinen Gläubigern seine Besitzungen abzutreten, sobald er sie nicht anders bezahlen könne; daß die Schuld die Mittel der Republik übersteige und sie unter diesen Umständen das Recht hätte, ihren Gläubigern das Pfand für die Schuld selbst, d. h. die Güter abzutreten, daß diese Gläubiger ferner durch den Ankauf der Güter keineswegs bedeutend verlieren könnten, indem sie in ihren Händen bald wieder im Preise steigen und ihren früheren Werth erlangen würden; daß sie so auf der einen Seite gewönnen, was sie auf der andern verloren hätten; daß noch 1300 Millionen Güter übrig blieben, (die den Armeen versprochene Milliarde war auf die Staatsgläubiger übertragen worden). Sie sagten weiter, der Friede sei nahe, und mit Eintritt desselben sollten nur die Rückzahlungs-Anweisungen als Zahlung für die Nationalgüter angenommen werden, daß folglich der rückgezahlte Theil des Kapitales sich auf ungefähr drei Milliarden belaufend, 1300 Millionen Nationalgüter zu kaufen fände, und so höchstens zwei Drittel statt der angeblichen neun Zehntel verloren gehen würde; daß man übrigens die Gläubiger nie anders als jetzt behandelt und sie immer in Gütern bezahlt hätte, sei es nun, daß man ihnen Assignaten, oder Drei-Viertel-Anweisungen gegeben; die Republik sei gezwungen zu geben, was sie hätte, und die Gläubiger

würden durch Warten nichts gewinnen, da die Republik nie die ganze Schuld würde tilgen können. Durch die Liquidirung der Gläubiger sei ihr Loos festgestellt und die Zahlung des consolidirten Drittels würde auf der Stelle anfangen, da die Mittel dazu vorhanden seien. Endlich fügten sie hinzu, sei der Republik ihrer Seits einer ungeheuern Last entledigt, trete damit in eine regelmäßigere Bahn, zeige sich Europa gegenüber mit einer bedeutend erleichterten Schuld und demzufolge in einer imposanteren und mächtigeren Stellung, was nicht ohne Einfluß auf den Friedensschluß bleiben könne; ferner könne man hinsichtlich der verschiedenen Renten, und deren Erwerbungspreise keinen Unterschied machen und müsse sie alle gleich behandeln.

Diese Maaßregel war unvermeidlich. Die Republik handelte hier, wie sie stets gehandelt hatte, und tilgte alle ihre Kräfte übersteigenden Verpflichtungen mit den Nationalgütern, und zwar nach dem Preise, zu dem sie herabgesunken waren. Mit Assignaten hatte sie die ältern Schulden und die Ausgaben der Revolution bestritten, und durch Nationalgüter wieder die Assignaten getilgt. Mit Assignaten, d. h. abermals mit Nationalgütern, hatte sie die Interessen der Schuld getilgt, und wieder mit Nationalgütern zahlte sie endlich das Capital selbst. Mit einem Worte, sie gab, was sie besaß. Die Schuld der vereinigten Staaten war auf dieselbe Weise getilgt worden. Die Gläubiger hatten statt aller Zahlung die Ufer des Mississipi eigenthümlich erhalten. Maaßregeln dieser Art verursachen, wie die Revolutionen, viele einzelne Verletzungen, die man jedoch, wenn sie unvermeidlich geworden, zu ertragen wissen muß.

Die Maaßregel des Direktoriums wurde angenommen, und auf diese Weise, mittelst einer Auflage, die die Einnahmen bis auf 616 Millionen steigerten, so wie durch die Reducirung der Staatsschuld, welche die Ausgaben

auf dieselbe Summe zu beschränken erlaubte, das Gleichgewicht in unsern Finanzen wieder hergestellt. Man konnte demnach mit geringerer Verlegenheit dem Jahre IV (vom September 1797 bis zum September 1798) entgegen sehen.

Allen diesen Vorkehrungen, den Folgen des Sieges, wollten die Republikaner noch eine letzte hinzufügen. Sie sagten, daß die Republik noch immer in Gefahr sein würde, so lange man eine feindliche Kaste, die der Ci-devant-Adeligen, in ihrem Schooße dulden würde; sie verlangten, daß man alle Familien, die früher adelig waren oder sich dafür ausgegeben hatten, aus Frankreich verbannt würden; daß man ihnen den Werth ihrer Güter in französischen Waaren geben und sie zwingen sollte, ihre Vorurtheile, Leidenschaften und Existenzen in ein anderes Land zu tragen. Dieser Vorschlag wurde durch Sieyes, Boulay von der Meurthe und Chazal, alle drei, erklärte Republikaner, mächtig unterstützt; aber durch Tallien und die Freunde von Barras ebenso sehr bekämpft. Barras war adelig, der General der italienischen Armee war ein geborner Edelmann, viele der Freunde und Anhänger, die Barras Vergnügungen theilten und seine Salons erfüllten, waren ebenfalls Exadelige; und obgleich man zu Gunsten jener, die der Republik nützliche Dienste geleistet hatten, eine Ausnahme machte, so waren doch die Besucher der Gesellschaften des Direktors gegen das in Vorschlag gebrachte Gesetz sehr aufgebracht. Aber selbst ohne diese persönlichen Gründe war es leicht, die Gefahr und übermäßige Strenge dieses Gesetzes anschaulich zu machen. Es wurde dessenungeachtet den beiden Conseils vorgetragen und erregte daselbst eine Art von Aufruhr, in Folge dessen man es zurücknehmen mußte, um es bedeutenden Modificationen zu unterwerfen. Man brachte es unter einer andern Form wieder zum Vorschein. Die Ci-devant-

Adeligen waren nun nicht mehr zur Verbannung verurtheilt, aber man betrachtete sie als Ausländer und nöthigte sie zur Wiedererwerbung des Bürgerrechtes, so wie, sich allen Formen der Naturalisation und Bedingungen zu unterwerfen. Zu Gunsten derjenigen Männer, die der Republik im Felde oder in der Nationalversammlung nützliche Dienste geleistet hatten, wurde eine Ausnahme gemacht, wodurch Barras, seine Freunde und der Sieger Italiens, an dessen Geburt sich zu erinnern, man sich stets den Anschein gab, von den Folgen dieser Maaßregeln ausgeschlossen wurden.

Die Regierung hatte wieder eine ganz revolutionäre Kraft gewonnen, und da die Opposition, welche im Direktorium und den Conseils sich stets so anstellte, als wolle sie den Frieden, beseitigt war, so bewies sich die Regierung in der Unterhandlung von Lille und Udine weit fester und anspruchsvoller. Sie befahl augenblicklich, alle beurlaubten Soldaten sollten zu ihren Regimentern zurückkehren, sie setzte ferner Alles wieder auf den Kriegsfuß, und sandte ihren Unterhändlern neue Instructionen. Wie wir schon gesehen, war es Maret gelungen, die Ansprüche der Seemächte auszugleichen. Man war über den Frieden vollkommen übereingekommen, vorausgesetzt, daß Spanien, Trinidad, Holland, Trankebar abtreten und Frankreich sich verpflichten sollte, das Vorgebirg der guten Hoffnung nie für sich selbst zu nehmen. Es handelte sich also daher nur um die Zustimmung Spaniens und Hollands. Das Direktorium fand Maret für allzu zugänglich, und beschloß, ihn abzuberufen; es schickte Bonnier und Treilhard mit neuen Instruktionen nach Lille. Nach diesen Instruktionen verlangte Frankreich ganz einfach nicht nur die Rückgabe seiner eigenen Colonieen, sondern auch der seiner Verbündeten. Hinsichtlich der Verhandlungen von Udine zeigte sich das Direktorium nicht weniger bestimmt und anmaaßend; es wollte sich

nicht mehr an die Präliminarien von Leoben halten, die Oesterreich für Italien, den Oglio zur Grenze bestimmten; es verlangte gegenwärtig die Befreiung Italiens bis an den Isonzo, und Oesterreich sollte sich als Entschädigung mit der Säcularisation verschiedener geistlicher Staaten in Deutschland begnügen. Es rief Clarke, der von Carnot erwählt und abgesendet worden war, und der in seiner Correspondenz, die ihrer ultrarepublikanischen Gesinnungen wegen am meisten bekannten Generale der italienischen Armee, sehr wenig geschont hatte, zurück. Bonaparte blieb allein mit der Vollmacht der Republik zu den Unterhandlungen mit Oesterreich betheilt.

Das Ultimatum, welches das Direktorium durch seine neuen Unterhändler, Bonnier und Treilhard, den dort versammelten Gesandten überreichen ließ, hatte den vollkommenen Bruch einer beinahe schon geendeten Unterhandlung zu Folge. Lord Malmesbury war ausnehmend mißvergnügt hierüber, denn er wünschte den Frieden, sei es nun, um seine Laufbahn ruhmvoll zu beschließen, oder um seiner Regierung einige Augenblicke Rast zu verschaffen. Er bezeigte die lebhafteste Theilnahme an dem unglücklichen Bruche der Verhandlungen, aber es war unmöglich, daß England alle seine Eroberungen zur See aufgeben sollte, ohne etwas anderes dafür zu erlangen. Lord Malmesbury ging in seinem Wunsche zu unterhandeln so weit, daß er Maret aufforderte, zu erforschen, ob man nicht auf die Entschließungen des Direktoriums einen Einfluß erlangen könnte, ja er bot selbst mehrere Millionen an, um die Stimme eines der Direktoren zu erkaufen. Maret weigerte sich, mit irgend einer Unterhandlung solcher Art sich zu befassen, und verlies Lille. Lord Malmesbury und Herr Ellis reisten augenblicklich ab und kehrten nicht mehr zurück. Obwohl man bei dieser Gelegenheit dem Direktorium vorwerfen kann, jenen sichern und für Frankreich

vortheilhaften Frieden zurückgewiesen zu haben, so waren doch seine Beweggründe dazu sehr ehrenwerth. Es wäre nicht sehr rühmlich von uns gewesen, unsere Alliirten zu verlassen und ihnen zum Danke für ihre Anhänglichkeit, Opfer auferlegen zu wollen. Da das Direktorium sich schmeichelte, binnen kurzer Zeit mit Oesterreich Frieden zu machen oder denselben durch eine Bewegung unserer Armeen zu erzwingen, so glaubte es durch die baldige Befreiung seiner Feinde auf dem Continent seine ganze Macht gegen England wenden zu können.

Das Bonaparte vom Direktorium vorgeschriebene Ultimatum mißfiel ihm außerordentlich, da er nicht die geringste Hoffnung hegte, dasselbe zur Annahme bringen zu können. Es war in der That schwierig, Oesterreich zu zwingen, auf ganz Italien zu verzichten und sich mit der Säcularisation einiger geistlichen Staaten in Deutschland zu begnügen, falls man nicht auf Wien marschirte. Bonaparte konnte nun nicht auf diese Ehre Anspruch machen, denn er hatte die ganzen Streitkräfte der österreichischen Monarchie vor sich, und es mußte demnach die Armee von Deutschland den Vortheil haben, zuerst in die Erbstaaten einzudringen. Zu dieser Ursache des Mißvergnügens gesellte sich noch eine neue, als er das Mißtrauen erfuhr, welches man in Paris gegen ihn gehegt hatte. Augereau hatte einen seiner Adjutanten mit Briefen für viele Offiziere und Generale der italienischen Armee dorthin gesendet. Dieser Adjutant schien eine Art Mission zu erfüllen und beauftragt zu sein, die Meinung der Armee hinsichtlich der Ereignisse des 18. Fructidor in das rechte Gleis zu bringen. Bonaparte sah wohl, daß man ihm mißtraute. Er beeilte sich den Beleidigten zu spielen, und sich mit aller Lebhaftigkeit und Bitterkeit eines Mannes, der seiner Unentbehrlichkeit bewußt, zu beklagen. Er sagte, die Regierung behandle ihn mit einer abscheulichen Undankbarkeit eben

so gegen ihn, wie sie sich gegen Pichegru nach dem Vendémiaire benommen habe. Er verlangte seine Entlassung. Dieser mit einem so großen und festen Geiste begabte Mann, der eine so erhabene Haltung anzunehmen wußte, überlieferte sich hier ganz der Launenhaftigkeit eines ungestümen und mürrischen Kindes. Das Direktorium gab auf sein Entlassungsgesuch keine Antwort und begnügte sich mit der Versicherung, daß es an der Absendung des Adjutanten und der ihm anvertrauten Briefe keinen Theil habe. Bonaparte beruhigte sich zwar, verlangte aber noch immer in seinen Funktionen als Unterhändler, so wie als Organisator der italienischen Republiken durch einen andern ersetzt zu werden. Er wiederholte ohne Unterlaß, daß er krank sei, die Beschwerde anhaltenden Reitens nicht mehr vertragen könne und es ihm unmöglich wäre, einen neuen Feldzug zu unternehmen. Obschon er übrigens wirklich krank und durch die Anstrengungen der letzten zwei Jahre sehr erschöpft war, so wollte er doch von keinem seiner Aemter abgelöst sein, und war überzeugt, im Nothfalle die ihm mangelnden Körperkräfte durch die Kraft seines Geistes zu ersetzen.

Er beschloß in der That die Unterhandlungen fortzuführen und seinem Ruhme, als ersten Feldherrn des Jahrhunderts, auch den des Friedensstifters beizufügen. Das Ultimatum des Direktoriums war ihm sehr hinderlich, aber er war bei diesem Anlasse nicht mehr, als wie bei vielen anderen, entschieden, die Befehle der Regierung blindlings zu vollziehen. Seine Arbeiten waren in diesem Augenblicke ungeheuer. Er organisirte die italienischen Republiken, schuf sich im adriatischen Meere eine Marine, entwarf große Pläne auf das mittelländische Meer und unterhandelte mit den Bevollmächtigten Oesterreichs.

Er hatte angefangen, die in Oberitalien befreiten Provinzen in zwei von einander getrennte Staaten zu organisiren. Seit langer Zeit schon hatte er aus dem Herzogthume Modena und den Legationen Bologna und Ferrara die cispadanische Republik gegründet. Sein Plan war, diesen kleinen Staat mit dem revolutionirten Venedig zu verbinden und letzteres so für den Verlust seiner Festlandsprovinzen zu entschädigen. Die Lombardei wollte er unter dem Titel einer transpadanischen Republik besonders organisiren. Aber seine Ansichten änderten sich bald und er zog es vor, aus den befreiten Provinzen einen einzigen Staat zu bilden. Der Lokalitätsgeist, der sich zuerst der Vereinigung der Lombardei mit den übrigen Provinzen widersetzte, rieth jetzt im Gegentheile sie zu vereinigen. Die Romagna z. B. wollte sich nicht mit den Legationen und dem Herzogthume Modena vereinigen, willigte aber ein, von einer zu Mailand errichteten Centralregierung abzuhängen. Bonaparte sah bald, daß es, da jeder seinen Nachbar verabscheute, weit leichter sein würde, Jedermann einer einzigen Obrigkeit zu unterwerfen. Endlich war die Schwierigkeit, den Vorrang zwischen Mailand und Venedig zu bestimmen und eine dieser Städte zum Regierungssitze zu machen, für ihn keine Schwierigkeit mehr. Er beschloß Venedig zu opfern. Er liebte die Venetianer nicht und sah, daß der Regierungswechsel durchaus keine Umgestaltung der Gesinnungen hervorgebracht hatte. Der hohe wie niedere Adel und das Volk waren Feinde der Franzosen und der Revolution, und hingen noch stets Oesterreich an. Kaum billigte eine kleine Zahl von Bürgern die neue Ordnung der Dinge. Die demokratische Municipalität zeigte hinsichtlich der Franzosen den schlechtesten Willen. Beinahe ganz Venedig schien zu wünschen, daß ein Glückswechsel Oesterreich erlaubte, die alte Regierung wieder herzustellen.

Außerdem flößten die Venezianer Bonaparte hinsichtlich ihrer Macht keine besondere Achtung ein. Ihre Häfen und Canäle waren größtentheils verschüttet, ihre Marine in dem traurigsten Zustande, sie selbst ausgeartet und jeder Energie unfähig. „Es ist ein weichliches, weibisches und feiges Volk," schrieb er, „ohne Land und ohne Wasser, wir können nichts mit ihnen anfangen." Er dachte deshalb daran, Venedig an Oesterreich zu überliefern, mit der Bedingung, daß Oesterreich auf die in den Präliminarien von Leoben festgesetzte Gränze des Oglio verzichte und bis zur Etsch zurückweiche. Dieser Fluß, der eine vortreffliche Grenze bildet, sollte dann Oesterreich von der neuen Republik trennen. Die wichtige Festung Mantua, die nach den Präliminarien von Leoben an Oesterreich zurückgegeben werden sollte, blieb dann der italienischen Republik, und Mailand wurde ohne weiteren Widerspruch die Hauptstadt derselben. Bonaparte zog es vor, einen einzigen Staat zu bilden, dessen Hauptstadt Mailand war, und diesem Staate die Etsch und Mantua als Grenze zu geben, als Venedig zu behalten, und hierin hatte er selbst im Interesse der italienischen Freiheit vollkommen Recht. Da er Italien bis zum Isonzo nicht befreien konnte, so war es jedenfalls besser, Venedig, als die Etschgrenze und Mantua zu opfern.

Bonaparte hatte aus einer Unterredung mit den österreichischen Unterhändlern ersehen, daß dieser neue Vorschlag angenommen werden könnte. Demzufolge bildete er aus der Lombardei, den Herzogthümern Modena, Reggio, aus den Legationen von Bologna und Ferrara, aus der Romagna, aus Bergamo, Brescia und den Mantuanischen einen Staat, der sich bis zur Etsch erstreckte, treffliche Festungen, wie Pizzighetone und Mantua, eine Bevölkerung von 3,600,000 Einwohnern, einen bewunderungswürdigen Boden, Ströme, Canäle und Häfen hatte.

Er begann augenblicklich diesen Staat als Republik zu organisiren; er hätte gewünscht, derselben eine andere, als die französische Constitution zu geben. Er fand bei dieser Constitution die ausübende Gewalt zu schwach, und selbst ohne irgend eine entschiedene Neigung zu dieser oder jener Regierungsform zu haben, nur durch das Bedürfniß, einen kräftigen, mit den benachbarten Aristokratien zu kämpfen, fähigen Staat zu begründen, getrieben, wünschte er eine mehr concentrirtere und energischere Verfassung. Er verlangte, daß man ihm Sièyes schicken möchte, um sich mit ihm über diese Angelegenheit zu verständigen; aber das Direktorium ging nicht in seine Ideen ein und bestand darauf, der neuen Republik die französische Verfassung zu geben. Die Befehle des Direktoriums wurden befolgt und die italienische Republik erhielt augenblicklich die französische Verfassung. Man nannte dieselbe die cisalpinische Republik. Man wollte dieselbe in Paris die Transalpinische nennen, doch dadurch hätte man deren Mittelpunkt gewissermaaßen nach Paris versetzt, während die Italiener denselben in Rom sehen wollten, indem alle ihre Wünsche, auf die Befreiung ihres Vaterlandes, dessen Einheit und die Wiederherstellung der alten Welthauptstadt hinzielten. Die Benennung „Cisalpinische," eignete sich daher am besten. Man hielt es für klug, die erste Zusammensetzung der Regierung nicht den Italienern allein zu überlassen. Bonaparte selbst ernannte für das Erstemal die fünf Direktoren und die Mitglieder der beiden Conseils. Er trachtete so sehr als möglich, die besten Wahlen zu treffen, in so weit seine Stellung es ihm erlaubte. Er ernannte Serbelloni, einen der mächtigsten Herrn Italiens zum Direktor, ließ überall die Nationalgarden organisiren, und versammelte 30,000 Mann derselben zur Feier des Bundesfestes am 14. Juli. Die Gegenwart der französischen Armee in Italien, ihre Großthaten und ihr Ruhm hatten ange-

fangen, in diesen, mit dem Waffenleben noch nicht sehr vertrauten Lande eine Art kriegerischen Enthusiasmus zu verbreiten. Bonaparte suchte auf alle mögliche Weise denselben noch mehr anzufeuern. Er verhehlte sich nicht, wie schwach die neue Republik in militärischer Hinsicht noch sei; er achtete in Italien nur die piemontesische Armee, da der Hof von Piemont allein während des Laufes dieses Jahrhunderts Krieg geführt hatte. Er schrieb nach Paris, daß ein einziges Regiment des Königs von Sardinien die cisalpinische Republik über den Haufen werfen würde, daß man demzufolge dieser Republik kriegerische Sitten geben müsse, daß sie dann eine wichtige italienische Macht werden würde, wozu aber Zeit erforderlich wäre, indem derartige Revolutionen sich nicht im Laufe von wenigen Tagen bewerkstelligen ließen. Indessen gelang ihm dies allmählig, da er im höchsten Grade die Kunst besaß, Andern die lebhafteste seiner Neigungen, den Geschmack an den Waffen beizubringen. Niemand wußte seinen Ruhm besser zu benützen, um militärische Erfolge zur Leidenschaft des Tages zu machen und die Eitelkeit, so wie den Ehrgeiz eines Jeden dahin zu lenken. Von diesem Tage an trat eine völlige Umgestaltung der italienischen Sitte ein *).

Der lange geistliche Rock, der bis jetzt die Modekleidung der jungen Leute gewesen, wurde durch die Uniform ersetzt. Statt ihr Leben zu den Füßen der Frauen hinzubringen, besuchten diese jungen Italiener nun die Reitschulen, die Fechtsäle und die Exercierplätze. Die Kinder spielten nicht mehr Geistliche, sondern hatten Regimenter von Weisblech und ahmten in ihren Spielen die Ereignisse des Krieges nach. In den Lustspielen, so wie in den Possen, die auf der Straße aufgeführt

*) Memoiren Napoleon's, veröffentlicht durch den Grafen von Montholon. IV. Band. S. 196.

wurden, hatte man immer einen sehr furchtsamen, obgleich geistreichen Italiener dargestellt, so wie irgend einen großen Hauptmann, der manchmal ein Deutscher, häufiger jedoch ein Franzose, sehr stark, sehr tapfer und sehr brutal war; das Ganze endete meistens damit, daß er dem Italiener zum großen Vergnügen und mit dem allgemeinen Beifalle der Zuschauer einige Stockstreiche gab. Das Volk duldete nicht mehr dergleichen Anspielungen. Die Schriftsteller brachten zur allgemeinen Befriedigung nur tapfere Italiener auf die Scene, welche die Fremden in die Flucht schlugen und die Ehre und Rechte des Volkes aufrecht erhielten. Der Volksgeist bildete sich allmählig. Italien hatte sowohl seine patriotischen, als kriegerischen Volkslieder. Die Frauen stießen jene mit Verachtung zurück, die, um ihnen zu gefallen, weibische Sitten zur Schau trugen. Diese Revolution hatte übrigens kaum begonnen, und Cisalpinien konnte nur mittelst der Unterstützung Frankreichs aufrecht erhalten werden. Man hatte die Absicht, daselbst, sowie in Holland, einen Theil der Armee zu lassen, der sich von den ausgestandenen Mühseligkeiten erholen, friedlich seines Ruhmes genießen und das kriegerische Feuer in dieser Gegend noch mehr anfachen sollte. Bonaparte hatte mit jener ihm gewöhnlichen, allumfassenden Umsicht, für die cisalpinische Republik, einen großartigen und trefflichen Plan entworfen. Diese Republik war für Frankreich ein Vorposten, und es war nothwendig, daß unsere Armeen schnell dahin gelangen konnten. Bonaparte hatte den Plan einer Straße entworfen, welche von Frankreich nach Genf, von Genf nach Wallis führen, den Simplon durchschneiden, und sich nach der Lombardei hinabsenken sollte. Er unterhandelte deshalb schon mit der Schweiz. Er hatte bereits Ingenieure abgesendet, um den Kosten-Entwurf zu machen und alle näheren Details der Ausführung mit jener Präcision festgesetzt, die er selbst bei den umfassend-

sten und anscheinend chimärischen Plänen an den Tag legte. Er wollte, daß diese große Straße die Erste, welche in gerader Linie die Alpen durchschnitt, breit, sicher und großartig sein und ein Meisterwerk der Freiheit, so wie ein Denkmal der französischen Macht werden sollte.

Während er sich so mit einer Republik beschäftigte, die ihm ganz ihre Existenz verdankte, übte er auch Gerechtigkeit und wurde zum Schiedsrichter zwischen zwei Völkern erwählt. Die Veltliner hatten sich gegen die Oberherrschaft der Graubündtner empört. Das Veltlin besteht aus drei zu Italien gehörenden Thälern, deren Gewässer sich in die Adda ergießen. Sie seufzten unter dem Joche der Graubündtner, das um so unerträglicher war, als es gewiß kein drückenderes Joch gibt, als das, welches ein Volk dem andern auferlegt. Es gab mehr als eine Art solcher Tyrannei in der Schweiz; jene, die Bern über Waadtland ausübte, ist berüchtigt genug. Die Veltliner empörten sich und verlangten als ein Theil der cisalpinischen Republik angesehen zu werden. Sie riefen den Schutz Bonaparte's an, und stützten sich dabei, um denselben desto gewisser zu erlangen, auf alte Verträge, die Veltlin unter dem Schutz der mailändischen Fürsten stellte. Die Graubündtner und Veltliner kamen dahin überein, sich dem Schiedsspruche Bonaparte's zu unterwerfen. Er übernahm mit Erlaubniß des Directoriums die Vermittlung. Er ließ den Graubündtnern rathen, die Rechte der Veltliner anzuerkennen, und sie als einen neuen Zweig des Graubündtner Bundes anzunehmen. Sie weigerten sich jedoch dessen, und wollten die Sache ihrer Tyrannei vertheidigen. Bonaparte setzte ihnen eine Frist fest, um vor ihm zu erscheinen; die Graubündtner jedoch ließen auf Anstiften Oesterreichs dieselbe unberücksichtigt verstreichen. Auf dies hin verurtheilte Bonaparte die Graubündtner, sich auf seine Annahme zum Schiedsrichter

und die alten Verträge stützend wegen ihres Nichterscheinens, und erklärte die Veltliner für frei, und erlaubte ihnen zugleich, sich mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen.

Diese auf Recht und Gleichheit gegründete Sentenz erregte in Europa eine lebhafte Sensation. Sie erschreckte die Aristokratie von Bern, erfreute die Wadtländer und fügte der cisalpinischen Republik eine reiche, wackere und zahlreiche Bevölkerung hinzu.

Gleichzeitig erwählte ihn Genua zu seinem Rathgeber bei der Wahl einer Constitution. Da Genua nicht erobert war, so konnte es sich seine Gesetze selbst wählen, ohne in irgend einer Beziehung vom Directorium abhängig zu sein. Die aristokratische und demokratische Partei waren hier miteinander im Kampfe begriffen. Ein erster Aufstand war, wie wir bereits gesehen haben, im Monat Mai ausgebrochen; ein zweiter weit bedeutender, welcher für Genua beinahe verhängnißvoll geworden wäre, war im Thale von Polcevera erfolgt. Derselbe war durch die Priester erregt und gegen die neue Ordnung der Dinge gerichtet. Der französische General Düphot, der sich eben mit einigen Truppen in der Nähe befand, stellte die Ordnung wieder her. Die Genueser wandten sich an Bonaparte, der ihnen durch einen strengen Brief voll weiser Rathschläge antwortete und ihren demokratischen Ungestüm streng tadelte. Er nahm in ihrer Verfassung mehrere Aenderungen vor. Statt der fünf mit der ausübenden Gewalt beauftragten Beamten, ließ er deren nur drei; die Anzahl der Conseilsmitglieder wurde verringert und die Regierung auf eine minder volksthümliche aber desto kräftigere Weise organisirt. Bonaparte wirkte dahin, daß man den Adeligen und den Priestern mehr Vortheile gewährte, um sie mit der neuen Ordnung zu versöhnen, und da man dieselben von den öffentlichen Functionen hatte ausschließen wollen, mißbil-

ligte er diese Absicht. „Ihr würdet, schrieb er den Genuesern, dann das thun, was sie selbst gethan haben.“ Er veröffentlichte absichtlich jenen Brief, der diese Stelle enthielt, da dieselbe einen Tadel der in Paris gegen die Adeligen getroffenen Maaßregeln enthielt. Er war sehr erfreut auf diese indirecte Weise sich in die Politik mischen, einen Rath geben und zwar, einen den Ansichten des Directoriums ganz zuwiderlaufenden Rath ertheilen zu können, hauptsächlich jedoch sich augenscheinlich von der siegreichen Partei zu trennen, denn er stellte sich, als wenn er unabhängig bleiben, Niemanden beistimmen, keiner Partei dienen, sie verachten und alle beherrschen würde.

Während er so Gesetzgeber, Schiedsrichter und Rathgeber der italienischen Völker war, beschäftigten ihn andere nicht weniger umfassende Angelegenheiten, bei welchen er eine noch weit tiefere Voraussicht verrieth. Er hatte sich der der venetianischen Marine bemächtigt, und den Admiral Brueyes in's adriatische Meer gesandt, um die venetianischen Inseln Griechenlands in Besitz zu nehmen. Er wurde dadurch hingeführt, über das mittelländische Meer, dessen Wichtigkeit, und die Rolle, die wir darauf spielen könnten, nachzudenken. Er hatte daraus geschlossen, daß wenn wir auch auf den Ocean dessen Herren begegnen möchten, wir doch deren keine im mittelländischen Meer haben dürften. Ob nun Italien ganz frei werden mochte, oder nicht, Venedig an Oesterreich abgetreten, oder einem andern Schicksal unterworfen werden sollte, so wollte er doch, daß Frankreich die jonischen Inseln Corfu, Zante, Santa-Maura, Cerigo und Cefalonia behalten sollten. Die Völker dieser Inseln verlangten unsere Unterthanen zu werden. Malta, der wichtigste Posten im mittelländischen Meere, gehörte einem alten abgenutzten Orden, der vor dem Einflusse der französischen Revolution verschwinden mußte. Malta mußte außerdem binnen kurzer Zeit un-

lich bar in die Hände der Engländer fallen, wenn Frankreich sich dessen nicht früher bemächtigte. Bonaparte hatte die Besitzungen der Malteserritter in Italien eingezogen, um dieselben vollends zu Grunde zu richten. Er hatte zu Malta selbst Einverständnisse angeknüpft, da dasselbe nur durch einige Ritter und eine schwache Besatzung vertheidigt wurde, und es in seinem Plane lag, seine kleine Marine dahin zu schicken, um sich desselben zu bemächtigen.

Von diesen verschiedenen Punkten aus, schrieb er dem Directorium werden wir das mittelländische Meer beherrschen, das otomanische Reich, welchem von allen Seiten der Einsturz droht, überwachen und im Stande sein, entweder dasselbe zu stützen oder unsern Theil davon zu nehmen. Außerdem fügte Bonaparte hinzu, können wir den Engländern ihre Herrschaft über den Ocean ganz unnütz machen Sie haben uns zu Lille das Vorgebirg der guten Hoffnung streitig gemacht. Wir bedürfen desselben nicht. Besetzen wir Aegypten und wir werden die gerade Straße nach Indien besitzen, und es wird uns leicht sein, dort eine der schönsten Colonien der Welt zu gründen.

In Italien also faßte er seine erste Idee jener berühmten Expedition, welche im folgenden Jahr darauf unternommen wurde. „In Aegypten" schrieb er, „muß man England angreifen." (Brief vom 16. August 1797. 29. Thermidor Jahr V.)

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, hatte er den Admiral Brueyes mit 6 Schiffen, einigen Fregatten und Corvetten nach dem adriatischen Meere beordert, und sich außerdem noch ein Mittel gesichert, sich der venetianischen Marine zu bemächtigen. Nach dem geschlossenen Vertrage mußte man ihm drei Millionen in Marinematerial bezahlen. Er nahm unter diesem Vorwand alles Hanfwerk, Eisengeräthe 2c., den einzigen

Reichthum des venetianischen Arsenals. Nachdem er sich des Materials als Zahlung der drei Millionen bemächtigt hatte, that er das Gleiche mit den Schiffen unter dem Vorwande, für Rechnung des demokratischen Venedigs sich der Inseln zu bemächtigen. Er ließ die im Bau begriffenen Schiffe vollenden, und auf diese Weise gelang es ihm 6 Kriegsschiffe, 6 Fregatten und mehrere Corvetten auszurüsten, die er mit der Escadre, die Brueyes von Toulon mitgebracht hatte, vereinigte. Er ersetzte die Million, welche durch den Schatz eingezogen worden war, gab Brueyes die Mittel sich in Albanien und an den Küsten Griechenlands mit vortrefflichen Matrosen zu versehen, und gründete so eine Marine, die hinreichend im Stande war, die Herrschaft des mittelländischen Meeres zu behaupten. Zur Hauptstation wählte er aus triftigen und von der Regierung gebilligten Gründen, Corfu. Von Corfu aus konnte diese Escadre im Falle neuer Feindseligkeiten ungehindert in das adriatische Meere einlaufen und sich mit der italienischen Armee in Verbindung setzen, sie konnte nach Malta gehen, imponirte zugleich dem neapolitanischen Hofe und es war ihr leicht, falls man sie im Ocean zu haben wünschte, um irgend einen Plan zu unterstützen, weit schneller, als wenn sie in Toulon gewesen wäre, der Meerenge zuzueilen. In Corfu erlangte sie Manövrirfähigkeit und bildete sich weit besser aus als in Toulon, wo sie gewöhnlich unthätig lag. „Ihr werdet nie Seeleute haben," schrieb Bonaparte, „wenn Ihr Eure Marine immer in den Häfen laßt."

Auf diese Weise benutzte Bonaparte seine Zeit, während der berechneten Verzögerungen von Seite Oesterreichs. Er dachte auch an seine militärische Stellung gegenüber diese Macht. Oesterreich hatte seit der Unterzeichnung der Präliminarien von Leoben ungeheure Vorbereitungen getroffen. Es hatte den größten Theil seiner Streitkräfte nach Kärnthen verlegt, um Wien zu beschützen,

und sich gegen die Schnelligkeit und den Ungestüm Bonaparte's zu sichern. In Ungarn hatte diese Macht den Aufstand in Masse hervorgerufen; 18,000 Mann ungarische Reiterei exercirten seit drei Monaten an den Ufern der Donau. Oesterreich hatte also ganz alle Mittel in seiner Gewalt, um den Verhandlungen von Udine Nachdruck zu verleihen. Bonaparte hatte kaum noch 70,000 Mann und darunter noch sehr wenig Cavallerie. Er verlangte vom Directorium Verstärkung, um dem Feinde die Spitze bieten zu können, und drang hauptsächlich auf die Ratifizirung des Tractates mit Piemont, um 10,000 jener piemontesischen Soldaten, auf die er große Dinge hielt, zur Unterstützung zu erhalten, aber das Directorium sandte ihm keine Unterstützungen, da ein Truppenmarsch allzuzahlreiche Desertionen herbeigeführt hätte. Es zog vor, die Armee von Italien durch Beschleunigung des Marsches der Armee von Deutschland zu sichern, als dieselbe zu verstärken, und zögerte noch immer, eine Allianz mit Piemont einzugehen, da es nicht einen Thron garantiren wollte, dessen natürlichen Fall es hoffte und wünschte. Es sandte nur einige unberittene Cavalleristen, da es wußte, daß man in Italien die Mittel besaß, dieselben beritten zu machen und zu equipiren.

All' der Hilfsquellen, auf die er gezählt hatte, beraubt, sah sich Bonaparte von Seite der julischen Alpen einem Sturm ausgesetzt. Er hatte auf alle mögliche Weise die Unterstützung, die man ihm verweigerte, zu ersetzen gesucht. Er hatte Palma-Nuova mit einer außerordentlichen Thätigkeit ausgerüstet und befestigt, und es dadurch zu einer Festung ersten Ranges, welche allein eine lange Belagerung erforderte, erhoben. Dieser Umstand schon veränderte seine Stellung außerordentlich. Er hatte Brücken über den Isonzo schlagen und Brückenköpfe erbauen lassen, um mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit debouchiren zu können. Wenn der Bruch der Unter-

handlungen noch vor dem Eintritt des ersten Schnees stattfand, so hoffte er die Oesterreicher zu überraschen, sie über den Haufen zu werfen, und ungeachtet ihrer überlegenen Kräfte bald vor den Thoren Wiens zu stehen. Wenn aber der Bruch erst nach dem Fallen des ersten Schnees stattfand, so war es ihm nicht mehr möglich, die Oesterreicher zu überrumpeln, und er sah sich gezwungen, sie in den Ebenen Italiens zu erwarten, nach welchen sie bei jeder Jahreszeit debouchiren konnten. Dann war das Mißverhältniß der Zahl nicht mehr durch die Ergreifung der Offensive von unserer Seite aufgewogen. In diesem Falle betrachtete er sich als gefährdet.

Bonaparte wünschte deßhalb, daß die Unterhandlung sich schnell endigen möchte. Auf die lächerliche Note vom 18. Juli, in welcher die Bevollmächtigten neuerdings auf den Congreß von Bern bestanden, und gegen die Vorgänge in Venedig reklamirt hatten, hatte Bonaparte auf eine energische Weise antworten lassen, und dadurch bewiesen, daß er neuerdings bereit sei, sich auf Wien zu stürzen. Die Herren von Gallo und von Meerfeldt und noch ein dritter Bevollmächtigter, Herr von Degelmann, waren am 31. August (14. Fructidor) angekommen und die Conferenzen hatten augenblicklich begonnen. Aber es lag augenscheinlich am Tage, daß sie beabsichtigten, die Sachen noch möglichst in die Länge zu ziehen, denn, obgleich sie besondere Verhandlungen zu Udine eingingen, so erklärten sie doch, daß dies immer mit dem Vorbehalt geschehe, sich auf einen allgemeinen Congreß in Bern zu berufen. Sie zeigten an, daß bezüglich des Friedens mit dem Reiche augenblicklich der Congreß zu Rastatt eröffnet werden sollte, und die Verhandlungen desselben neben denen von Udine geführt werden sollten. Dadurch mußten diese Angelegenheiten bedentend verwickelt werden und ebenso

viele Schwierigkeiten entstehen, als wie durch einen allgemeinen Congreß zu Bern. Bonaparte bemerkte, daß der Frieden mit dem Reiche erst nach dem Frieden mit dem Kaiser verhandelt werden dürfte, und erklärte, daß, wenn dieser Congreß eröffnet würde, Frankreich keinen Bevollmächtigten dazu senden werde; er erklärte ferner, daß, wenn am 1. Oktober der Friede mit dem Kaiser noch nicht geschlossen sei, die Präliminarien von Leoben als nichtig betrachtet werden würden. Bis auf diesen Punkt waren die Sachen gekommen, als der 18. Fructidor alle falschen Hoffnungen Oesterreichs zerstörte. Herr von Cobenzl eilte auf der Stelle nach Udine. Bonaparte begab sich nach Passeriano, einem sehr schönen Landhause in geringer Entfernung von Udine, und alles kündigte an, daß diesmal der Wunsch, zu unterhandeln, aufrichtig sei. Die Conferenzen fanden wechselseitig zu Udine bei Herrn von Cobenzl, und in Passeriano bei Bonaparte statt. Herr von Cobenzl war ein gewandter Geist, wortreich aber nicht sehr logisch, hochmüthig und bitter. Die drei andern Unterhändler schwiegen. Bonaparte war seit der Absetzung Clarke's der einzige Bevollmächtigte. Er besaß genug Arroganz und die Macht schneller und beißender Rede, um dem österreichischen Bevollmächtigten zu antworten. Obgleich Herr von Cobenzl augenscheinlich ganz reelle Absicht zu unterhandeln hatte, so machte er doch nichts destoweniger die übertriebensten Ansprüche. Höchstens wollte Oesterreich die Niederlande abtreten, aber uns durchaus nicht die Rheingränze garantiren; indem es sagte, es wäre die Sache des Reiches, dieselbe abzutreten. Zur Entschädigung für die reichen und volkreichen Provinzen Belgiens, wollte Oesterreich Besitzungen in Italien und nicht in Deutschland. Die Präliminarien von Leoben hatten ihm die venetianischen Staaten bis zum Oglio, d. h. Dalmatien, Istrien, Friaul, Brescia,

Bergamo und Mantug sammt der Festung angewiesen; aber diese Provinzen entschädigten Oesterreich nicht zur Hälfte für das, was es durch die Abtretuug Belgiens und der Lombardei verlor. „Es wäre nicht zu viel," sagte Herr von Cobenzl, „wenn man Oesterreich nicht nur die Lombardei ließe, sondern ihm auch Venedig und die Legationen gäbe und das Herzogthum Modena wieder in sein Herzogthum einsetzte."

Auf das ganze Geschwätz des Herrn von Cobenzl antwortete Bonaparte nur durch unerschütterliches Stillschweigen, und auf seine thörichten Ansprüche mit eben so ausschweifenden, im festen und schneidenden Tone ausgesprochenen Forderungen. Er verlangte die Rheinlinie, Mainz inbegriffen, für Frankreich und die Linie des Isonzo für Italien. Zwischen diesen widersprechenden Forderungen mußte eine Mitte getroffen werden. Bonaparte hatte, wie wir bereits geseben, das Mittel dazu in der Abtretung Venedigs an Oesterreich zu erblicken geglaubt, eine Abtretung, die nicht in den Präliminarien von Leoben inbegriffen war, da man dazumal noch nicht daran dachte, diese Republik Preis zu geben. Er glaubte dadurch zu erlangen, daß der Kaiser seine Gränze vom Oglio bis zur Etsch zurückrücke, Mantua, B:rgamo und Brescia an die cisalpinische Republik abtrete, außerdem noch die Rheingränze für Frankreich anerkenne, ihm selbst Mainz überliefere und endlich einwillige, ihm die jonischen Inseln zu überlassen. Bonaparte entschloß sich auf diese Bedingungen hin zu unterhandeln. Er sah darin reelle Vortheile und zwar alle, die Frankreich in diesem Augenblicke erlangen konnte. Indem der Kaiser Venedig nahm, compromittirte er sich in der Meinung Europa's, denn nur seinethalben hatte Venedig Frankreich verrathen. Durch die Ueberlassung der Etsch und Mantua's sicherte er der neuen italienischen Republik einen weit kräftigeren Bestand, so wie er uns durch Ueberlassung

der jonischen Inseln die Herrschaft des mittelländischen Meeres sicherte. Außerdem ließ er das Reich durch seine Anerkennung der Rheingrenze für Frankreich ohne hinreichende Kraft, dieselbe zu vertheidigen; setzte uns überdies durch die Uebergabe von Mainz in den wirklichen Besitz dieser Grenze und überwarf sich auf's Ernstlichste mit dem Reiche, indem er uns einen Platz übergab, der das Eigenthum eines deutschen Fürsten war. Es ist wahr, daß man bei einem neuen Feldzuge gegründete Hoffnung hatte, die österreichische Monarchie, wenn nicht zu vernichten, sie doch sicher zur Verzichtleistung auf Italien zu zwingen. Aber Bonaparte hatte mehr als einen persönlichen Grund, einen neuen Feldzug zu vermeiden. Man war im Monat Oktober und es war zu spät, um nach Oesterreich vorzudringen. Die Armee von Deutschland, die Augereau befehligte, mußte dadurch allen Vortheil für sich allein haben, da sie keine feindliche Macht vor sich hatte. Die italienische Armee hatte die ganzen österreichischen Streitkräfte gegenüber, und konnte keine glänzende Rolle spielen, da sie nur auf die Defensive beschränkt war. Es wurde ihm dadurch unmöglich, der Erste vor Wien zu sein. Ueberdies war Bonaparte ermüdet und wollte sich endlich seines ungeheuern Ruhmes im Frieden erfreuen. Eine Schlacht mehr fügte den wundervollen Großthaten der beiden Feldzüge keinen größern Glanz hinzu, und indem er den Frieden unterzeichnete, erwarb er sich einen doppelten Ruhm. Zu jenem des Kriegers fügte er den des Friedensstifters, und er war dann der einzige General der Republik, der den Glanz beider Eigenschaften in sich vereinigte; denn bis jetzt hatte noch Keiner Verträge unterzeichnet. Er erfüllte außerdem einen der glühendsten Wünsche Frankreichs und kehrte so auf vielfache Weise berühmt in dessen Schoos zurück. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß er durch eine Unterzeichnung des Friedens auf den erwähn-

ten Grundlagen, sich eines förmlichen Ungehorsams gegen die Befehle des Direktoriums schuldig machte, da das Direktorium die gänzliche Befreiung Italiens verlangte; aber Bonaparte fühlte recht wohl, daß das Direktorium nicht wagen würde, die Ratifikation des Traktates zu verweigern, da es sich dadurch mit der Meinung von ganz Frankreich entzweit haben würde. Das Direktorium hatte dieselbe durch die Abbrechung der Verhandlungen von Lille ohnehin schon beleidigt, und durch den Bruch der Verhandlungen zu Udine würde es alle Vorwürfe der royalistischen Faction, die das Direktorium anklagte, einen ewigen Krieg zu wollen, nur allzusichtlich gerechtfertigt haben. Bonaparte wußte daher recht wohl, daß er durch Unterzeichnung des Vertrags das Direktorium nöthigte, denselben zu ratificiren.

Er übergab demnach kühn sein Ultimatum an Herrn von Cobenzl. Es enthielt: Venedig für Oesterreich, die Etsch und Mantua für die cisalpinische Republik, der Rhein und Mainz und außerdem die jonischen Inseln für Frankreich. Am 16. October (25. Vendemiaire Jahr VI) fand zu Udine bei Herrn von Cobenzl die letzte Conferenz statt. Von der einen Seite, wie von der andern erklärte man, daß man abbrechen würde, und Herr von Cobenzl sagte, daß seine Wagen bereits zur Abreise in Bereitschaft gesetzt seien. Man saß an einer langen rechtwinkeligen Tafel; die vier österreichischen Unterhändler saßen auf der einen, Bonaparte ganz allein auf der andern Seite. Herr von Cobenzl wiederholte Alles, was er bereits gesagt hatte und behauptete, wenn der Kaiser die Schlüssel von Mainz übergebe, so müßte er die von Mantua dafür empfangen; er könne nicht anders handeln, ohne sich zu entehren; Frankreich hätte übrigens nie einen schönern Vertrag abgeschlossen und wünsche gewiß keinen vortheilhafteren; es wünsche vor Allem den Frieden und werde das Betragen eines Unterhändlers, der das Inter-

esse und die Ruhe seines Landes seinem militärischen Ehrgeize aufopfere, schon zu würdigen wissen. Bonaparte blieb, während dieser beleidigenden Anrede, kalt und gelassen, ließ Herrn von Cobenzl aussprechen und schritt dann gegen ein Tischchen zu, auf dem ein von der großen Catharina, Herrn von Cobenzl geschenktes Thee-Service von Porzellan, das hier als ein Prachtstück zur Schau ausgestellt, stand, nahm es und zerschmetterte es auf dem Boden, indem er dabei ausrief: „Der Krieg ist erklärt, aber erinnern Sie sich, daß ich noch vor Verlauf dreier Monate Ihre Monarchie gebrochen haben werde, wie ich hier dieses Porzellan zerbreche." Diese Handlung und die dieselben begleitenden Worte erfüllten die österreichischen Bevollmächtigten mit dem höchsten Staunen. Er grüßte sie, verließ den Saal, bestieg augenblicklich seinen Wagen und schickte einen Offizier zu dem Erzherzog Carl, um ihm anzukünden, daß binnen 24 Stunden die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang nehmen würden. Herr von Cobenzl sandte voll Bestürzung augenblicklich das unterzeichnete Ultimatum nach Passeriano. Eine von den Bedingungen des Vertrags, war die Freilassung des Herrn von Lafayette, der seit fünf Jahren heldenmüthig seine Gefangenschaft in Ollmütz ertrug.

Den Tag darauf, am 17. October (26. Vendemiaire), wurde der Vertrag zu Passeriano unterzeichnet. Man datirte denselben von einem kleinen Dorfe, das zwischen beiden Armeen lag, wohin man sich jedoch nicht begab, weil sich kein passendes Local zur Aufnahme der Bevollmächtigten darin befand. Dies Dorf war Campo-Formio und gab diesem berühmten Vertrage, dem ersten, der zwischen dem Kaiser und der französischen Republik geschlossen wurde, seinen Namen.

Man hatte sich dahin verständigt, daß der Kaiser als Beherrscher der Niederlande und als Mitglied des Rei-

ches für Frankreich die Rheingrenze anerkennen und Mainz unsern Truppen überliefern solle; daß ferner die jonischen Inseln in unsern Händen bleiben und die cisalpinische Republik die Romagna, die Legationen, das Herzogthum Modena, die Lombardei, das Veltlin, Bergamo, Brescia, Mantua und als Grenze die Etsch und nebst der Festung Mantua erhalten sollte. Der Kaiser unterschrieb überdies noch mehrere Bedingungen, die sowohl aus diesem, als aus früheren Verträgen der Republik hervorgingen. Zuerst verpflichtete er sich dem Herzog von Modena, als Entschädigung für sein Herzogthum, den Breisgau abzutreten; außerdem verpflichtete er sich, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um dem Stadthalter für den Verlust Hollands, und dem König von Preußen für den Verlust eines, uns auf dem linken Rheinufer abgetretenen kleinen Gebietes, eine Entschädigung in Deutschland auszumitteln. Kraft dieser Verpflichtungen war uns die Stimme des Kaisers für die Entscheidung aller, Frankreich am meisten betheiligenden Fragen auf dem Congresse zu Rastatt gesichert. Der Kaiser erhielt als Ersatz für all das, was er gewährte, Friaul, Istrien, Dalmatien und die Mündungen des Cattaro.

Frankreich hatte noch nie einen so glänzenden Frieden geschlossen. Es hatte endlich seine natürlichen Grenzen erlangt, und zwar mit Zustimmung des Continents. Eine große Revolution war in Oberitalien bewerkstelligt worden. Ein alter Staat war vernichtet, ein neuer begründet worden. Der alte vernichtete Staat war eine despotische Aristokratie, die unversöhnliche Feindin der Freiheit, während der gegründete Staat eine freisinnig constituirte Republik war, der über ganz Italien die Freiheit verbreiten konnte. Man konnte freilich bedauern, daß die Oesterreicher nicht jenseits des Isonzo zurückgeworfen und ganz Oberitalien, ja selbst Venedig inbegriffen, nicht mit der cisalpinischen Republik vereinigt wurden. Noch ein

Feldzug und dieses Resultat wäre uns sicher gewesen. Aber besondere Rücksichten hatten den jungen Sieger abgehalten, diesen Feldzug zu unternehmen, denn schon fing das persönliche Interesse, die Berechnungen des großen Mannes zu beherrschen an, und dadurch auf die erste, vielleicht schönste Handlung seines Lebens einen Fleck zu werfen.

Bonaparte konnte an der Ratification des Vertrages wohl nicht mehr zweifeln, indessen war er nicht ohne Unruhe, da eben dieser Vertrag eine offenbare Verletzung der Instruktionen des Direktoriums war. Er ließ denselben durch seinen treuen und ihm ergebenen Chef des Generalstabes Berthier, den er sehr liebte und deßhalb nach Frankreich schickte, um die Beifallsbezeugungen der Pariser zu empfangen, überbringen. Mit seinem gewöhnlichen Takte gab er dem Krieger einen Gelehrten bei. Es war Monge, Mitglied der Commission, die zur Auswahl der Kunstgegenstände nach Italien geschickt worden war, und der, trotz seines glühenden Demagogismus und seines geometrischen Geistes, durch das Genie, die Anmuth und den Ruhm gleich vielen Andern verführt worden war.

Monge und Berthier langten in wenigen Tagen in Paris an. Sie kamen mitten in der Nacht an und ließen den Präsidenten des Direktoriums Larévellière-Lepaux aus dem Bette holen. Obgleich sie einen Friedensvertrag brachten, so waren sie doch nichtsdestoweniger voll Freude und Vertrauen, wie es doch sonst bei solchen Gelegenheiten der Fall ist. Sie waren verlegen, wie Leute, die mit einem peinlichen Geständnisse beginnen müssen, denn in der That mußten sie doch immer sagen, daß man dem Direktorium nicht gehorcht hatte. Sie machten einen großen rednerischen Aufwand, um den Inhalt des Vertrages anzukündigen, und den General zu entschuldigen. Larévellière em-

pfing sie mit all der rücksichtsvollen Achtung, die zwei so ausgezeichneten Persönlichkeiten, deren eine noch dazu ein berühmter Gelehrter war, gebührte, aber sprach sich über den Vertrag selbst nicht aus, und antwortete ganz einfach, daß das Direktorium darüber entscheiden würde. Er legte ihn am nächsten Morgen dem Direktorium vor. Die Nachricht von dem Frieden hatten sich in Paris verbreitet und die Freude darüber war auf den höchsten Gipfel gestiegen; man kannte zwar die Bedingungen nicht, aber welche sie auch sein mochten, man war überzeugt, daß sie glänzend sein mußten. Man pries Bonaparte und seinen zweifachen Ruhm. Wie er es vorausgesehen hatte, war man entzückt, in ihm nicht nur den Krieger, sondern auch den Friedensstifter zu finden, und ein Friede, den er nur aus Egoismus unterzeichnet hatte, wurde als eine Handlung kriegerischer Uneigennützigkeit gepriesen. Der junge General, sagte man, hat sich den Ruhm eines neuen Feldzuges versagt, um seinem Vaterlande den Frieden zu schenken.

Die allgemeine Freude hatte so schnell um sich gegriffen, daß es dem Directorium sehr schwierig gewesen sein würde, dieselbe durch das Verwerfen des Vertrages vom Campo-Formio zu täuschen. Dieser Vertrag war allerdings die Folge eines unbedingten Ungehorsams und das Direktorium hätte ganz triftige Gründe gehabt, dessen Ratifikation zu verweigern, um so mehr, als es sehr wichtig gewesen wäre, dem jungen, verwegenen General, der seine bestimmtesten Befehle überschritten, eine strenge Lehre zu geben. Aber wie sollte man die allgemeine Erwartung täuschen, und wie es wagen ein zweitesmal den Frieden zu verweigern, nachdem man ihm schon zu Lille zurückgewiesen hatte? Man wollte also alle Vorwürfe der Opfer des Fructidor rechtfertigen, und die öffentliche Meinung neuerdings gegen sich aufbringen?

Außerdem hätte man auch einer andern, nicht weniger großen Gefahr trotzen müssen; denn wenn man den Friedensvertrag nicht ratificirte, so würde Bonaparte seine Entlassung verlangt haben, und der Erneuerung der Feindseligkeit in Italien wären dann sichere und unvermeidliche Niederlagen gefolgt. Und welche Verantwortlichkeit hatte man nicht in diesem Falle übernommen? Außerdem bot dieser Vertrag ungeheure Vortheile, eröffnete eine stolze Zukunft, gab, was die Präliminarien von Leoben nicht gethan, Mainz und Mantua in unsere Hände, und ließ endlich alle Streitkräfte Frankreichs in völliger Freiheit, um England damit zu bekämpfen.

Das Direktorium genehmigte also den Vertrag, und die Freude war nur um so aufrichtiger und lebhafter. Augenblicklich dachte das Direktorium daran, durch eine geschickte Wendung die öffentliche Aufmerksamkeit auf England zu richten, und der Held Italiens und seine unbesiegbaren Waffengefährten sollten von einem Feinde zum andern fliegen. An demselben Tage, wo man den Friedensvertrag veröffentlichte, wurde Bonaparte zum Obergeneral der Armee von England ernannt.

Bonaparte schickte sich an Italien zu verlassen, um endlich einige Augenblicke Ruhe zu genießen und sich eines Ruhmes zu erfreuen, der zu den großartigsten Erscheinungen der neuern Zeit gehörte. Er war mit Bonnier und Treilhard zum Bevollmächtigten in Rastatt ernannt, um den Frieden mit dem Reiche abzuschließen. Es war außerdem verabredet, daß er Herrn von Cobenzl in Rastatt treffen sollte, um die Ratificationen des Vertrags von Campo-Formio auszuwechseln. Er sollte auch zugleich über die Vollziehung der Bedingungen bezüglich der Besetzung von Mainz wachen. Mit seiner gewöhnlichen Vorsicht hatte er festgesetzt, daß die österreichischen Truppen nicht früher in Palma Nuova einrücken sollten, bevor nicht die seinigen in Mainz eingerückt wären.

Vor seiner Abreise nach Rastatt wollte er noch die letzte Hand an die Angelegenheit Italiens legen. Er nahm die Ernennungen vor, die er noch in der cisalpinischen Republik zu machen hatte, setzte die Bedingungen hinsichtlich des Aufenthalts der französischen Truppen in Italien und deren Verhältnisse zu der neuen Republik fest. Diese Truppen sollten von Berthier befehligt, ein Corps von 30,000 Mann bilden, auf Kosten der cisalpinischen Republik unterhalten werden und bis zum allgemeinen Frieden Europa's dort verbleiben. Er zog das zu Venedig stehende französische Corps zurück und überlieferte diese Stadt den Oesterreichern. Die venetianischen Patrioten wurden gegen Bonaparte empört, als sie sich den Oesterreichern überliefert sahen, obgleich ihnen derselbe in der cisalpinischen Republik einen Zufluchtsort gesichert und mit der österreichischen Regierung abgemacht hatte, daß dieselben ungehindert ihre Güter verkaufen dürften. Sie waren für diese Berücksichtigungen nicht sehr empfänglich und brachen gegen den Sieger, der sie aufgeopfert, in die heftigsten und der Sachlage nach, gerechtesten Verwünschungen aus. Villetard, der sich scheinbar gegen sie im Namen der französischen Regierung verpflichtet hatte, schrieb an Bonaparte und wurde von demselben mit einer auffallenden Härte behandelt. Uebrigens waren es nicht die Patrioten allein, welche bei dieser Gelegenheit einen aufrichtigen und tiefen Schmerz zeigten, auch die Adeligen und das Volk, die erst kürzlich Oesterreich Frankreich vorzogen, da sie die Grundsätze des Einen liebten und die des Andern verabscheuten, fühlten auf einmal wieder ihr ganzes Nationalgefühl erwachen, und sie zeigten eine Anhänglichkeit für ihr altes Vaterland, die sie einer Theilnahme würdig machte, die sie bisher noch nicht eingeflößt hatten. Die Verzweiflung war allgemein; man sah edle Damen sich vergiften und den alten Dogen leblos zu den Füßen des

österreichischen Offiziers niederfallen, in dessen Hände er den Eid der Treue leistete.

Bonaparte richtete an die Italiener eine Proklamation, in welcher er ihnen Lebewohl sagte und seine letzten Rathschläge ertheilte. Sie athmete jenen edlen, festen und jedesmal etwas rednerischen Ton, den er seiner öffentlichen Sprache so gut zu geben verstand. „Wir haben Euch die Freiheit gegeben" — sagte er zu den Cisalpinern — „es ist nun an Euch, sie zu bewahren; um Eures Geschickes würdig zu sein, erlaßt nur weise gemäßigte Gesetze und sorgt, daß sie mit Kraft und Entschlossenheit ausgeführt werden. Verbreitet, begünstigt die Aufklärung und achtet die Religion. Bildet Eure Heere nicht etwa aus Menschen ohne Treu' und Glauben, sondern aus Bürgern, die den Grundsätzen der Republik anhängen und bei deren Wohl unmittelbar betheiligt sind. Ihr habt nothwendig, Euch mit dem Gefühle Eurer Kraft, so wie der Würde, die dem freien Manne geziemt, zu durchdringen. Seit mehreren Jahrhunderten getheilt und unter dem Joche der Tyrannei gebeugt, hättet Ihr nicht allein Eure Freiheit erlangen können; aber nach wenigen Jahren wird keine Macht der Erde stark genug sein, Euch dieselbe zu rauben, auch wenn Ihr Euch ganz allein überlassen wäret. Bis dahin wird die große Nation Euch vor den Angriffen Eurer Nachbarn schützen und ihr politisches System wird mit dem Eurigen vereinigt sein. Ich verlasse Euch in wenig Tagen und nur die Befehle meiner Regierung oder eine der cisalpinischen Republik drohende Gefahr werden mich in Eure Mitte zurückführen."

Diese letzte Phrase war eine Antwort für jene, welche behaupteten, er wollte sich zum König der Lombardei machen. Es gab nichts, welches er dem Titel und der Stellung eines ersten Generals der französischen Republik vorgezogen hätte.

Einer der österreichischen Unterhändler hatte ihm von Seiten des Kaisers einen Staat in Deutschland angeboten, und er hatte geantwortet, daß er sein Glück nur der Dankbarkeit des französischen Volkes verdanken wolle. Sah er seine Zukunft vielleicht voraus? Ohne Zweifel nein, aber wenn er auch nur der erste Bürger der Republik war, so begreift man doch, daß er in diesem Augenblicke den Titel vorzog. Die Italiener begleiteten ihn mit ihrer Trauer und sahen nur mißmuthig diese schöne, glänzende Erscheinung verschwinden. Bonaparte durcheilte schnell Piemont um sich über die Schweiz nach Rastatt zu begeben. Prächtige Feste und Geschenke für ihn und seine Gemahlin wurden auf dem Wege bereit gehalten. Die Fürsten wie die Völker wollten den so berühmten Krieger, den Lenker und Führer so vieler Geschicke sehen. In Turin hatte der König für ihn Geschenke bereit halten lassen, um ihm seine Dankbarkeit für den Beistand zu bezeigen, den ihm Bonaparte beim Direktorium geleistet hatte. In der Schweiz überstieg der Enthusiasmus der Wadtländer für den Befreier des Veltlin alle Grenzen. In den Städten, durch die er kam, wurden die Kanonen gelöst. Die Regierung von Bern, die nur mit Mißvergnügen die Ausbrüche des Enthusiasmus sah, die die Erscheinung des Befreiers des Veltlins überall hervorrief, ließ ihren Offizren verbieten, die Kanonen zu lösen; man beachtete ihr Verbot nicht. Als er zu Rastatt ankam, waren alle deutschen Fürsten ungeduldig ihn zu sehen. Er wies sogleich den französischen Bevollmächtigten den Ton und die Haltung an, die ihrer Mission und ihrer Stellung geziemte. Er weigerte sich, Herrn v. Fersen, welchen Schweden als Bevollmächtigten zum Reichs-Congresse gesandt, zu empfangen, da dessen Verbindungen mit dem ehemaligen französischen Hofe ihn nicht sehr geeignet machten, mit der französischen Republik zu unterhandeln. Diese Wei-

gerung brachte einen lebhaften Eindruck hervor und bewies das stete Bemühen Bonaparte's, die Würde der großen Nation bei allen Gelegenheiten aufrecht zu erhalten. Nachdem er die Ratifikationen des Vertrages von Campo=Formio ausgewechselt und die nöthigen Vorkehrungen wegen der Uebergabe von Mainz getroffen hatte, beschloß er nach Paris abzureisen. Er sah keinen bedeutenden Gegenstand zur Diskussion vor sich, und sah außerdem zahlreiche Verzögerungen und nie endende Langsamkeiten voraus, ehe es gelingen würde, alle diese kleinen deutschen Fürsten sowohl gegen Frankreich als unter sich selbst zufrieden zu stellen. Eine derartige Rolle war nicht nach seinem Geschmacke und außerdem war seine Ungeduld nach Paris zu kommen und das Capitol des modernen Roms zu besteigen, natürlich genug.

Er verließ Rastatt, reis'te incognito durch Frankreich und langte am 15. Frimaire des Jahres VI (am 5. Dezember 1797) Abends in Paris an. Er zog sich in ein kleines bescheidenes Haus, das er in der Rue Chantereine hatte kaufen lassen, zurück. Dieser Mann, dessen Stolz ungeheuer war, besaß die ganze Gewandtheit eines Weibes, denselben zu verbergen. Bei der Uebergabe von Mantua, hatte er auf die Ehre verzichtet, Wurmser defiliren zu sehen und jetzt zu Paris zog er es vor, sich in die unscheinbarste Wohnung zurückzuziehen. Er affectirte in seiner Kleidung, kurz in allen seinen Gewohnheiten eine Einfachheit, welche die Einbildungskraft der Menschen überraschte und durch die Wirkung des Contrastes einen desto tiefern Eindruck hervorbrachte. Ganz Paris, von seiner Ankunft benachrichtigt, war in der größten Ungeduld, ihn zu sehen, und diese Ungeduld war, besonders bei Franzosen, natürlich genug. Herr von Talleyrand, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, für den er seit lange schon eine lebhafte Zuneigung gefaßt hatte, wollte ihn noch denselben Abend

besuchen. Bonaparte bat um die Erlaubniß ihn nicht empfangen zu dürfen, und kam ihm dann am nächsten Morgen zuvor. Der Saal des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten war voll bedeutender Personen, die sich beeiferten, den Helden von Italien zu sehen. Schweigsam gegen alle, bemerkte er Bougainville und ging gerade auf ihn zu, um ihm einige jener Worte zu sagen, die aus seinem Munde stets den tiefsten Eindruck hervorbringen mußten. Schon zeigte er das Gefallen des Herrschers an einem nützlichen und berühmten Manne.

Herr von Talleyrand stellte ihn dem Direktorium vor. Obgleich es genug Gründe der Unzufriedenheit zwischen dem General und den Direktoren gab, war doch die erste Zusammenkunft voll Herzlichkeit. Es lag in der Rolle des Direktoriums, Zufriedenheit, und in der des Generals, Unterwürfigkeit zu heucheln. Außerdem waren die von ihm geleisteten Dienste so groß, sein Ruhm so blendend, daß jedes Mißvergnügen davor weichen mußte. Das Direktorium bereitete ein Triumphfest für die Uebergabe des Vertrages von Campo-Formio vor. Dasselbe fand nicht im Audienzsaale des Direktoriums, sondern in dem großen Hofe des Luxembourg statt. Alles war so angeordnet, um diese Feierlichkeit zu einer der großartigsten der Revolution zu machen. Die Direktoren befanden sich im Hintergrunde des Hofes auf einer Estrade, am Fuße des Altares des Vaterlandes, mit dem römischen Costüm bekleidet; um sie herum saßen die Minister, die Gesandten, die Mitglieder der beiden Conseils, die Magistratur und die Vorstände der Verwaltungen auf amphitheatralisch geordneten Sitzen. Prächtige, durch unzählige vom Feinde eroberte Fahnen, gebildete Trophäen, waren in Zwischenräumen um den ganzen Hof herum aufgestellt, schöne dreifarbige Tapeten schmückten die Mauern; die glänzendste Gesellschaft der Hauptstadt befand sich auf den Gallerien; Musikcorps

waren im Umkreise vertheilt, und eine zahlreiche Artillerie in der Nähe des Pallastes postirt, um zu dem Klang der Musik und dem freudigen Beifallslärmen den Donner der Kanonen zu gesellen. Chénier hatte für diesen Tag eine seiner schönsten Hymnen gedichtet.

Es war der 20. Frimaire des Jahres VI (10. Dezember 1797). Das Directorium, die öffentlichen Beamten und alle Gäste hatten ihre Plätze eingenommen und erwarteten mit Ungeduld den berühmten Mann, den noch wenige aus ihrer Mitte gesehen hatten. Er erschien in Begleitung des Herrn von Talleyrand, der beauftragt war, ihn vorzustellen, denn es war der Unterhändler, den man in diesem Augenblicke beglückwünschte. Alle Zeitgenossen, von dem schlanken Wuchse, dem bleichen römischen Gesichte und dem glühenden Auge überrascht und ergriffen, sprechen noch jetzt täglich von der Wirkung, die er hervorbrachte, sowie von dem unaussprechlichen Eindrucke des Genies und der Herrschaft, den er in jedem Gemüthe zurückließ. Die allgemeine Aufregung war ungeheuer. Einstimmiger Beifallsruf brach bei dem Anblicke des so einfachen Mannes aus, den ein so ungeheurer Ruhm umgab. Es lebe die Republik! Es lebe Bonaparte! war der Ruf, der von allen Seiten hervorbrach. Herr von Talleyrand nahm sodann das Wort und bemühte sich in einer gewandten und kurzen Rede darzuthun, wie der Ruhm des Generals nicht sowohl ihm, als der Revolution, der Armee und der großen Nation gebühre. Er schien dadurch der Bescheidenheit Bonaparte's gefällig sein zu wollen, indem er mit seinem gewandten Geist errieth, wie der Held wünschte, daß man in seiner Gegenwart von ihm spreche. Herr von Talleyrand sprach dann von dem, was man, wie er sagte, seinen Ehrgeiz nennen könnte; aber indem er von seinem antiken Geschmacke für die Einfachheit, seiner Vorliebe für die abstrakten Wissenschaften und seiner Lieb-

lingslectüre, den erhabenen Ossian, mit dem er sich von der Erde losriß, gedachte, sagte Herr von Talleyrand, er glaube, man würde ihm eines Tages dringend bitten müssen, damit er sich seiner arbeitsamen Zurückgezogenheit entreiße. Talleyrand's Worte gingen von Mund zu Mund; denn in allen bei dieser Feierlichkeit ausgesprochenen Reden fand sich derselbe Sinn wiederholt. Alle Welt sagte, daß der junge General ohne Ehrgeiz sei, so sehr fürchtete man, daß er wirklich solchen besäße. Bonaparte sprach nach Herrn von Talleyrand mit festem Tone folgende abgebrochene Phrasen aus:

Bürger!

„Das französische Volk mußte Könige bekämpfen, um seine Freiheit zu erlangen.

„Es mußte achtzehn Jahrhunderte des Vorurtheiles besiegen, um eine auf Vernunft gegründete Constitution zu erlangen.

„Die Verfassung des Jahres III, und Ihr, haben über alle diese Hindernisse gesiegt.

„Europa ist seit zwanzig Jahrhunderten durch die Religion, den Feudalismus und das Königthum beherrscht worden, aber von diesem Friedensschlusse an beginnt die Aera der repräsentativen Regierungen.

„Es ist Euch gelungen, die große Nation zu organisiren, deren weites Gebiet nur deßhalb begrenzt ist, weil die Natur selbst ihr selbst Grenzen gesetzt hat.

„Ihr habt noch mehr gethan! Die beiden schönsten Theile Europa's, einst so berühmt durch die Künste, Wissenschaften und großen Männern, deren Wiege sie waren, sehen mit den erhabensten Hoffnungen den Genius der Freiheit aus dem Grabe ihrer Väter emporsteigen.

„Dies sind die beiden Fußgestelle, auf welche das Schicksal zwei mächtige Nationen erheben wird.

„Ich habe die Ehre, Euch den zu Campo-Formio unterzeichneten und von Sr. Maj. dem Kaiser ratifizirten Vertrag zu übergeben.

„Der Friede sichert und befestigt die Freiheit, die Wohlfahrt und den Ruhm der Republik.

„Wenn das Glück des französischen Volkes auf die besten organischen Gesetze begründet sein wird, dann wird auch ganz Europa frei werden."

Diese Rede war kaum geendet, als abermals neuer und stürmischer Beifallsruf ertönte. Barras, Präsident des Directoriums antwortete Bonaparte. Seine Rede war lang, weitschweifig, wenig passend, und rühmte zu sehr die Bescheidenheit und Einfachheit des Helden; zugleich wußte er ein geschicktes Lob für Hoche, den muthmaßlichen Nebenbuhler des Siegers von Italien, einzuflechten. „Warum ist Hoche nicht hier," sagte der Präsident des Directoriums, „um seinen Freund zu sehen und zu umarmen? Hoche hatte in der That im vergangenen Jahre Bonaparte mit großmüthiger Wärme bei dem Direktorium vertheidigt. Barras versprach dem Helden neue Lorbeeren, indem er ihn, mit kluger Berechnung der Richtung der öffentlichen Meinung einlud, dieselben in England zu pflücken. Nach diesen drei Reden wurde die Hymne Chénier's im Chor und mit der Begleitung eines herrlichen Orchesters gesungen. Zwei Generale näherten sich hierauf in Begleitung des Kriegsministers, und zwar der tapfere Joubert, der Held Tyrols, und Andréossy, einer der vorzüglichsten und ausgezeichnetsten Artillerieoffiziere. Sie schritten mit einer herrlichen Fahne vorwärts; es war die, welche das Direktorium am Ende des Feldzuges der italienischen Armee gegeben hatte: die neue Oriflamme der Republik. Sie trug zahllose in Gold gestickte Inschriften, die wir hier anführen:

„Die Armee von Italien hat hundertfünfzigtausend „Gefangene gemacht, hundertsiebzig Fahnen, fünf-

„hundertfünfzig Stück Belagerungsgeschütz, sechshundert „Stück Feldgeschütz, fünf Brücken-Equipagen, neun „Kriegsschiffe, zwölf Fregatten, zwölf Corvetten, acht„zehn Galeeren erobert.

„Waffenstillstände mit den Königen von Sardinien, „Neapel, dem Papste, den Herzögen von Parma und „Modena. — Präliminarien von Leoben. — Ueber„einkunft von Montebello mit der genuesischen Re„publik. — Friedensvertrag von Tolentino, Campo„Formio. — Den Völkern von Bologna, Ferrara, „Modena, Massa, Carrara, Romagna, Lombardei, „Brescia, Bergamo, Mantua, Cremona, von einem „Theil des Veroneischen, von Chiavenna, Bormio, des „Veltlins, von Genua den kaiserlichen Lehnsvasallen, „den Einwohnern der Departements von Corcyra, „der Inseln des ägäischen Meeres und Ithacas die „Freiheit geschenkt. — Die Meisterwerke von Michael „Angelo, Tizian, Paul Veronese, Coreggio, „Albano, Caraggio, Raphael, Leonardo da „Vinci ꝛc. nach Paris geschickt. — In achtzehn „ordentlichen Schlachten, zu Montenotte, Millesimo, „Mondovi, Lodi, Borghetto, Lonato, Castiglione, Ro„veredo, Bassano, San Giorgio, Fontana-Niva, Cal„diéro, Arcole, Rivoli, Favorita, Tagliamento, Tar„wis und Neumarkt gesiegt. — Siebenundsechzig Ge„fechte geliefert."

Joubert und Andréossy sprachen hierauf und erhielten von dem Präsidenten des Direktoriums eine sehr schmeichelhafte Antwort. Nach allen diesen Reden empfingen die Generale die Umarmung des Directorial-Präsidenten. In dem Augenblicke wo Bonaparte von Barras umarmt wurde, warfen sich die vier andern Directoren unwillkührlich hingerissen ebenfalls in die Arme des Generals. Ein einstimmiger Jubelruf ertönte. Das in den benachbarten Straßen versammelte Volk vereinigte

sein Freudengeschrei mit ihm, und der Donner der Kanonen stimmte mit ein. Die Trunkenheit des Glückes ergriff alle Geister.

So warf sich Frankreich in die Arme dieses außerordentlichen Mannes. Klagen wir nicht die Schwäche unserer Väter an, denn der Ruhm gelangt nur durch die düstern Wolken der Zeit und des Unglücks zu uns, und reißt uns mit hin! Rufen wir mit Aeschylus aus: Was wäre es erst, wenn wir das Ungeheuer selbst gesehen hätten!

Drittes Kapitel.

Der General Bonaparte zu Paris: seine Beziehungen zum Direktorium. — Plan einer Landung in England. — Verhältnisse Frankreichs mit dem Continent. — Congreß zu Rastadt. — Ursache der Schwierigkeiten der Verhandlungen. — Revolution in Holland, Rom und der Schweiz. — Innere Lage Frankreichs; Wahlen vom Jahre VI, Wahlstreitigkeiten. — Ernennung Treilhard's in's Direktorium. — Expedition nach Egypten, von Bonaparte statt der Landung in England vorgeschlagen. — Vorbereitungen zu dieser Expedition.

Dem Triumphempfange, welchen das Direktorium dem General Bonaparte bereitet hatte, folgten glänzende Feste, die ihm die Direktoren, die Mitglieder des Rathes und die Minister persönlich gaben. Jeder suchte sich in Pracht zu überbieten. Der Held dieser Feste war überrascht von dem Geschmacke, den der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in allen seinen festlichen Anordnungen entwickelte, und fühlte sich von der alten französischen Eleganz lebhaft und angenehm berührt. Inmitten all dieses Pompes zeigte er sich einfach, leutselig aber streng, beinahe unzugänglich für das Vergnügen, unter der Menge die gemeinnützigen und berühmten Männer

aufsuchend, um sich mit ihnen über die Kunst und Wissenschaft zu unterhalten, in der sich jeder Einzelne auszeichnete. Die ersten Berühmtheiten fanden sich durch den Vorzug Bonaparte's geehrt. Die Bildung des jungen Generals bestand nur in der eines Offizieres, der erst kürzlich die Militärschulen verlassen, aber mittelst des Instinkts des Genie's, verstand er sich über die ihm fremdartigsten Gegenstände zu unterhalten, und manchmal eine, seiner gewagten, aber stets originellen Ansichten hinzuwerfen, welche zwar oft nur die Frechheit der Unwissenheit sind, aber bei ausgezeichneten Männern, mit ihrer eigenthümlichen Weise vorgetragen, die Welt, und selbst Männer von tieferem Geiste zu täuschen vermögen. Man beobachtete mit Staunen diese Leichtigkeit, mit der er alle Gegenstände behandelte. Die Journale, die sich mit den kleinsten auf General Bonaparte Bezug habenden Details beschäftigten und berichteten, bei wem er gespeis't, und welches Gesicht er gezeigt hatte, ob fröhlich oder traurig, erzählten, daß er eines Tages bei Franz von Neufchateau speisend, mit Lagrange und Laplace von Mathematik, mit Sièyes von Metaphysik, mit Chenier von Poesie und mit Daunou von Gesetzgebung und öffentlichem Rechte gesprochen habe. Im Allgemeinen wagte man es nicht, ihn viel zu fragen, wenn man sich mit ihm unterhielt, aber man wünschte lebhaft, ihn auf das Gespräch von seinen Feldzügen zu führen. Wenn er zuweilen davon sprach, so sprach er nie von sich, wohl aber von seiner Armee, seinen Soldaten, und der republikanischen Tapferkeit; er schilderte die Bewegung, den Lärm der Schlachten, er hob bezeichnend den Entscheidungsmoment und die Weise, wie man ihn auffassen mußte, hervor, und erfüllte alle jene, die ihm zuhörten, durch seine klaren, treffenden und wahrhaft dramatischen Schilderungen mit Bewunderung. Wenn seine Waffenthaten einen großen Feldherrn verkündeten, so verriethen seine

Gespräche einen originellen, fruchtbaren, umfassenden Geist, der Jeden unwiderstehlich hinreißen mußte. Er hatte die Masse durch seinen Ruhm an sich gefesselt, und jetzt eroberte er nach und nach die Zuneigung der ersten Männer Frankreichs. Man war allgemein für ihn eingenommen und wurde es noch mehr, wenn man ihn erst kannte; selbst die Spuren fremder Abkunft, die die Zeit an ihm noch nicht zu verwischen vermocht hatte, trugen dazu bei, die Wirkung seines Auftretens zu erhöhen. Die Sonderbarkeit erhöht stets den Zauber des Genies, besonders in Frankreich, wo man bei der größten Einförmigkeit der Sitten, doch ausnehmend das Fremde liebt. Bonaparte stellte sich, als fliehe er die Menge und wolle sich deren Blicken entziehen, ja manchmal nahm er die allzu lebendigen Ausdrücke der Begeisterung für ihn sehr übel auf. Madame Staël, die die Größe liebte, und wohl das Recht dazu hatte, Genie und Ruhm zu verehren, war sehr ungeduldig, Bonaparte zu sehen, um ihm ihre Bewunderung auszudrücken. Als ein gebieterischer Charakter, der jeden an seinem Platze sehen will, wußte er ihr nur wenig Dank, daß sie manchmal den ihren verließ; er fand an ihr zu viel Geist, zu viel Ueberspannung, und ahnte hinter ihrer Bewunderung deren Unabhängigkeitsgeist; er benahm sich kalt, hart und ungerecht gegen sie. Als sie ihm eines Tages mit eben nicht besonderer Gewandtheit die Frage vorlegte: welche Frau die Vorzüglichste in seinen Augen wäre, erwiederte er ihr trocken: „Diejenige, die die meisten Kinder geboren hat!“ Von diesem Augenblicke an fühlte auch sie jene gegenseitige Antipathie, welche ihr so viele unverdiente Quälereien zuzog, und die ihn mehrere Handlungen kleinlicher und roher Tyrannei begehen ließ. Er ging selten aus und lebte in seinem kleinen Hause, in der Straße Chantereine, die indeß ihren Namen geändert und vom Departement von Paris, Rue de la Victoire genannt

wurde. Er empfing nur einige Gelehrte, Monge, Lagrange, Laplace, Berthollet; einige Generale, wie Desaix, Kleber, Caffarelli; außerdem mehrere Künstler, vorzüglich jedoch Talma, diesen berühmten Schauspieler, den Frankreich unlängst verlor, und zu dem er eine außerordentliche Zuneigung hatte. Er fuhr gewöhnlich nur in einem sehr einfachen Wagen aus, begab sich im Schauspiel nur in eine Gitterloge, und schien auf keine Weise die verschwenderischen Neigungen seiner Frau zu theilen. Er zeigte übrigens für sie eine außerordentliche Zuneigung, beherrscht wie er war, durch die eigenthümliche besondere Anmuth, die Madame Beauharnais weder im Privatleben noch auf dem Throne verließ und bei ihr die Stelle der Schönheit ersetzte.

Da durch Carnots Deportation ein Platz im Institut leer geworden, so beeilte man sich, ihm denselben anzubieten. Er nahm ihn mit großer Bereitwilligkeit an, nahm am Tage der Sitzung, wegen seiner Aufnahme, seinen Platz zwischen Lagrange und Laplace, und trug bei jeder feierlichen Gelegenheit die Kleidung eines Mitglieds der Akademie, um sich den Schein zu geben, als verberge er den Krieger unter dem Kleide des Gelehrten. So viel Ruhm mußte bei den Vorstehern der Regierung Mißmuth erwecken, da sie weder das Alter des Rangs, noch persönliche Bedeutendheit für sich hatten, und demnach durch den Frieden stiftenden Krieger gänzlich verdunkelt wurden. Uebrigens bezeigten sie ihm die größte Hochachtung, die er mit allen Zeichen ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit erwiederte. Das Gefühl, das bei uns am meisten vorherrscht, ist gewöhnlich jenes, von dem man am wenigsten spricht.

Das Direktorium war indeß weit entfernt, irgend Furcht zu zeigen; es empfing durch seine Spione zahlreiche Berichte über die Gespräche in den Kasernen und öffentlichen Orten, deren einziger Inhalt meist Bona-

parte war. Bonaparte, sagte man, würde sich bald an die Spitze der Angelegenheiten stellen, die schwache nnd ohnmächtige Regierung stürzen, und so Frankreich vor den Royalisten wie vor den Jakobinern retten. Das Direktorium, Freimüthigkeit heuchelnd, zeigte ihm diese Berichte, die es mit tiefster Verachtung zu behandeln schien, als glaubte es der General ohne allen Ehrgeiz. Der General, nicht weniger in der Verstellung erfahren, empfing seine Mittheilungen mit Dank, versichernd, er sei des Vertrauens, das man ihm angedeihen lasse, würdig. Aber von beiden Seiten war das Mißtrauen außerordentlich; wenn die Spione der Polizei dem Direktorium von Usurpationsplänen berichteten, so sprachen die den General umgebenden Offiziere von Vergiftungsplänen. Der Tod Hoche's hatte allerlei abgeschmackte Vermuthungen erweckt, und der General, obgleich ohne Furcht, war stets auf seiner Hut, und gebrauchte alle mögliche Vorsichtsmaaßregeln, wenn er bei einem der Direktoren speis'te. Er aß wenig und nahm nur von jenen Schüsseln, von denen er den Direktor nehmen sah, und trank nur jenen Wein, von dem er seinen Wirth hatte trinken sehen.

Barras gefiel sich darin, die Welt glauben zu machen, er sei der Urheber von Bonaparte's Glück, und wenn auch nicht mehr sein Beschützer, doch sein Freund geblieben. Er zeigte ihm stets eine große persönliche Zuneigung und suchte ihn mit seiner gewöhnlichen Geschmeidigkeit von seiner Anhänglichkeit zu überzeugen, ihm freiwillig seine Collegen zu opfern und sich dabei stets auf seine Seite zu schlagen. Aber Bonaparte gab nicht große Dinge auf diese Freundschaftsbezeigungen eines Mannes, den er durchschaute und erwiederte seine Kriecherei nie durch irgend einen Act des Vertrauens.

Man fragte Bonaparte bei großen Angelegenheiten oft um Rath, sandte ihm öfters einen Minister, um

ihn auf's Direktorium zu rufen, wohin er sich auch begab, bei den Direktoren Platz nahm, und seine Ansicht über den fraglichen Gegenstand, war er nun dem Verwaltungs-, Regierungs- oder Kriegswesen angehörig, mit jener Ueberlegenheit des Taktes, die ihn stets auszeichnete, geltend machte. Er trug in der Politik eine Ideenrichtung zur Schau, die der von ihm angenommenen Stellung ganz anpassend war. Als an dem Tage nach dem 18. Fructidor der Impuls einmal gegeben, und der Sturz der royalistischen Faction gesichert war, sah man ihn plötzlich sich zurückziehen und der Regierung jeden weitern Beistand verweigern, außer dem, der absolut nothwendig war, um die Rückkehr der Monarchie zu verhindern. Als dieser Punkt erreicht war, suchte er sorgfältig jeden Schein, als wollte er sich mit dem Direktorium näher verbinden, zu vermeiden; er wollte neutral bleiben, den Augen aller Parteien sichtbar, ohne sich mit irgend einer zu verbünden. Die Stellung eines Tadlers sagte seinem Ehrgeize am meisten zu; und diese ist bei einer, durch alle möglichen Factionen in sich selbst zerfallenen und zerrissenen Regierung, die dadurch fortwährenden Mißgriffen ausgesetzt wird, leicht genug, so wie auch vortheilhaft, da sie die Mißvergnügten, d. h. alle, mit der ihnen gegenüber, widerstandlosen und ohnmächtigen Regierung, bald allgemein unzufriedenen Parteien um sich herum vereinigt. Die an die Cisalpiner und Genueser gerichteten Proclamationen Bonaparte's, wie die gegen die Adeligen beabsichtigten Gesetze, genügten, um seine damalige Gesinnung anzudeuten. Man sah, und seine Bemerkungen bewiesen es, daß er das nach dem 18. Fructidor von der Regierung angenommene Betragen nicht billigte; die Patrioten hatten durch dies Ereigniß wieder die Oberhand gewonnen und beherrschten zwar das Ministerium nicht, aber sie leiteten es unvermerkt. Bonaparte, obgleich noch immer eine große

Zurückhaltung beobachtend, ließ doch seine Mißbilligung der Maaßregeln der Regierung durchblicken; es schien, als hielt er sie für schwach, unfähig, und jeder Partei wechselweise unterliegend; es war mit einem Worte sichtbar, daß seine Ansichten mit denen der Regierung gewaltig differirten. Er richtete selbst sein Betragen so ein, daß man daraus erkennen konnte, wie er sich zwar der Rückkehr des Königthums widersetze, aber deßhalb noch immer nicht die Rechtmäßigkeit der Revolution und deren Handlungen anerkennen wolle.

Die Jahresfeier des 21. Januar nahte heran, und man mußte mit ihm unterhandeln, um ihn zur Erscheinung bei dem fünften dieser Feste zu bewegen. Er war im Dezember 1797 nach Paris gekommen, und das Jahr 1798 begann. (Nivose und Pluviose. Jahr VI.) Er verweigerte die Erscheinung bei diesem Feste, gleich als wenn er die zu feiernde Handlung mißbilligte oder etwas für die thun sollte, die ihm durch die Proklamationen vom 18. Fructidor und die Kartätschensalven vom 13. Vendemiaire entfremdet worden waren. Und doch wollte man um jeden Preis, daß er dabei erscheine. Früher Oberbefehlshaber der italienischen Armee und Bevollmächtigter Frankreichs zu Campo Formio, war er jetzt einer der Bevollmächtigten des Rastadter Congresses und General der Armee von England, und mußte deßhalb wohl den Feierlichkeiten seiner Regierung beiwohnen. Er behauptete jedoch, daß diese Eigenschaften ihn nicht zur Beiwohnung der Ceremonie verpflichteten, und daß man seine freiwillige Anwesenheit als eine Zustimmung, die er durchaus nicht geben wolle, auslegen würde. Man traf einen Vergleich; das Institut sollte in corpore der Feier beiwohnen, und indem er sich in dessen Reihen mischte, schien er eine Corpspflicht zu erfüllen. Unter allen seinen zahlreichen dienstlichen Eigenschaften war ihm die eines Institutmitglieds die bequemste, und er

verstand, sich zu gelegener Zeit der Vortheile dieser Stellung zu bedienen.

Eine wachsende Macht ist leicht zu errathen. Ein Haufen Dienstwilliger und Schmeichler umringten ihn und bestürmten ihn mit Fragen, ob er sich denn darauf beschränken würde, Armeen zu befehligen, und ob er nicht endlich an der Regierung den Antheil nehmen würde, zu dem ihn sein Einfluß, sein anerkanntes Uebergewicht, so wie sein politisches Genie berechtigten. Ohne noch zu wissen, welche Rolle er einst spielen werde, so sah er doch klar, daß er der erste Mann Frankreichs und seiner Zeit war. Wenn er Pichegru's Einfluß bei den Fünfhundert und jenen von Barras im Direktorium sah, so war es ihm wohl vergönnt zu glauben, daß er eine große politische Rolle zu spielen hätte; aber es gab in diesem Augenblick nichts Passendes für ihn. Er war zu jung, um Direktor werden zu können; man mußte vierzig Jahre alt sein, und er hatte dreißig noch nicht vollendet. Man sprach zwar von einer Alterdispensation, aber dies war ein noch zu erhaltendes Zugeständniß, das die Republikaner allarmirt und zu lautem Geschrei vermocht hätte; und diese Stellung wog dann erst nicht die Unannehmlichkeiten, die diese Beförderung nach sich ziehen mußte, auf. Als Fünfter der Regierung beigesellt zu sein, und nur eine Stimme im Direktorium zu haben, sich im Kampfe mit den damals noch unabhängigen Conseils zu ermüden, war eine Rolle, die ihm durchaus nicht zusagte, und die nicht der Mühe werth war, daß man ihrethalben eine Gesetzwidrigkeit beging. Frankreich hatte noch einen mächtigen Feind, England zu bekämpfen, und obgleich sich Bonaparte schon mit Ruhm bedeckt hatte, so fand er es doch angemessener, dort neue Lorbeeren zu pflücken und die Regierung in ihrem schwierigen Parteienkampfe sich noch mehr ermatten zu lassen.

Man erinnert sich, daß das Direktorium am nämlichen Tage, wo die Unterzeichnung des Traktates von Campo=Formio bekannt wurde, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf England zu lenken, die sogenannte Armee von England ins Leben rief und deren Oberbefehl Bonaparte anvertraute. Die Regierung meinte es mit dem beabsichtigten Angriff auf England ziemlich aufrichtig und berathschlagte über die besten Mittel zu einer Landung auf englischem Boden. Die außerordentliche Kühnheit des Geistes, die zu dieser Epoche Jedermann beseelte, ließ ein solches Unternehmen als sehr ausführbar erscheinen, und die Erfahrung bei der versuchten Expedition nach Irland hatte gezeigt, daß man unter dem Schutze der Nebel oder durch den Wind begünstigt, leicht den Kanal passiren könne. Man glaubte nicht, daß die englische Nation, die noch keine Land=Armee geschaffen, mit all ihrem Patriotismus, den bewunderungswürdigen Soldaten Italiens und des Rheins, so wie hauptsächlich dem Genie des Siegers von Castiglione, Arcole und Rivoli widerstehen könnte. Die Regierung wollte nur 15,000 Mann in Italien lassen, und den Rest nach dem Innern zurückziehen; das deutsche, aus der Rhein=, Sambre= und Maasarmee zusammengesetzte Heer, sollte auf die nothwendige Stärke zurückgeführt werden, um dem Reiche während des Congresses zu Rastadt zu imponiren, und der Rest den Küsten zugeschickt werden. Alle übrigen disponiblen Truppen wurden nach derselben Richtung gesandt. Die Geniegenerale bereisten alle Küsten, um die besten Ausschiffungspunkte zu bestimmen; in allen Häfen wurden beträchtliche Flottillen gesammelt und es herrschte in der ganzen Marine die äußerste Thätigkeit. Man war stets in der Hoffnung, daß ein günstiger Windstrich die Cadix blokirt haltende englische Flotte zerstreuen und der spanischen Flotte dann die Vereinigung mit der französischen gestatten würde. Auch von der holländischen Flotte

schmeichelte man sich, daß man sie würde mit der unseren vereinigen können; sie hatte so eben im Angesicht des Texels eine schwere Niederlage erlitten, und nur Trümmer davon waren in die holländischen Häfen zurückgekehrt. Uebrigens reichte die vereinte spanische und französische Flotte hin, um die Ueberfahrt von 60—80,000 Mann zu beschützen. Um alle diese Maaßregeln mit der gehörigen Kraft ausführen zu können, dachte man daran, sich neue Finanzmittel zu verschaffen. Das, wie man sich erinnert, für das Jahr VI auf 616 Millionen fixirte Budget reichte zu einer außerordentlichen Rüstung nicht aus, und man beabsichtigte den Handelsstand bei einer Unternehmung, an der er so sehr betheiligt war, mit einer freiwilligen Anleihe von 80 Millionen daran Theil nehmen lassen. Diese Anleihe sollte auf den Staat hypothekirt und ein Theil des Gewinnstes dieser Expedition in Prämien verwandelt und unter die Theilhaber verloost werden. Das Direktorium ließ sich durch die ersten Häuser um die Ausschreibung dieses Anlehens bitten, unterlegte das Projekt dem gesetzgebenden Körper, und in der That, man schien selbes schon in den ersten Tagen ausnehmend günstig aufzunehmen. Man erhielt für 15—20 Millionen Unterschriften. Das Direktorium ließ es übrigens nicht nur bei Demonstrationen bewenden, sondern schritt gleich zu anderweitigen strengen Maaßregeln. Ein Gesetz untersagte die Einfuhr aller englischen Waaren; es ließ sich die Vollmacht geben, zu ihrer Entdeckung Haussuchungen anzustellen, und in ganz Frankreich wurde an einem Tage und zu einer Stunde eine solche Haussuchung vorgenommen.

Bonaparte schien diese Bewegung zu unterstützen und seine Dienste dazu herzugeben, obgleich er im Grunde nicht besonders dafür eingenommen war. Nach London zu marschiren, selbes einzunehmen und 60,000 Mann nach England zu werfen, schien ihm nicht besonders

schwierig, aber er begriff, daß eine Eroberung und längere Besetzung unmöglich sei; daß man es zwar wohl verwüsten, ihm einen Theil seiner Reichthümer entführen, seine politisch-sociale Wichtigkeit für ein halbes Jahrhundert vernichten könne, aber man mußte die ganze für den Einfall bestimmte Armee aufopfern, und beinahe allein, nach einer Art barbarischen Einfalls, wieder zurückkehren. Später zu einer umfassenderen Macht und größern Kenntniß seiner Mittel gelangt, dachte er wohl in einer Stimmung persönlichen Unwillens gegen England daran, ernstlich Mann gegen Mann mit diesem Staate zu kämpfen, aber gegenwärtig hegte er andere Ideen und Projecte. Ein Grund vorzüglich machte ihn dem Projekte der Regierung abgeneigt; die Vorbereitungen für diese Expedition nahmen noch mehrere Monate weg, die schönere Jahreszeit rückte heran, und man wußte die Nebel und Winde des kommenden Winters erwarten, um die Landung bewerkstelligen zu können. Nun wollte er aber nicht ein Jahr in Paris müssig bleiben, ohne seinen Großthaten neue hinzuzufügen, und in der öffentlichen Meinung nur darum sinken, weil er nicht Gelegenheit, sich zu erheben finden konnte. Er beabsichtigte deßhalb eine andere Unternehmung, eben so riesenhaft wie die Landung an Englands Küsten, aber viel eigenthümlicher, in ihren Folgen umfassender, seiner Einbildungskraft angemessener und hauptsächlich viel näher liegend. Man sah, daß er sich in Italien viel mit dem mittelländischen Meere beschäftigt, eine Art Marine geschaffen, und bei der Theilung der venetianischen Staaten vorzüglich Sorge getragen hatte, daß die griechischen Inseln an Frankreich fielen; wie er ferner mit Malta Intriguen angeknüpft, in der Hoffnung, diese Insel dem Orden und den Engländern zu entreißen, und stets sein Augenmerk auf Egypten, als dem Zwischenpunkt zwischen Europa und Asien, der von Frankreich besetzt werden müsse, richtete,

um sich des levantischen und indischen Handels zu bemächtigen. Diese Idee hatte seine ganze Einbildungskraft in Flammen gesetzt und beschäftigte ihn vor allen andern. Es fanden sich im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten werthvolle Dokumente über Egypten, über dessen kolonialische und militärische Wichtigkeit, die der Schifffahrt nicht ausgenommen, vor; er ließ sich selbe von Talleyrand aushändigen und verschlang sie mit Eifer. Verpflichtet die Küste des Oceans, wegen der Ausführung des Landungsprojectes zu bereisen, füllte er seinen Wagen mit Reisebeschreibungen und Memoiren über Egypten an. Indem er sich so den Befehlen des Direktoriums zu fügen schien, und in Wirklichkeit sich an den Küsten und unter dem Himmel des alten Bataviens befand, schweifte seine glühende Phantasie an den Ufern des Orients umher. Er sah eine ungeheuere aber noch dunkle Zukunft vor sich. In die Gegenden des Lichts und des Ruhms, wo Mahomed und Alexander gesiegt und Reiche gegründet hatten, zu dringen, seinen Namen dort wiederhallen und durch das Echo nach Frankreich tragen zu lassen, war eine ihn berauschende Perspektive. Und während er so in den Monaten Pluviose und Ventose (Januar und Februar 1798) die Meeresküsten bereiste und überall den Vorbereitungen zur Landung die trefflichste Richtung gab, war sein Geist den genannten Ideen und Plänen zum Raube geworden. Die Republik hatte indeß, während sie alle ihre Kräfte zu einem Kampfe gegen England rüstete, auch auf dem Continent noch wichtige Interessen zu regeln. Ihre politische Aufgabe war ungeheuer; sie hatte zu Rastadt mit dem Reiche zu unterhandeln, und die batavische, cisalpinische und ligurische Republik, ihre drei Töchter-Republiken, auf der neuen Bahn zu leiten. An der Spitze des demokratischen Systems und dem feudalistischen gegenüber gestellt, war es ihre Aufgabe, einen feindseligen Zusammenstoß derselben

zu vermeiden, um nicht einen Kampf zu erneuern, der sie mit so viel Ruhm bedeckt und ihr so ungeheuere Anstrengungen gekostet hatte. Das war eine Aufgabe, die nicht weniger Schwierigkeiten darbot, als das Project England anzugreifen und zu vernichten.

Der Rastadter Congreß war seit zwei Monaten versammelt. **Bonnier**, ein Mann von viel Geist und **Treilhard**, ein rechtschaffener aber wenig gebildeter Mann, waren Frankreichs Stellvertreter. **Bonaparte** hatte in den wenigen Tagen, die er beim Congreß zugebracht, bereits mit Oesterreich bezüglich der Besetzung von Mainz und des Mannheimer Brückenkopfs, geheime Verabredungen getroffen. Man hatte verabredet, daß die österreichischen Truppen bei Annäherung der französischen sich zurückziehen, und die Reichstruppen in Stich lassen sollten; auf dies hin sollten die französischen Truppen sich Mainz's und des Mannheimer Brückenkopfs bemächtigen, entweder die auf sich selbst beschränkten Reichstruppen einschüchternd, oder sie mit Sturm vertreibend. Dies geschah; die Reichstruppen, von ihren Verbündeten verlassen, überlieferten Mainz, jene bei Mannheim widerstanden, wurden aber bald zum Weichen gebracht, obgleich man dabei einige hundert Mann opferte. Nach diesen Ereignissen lag es klar am Tage, daß Oesterreich in den geheimen Artikeln des Vertrages von Campo-Formio der Republik den Besitz der Rheinlinie anerkannt hatte, da es der Republik durch seine Vermittlung die wichtigsten Punkte derselben sicherte. Außerdem war noch beschlossen, daß die französische Armee während der Verhandlungen das rechte Rheinufer verlassen, auf das linke von Basel bis Mainz zurückgehen, aber auf dieser Höhe auch das rechte Ufer, doch nur längs des Mains, besetzen solle. Die österreichischen Armeen dagegen sollten sich über die Donau und den Lech zurückziehen und die Festungen Ulm und Ingolstadt räumen. Ihre Stellung zum Reiche

ward der der französischen Armeen beinahe ganz gleich. Die französische Gesandtschaft unterhandelte auf diese Art in Mitte einer doppelten Reihe von Soldaten. Oesterreich erfüllte nicht ganz ehrlich die Bestimmungen der geheimen Artikel, denn unter dem Vorwande eines Mißverständnisses ließ es den genannten Plätzen seine Besatzungen. Frankreich schloß, um das gute Einvernehmen nicht zu stören, über den Bruch des Vertrags die Augen. Es kam dann zur Frage über die gegenseitige Absendung von Gesandten, und Oesterreich antwortete, daß man sich für den Augenblick wohl mit dem Verkehre der beim Congresse beiderseitig anwesenden Bevollmächtigten begnügen könne. Dies war zwar kein Beweis für ein aufrichtiges Verlangen mit Frankreich in freundlichen Verkehr zu treten; aber nach den vielen Niederlagen und Demüthigungen, die Oesterreich erlitten, begriff und verzieh man diesen Ueberrest der schlechten Laune dieser Macht.

Die ersten Erklärungen zwischen den Gesandten des Reichs und den Ministern Oesterreichs waren sehr bitter. Die Reichsstände beklagten sich, daß Oesterreich beitrage sie auszuplündern, indem es der Republik die Rheinlinie anerkenne, und derselben auf eine so treulose Weise Mainz und den Mannheimer Brückenkopf überliefert habe; sie beschwerten sich ferner, daß Oesterreich, nachdem es das Reich in den Kampf mit hineingezogen, es nun verlasse, und dessen Provinzen dem Feinde überliefere, um dagegen Besitzungen in Italien zu erhalten. Die kaiserlichen Minister erwiederten, daß Oesterreich der Interessen des Reiches und der Vertheidigung der in Elsaß begüterten Fürsten halber zu diesem Kriege veranlaßt worden sei, daß, nachdem es ihrethalben die Waffen ergriffen, und durch 6 fortlaufende Jahre die größten Anstrengungen gemacht, es sich nach und nach von allen Staaten der Conföderation hatte verlassen gesehen; daß

es ferner beinahe allein die Kosten dieses Krieges getragen, und in demselben einen Theil seiner Staaten, namentlich die reichen Provinzen Belgiens und der Lombardei verloren habe, und dafür nach so theuer bezahlten Mühen wohl Dankbarkeit, aber keine Klagen erwarten dürfe. In der That hatte der Kaiser allerdings die verletzten Rechte der in Elsaß begüterten Fürsten zum Vorwande genommen, um den Krieg zu eröffnen, denselben aber nur aus Ehrgeiz geführt und den deutschen Bund, den er nur verrieth, um sich für seine Kosten schadlos zu halten, wider dessen Willen hineingezogen. Nach diesen lebhaften Erklärungen, die zu nichts führten, mußte man weiter schreiten und sich mit der Grundlage der Verhandlungen beschäftigen. Die Franzosen verlangten das linke Rheinufer und schlugen, um die ihrer Staaten beraubten Prinzen zu entschädigen, das Mittel der Säcularisation vor. Oesterreich, nicht zufrieden mit der Erlangung des größten Theils des venetianischen Gebietes, wollte sich noch mit einigen Bisthümern schadlos halten, und hatte überdies schon mit Frankreich deßhalb ein geheimes Uebereinkommen getroffen; Preußen hatte sich gleichfalls mit Frankreich über eine Entschädigung auf dem rechten Ufer, für das verlorene Herzogthum Cleve verständigt, weßhalb die ihren Besitzungen beraubten Fürsten, die es ebenfalls vorzogen, Staaten am rechten Rheinufer gegen die Nachbarschaft der Franzosen geschützt, zu erhalten, mit den erstgenannten beiden Mächten für die Abtretung der Rheinlinie und die Säcularisation als Entschädigungsmittel stimmten. Das Reich konnte sich gegen eine Verbrüderung von so vielen Stimmen nur schwer vertheidigen; übrigens setzten die den deutschen Gesandten ertheilten Vollmachten die Integrität des deutschen Reiches ausdrücklich fest, weßhalb die französischen Vollmachtsträger diese Instruktionen für unzulänglich und allzu beschränkt erklärten und eine aus-

gedehntere verlangten. Die Deputirten ließen sich solche geben, und obgleich sie zwar nun die Macht hatten, die Rheinlinie anzuerkennen und das linke Ufer abzutreten, wollten sie noch immer dasselbe vertheidigen. Sie gaben viel Gründe dafür an, und Gründe mangeln niemals. Sie sagten, das deutsche Reich hätte nicht zuerst den Krieg erklärt, und lange bevor der Reichstag zu Regensburg die Kriegserklärung gemacht, hätte Cüstine schon Mainz überfallen und Franken an sich gerissen. Es hätte also nur einen Vertheidigungskrieg geführt; die Abtretung eines Theils seines Gebietes würde seine Constitution umstürzen, und seine Existenz, die für ganz Europa wichtig sei, gefährden. Die Provinzen des linken Ufers, die man ihm nehmen wolle, seien für einen Staat von so großem Umfange, wie die französische Republik, nur von geringer Wichtigkeit; die Rheinlinie könnte allenfalls durch eine andere militärische Linie, die Mosellinie z. B., ersetzt werden. Die Republik entsage um einiger erbärmlichen Vortheile willen, dem schönsten, reinsten und für sie so nützlichem Ruhme, der politischen Mäßigung.

Die Deputation machte demnach den Vorschlag, alle Reichsbesitzungen jenseits der Mosel abzutreten und diesen Strom als Grenzlinie zu betrachten. Diesem Grunde hatte Frankreich ganz vortreffliche Gegengründe entgegenzusetzen. Wohl hatte es die Offensive ergriffen und den Krieg in der That begonnen; den wahren Krieg aber, der, der Absicht, der Machinationen und Vorbereitungen, war durch das Reich eröffnet worden. Zu Trier und Coblenz hatte man die Emigrirten aufgenommen und organisirt; von dort aus sollten die Phalanxen abgehen, die zur Demüthigung und Zerstücklung Frankreichs bestimmt waren. — Frankreich sei nun, statt besiegt, siegreich gewesen, und benutze diesen Umstand, nicht um das Böse, das man ihm zugedacht, heimzugeben, sondern nur, um sich für die ihm verursachten Kriegskosten zu entschädigen und

seine, ihm schon von der Natur vorgezeichnete Gränze, die Rheinlinie zu verlangen.

Man stritt daher, denn alle Zugeständnisse, selbst die unvermeidlichsten werden stets bestritten; aber es lag klar am Tage, daß die Deputation die Rheinlinie abtreten würde und selbe nur deshalb so vertheidigte, um für andere streitige Punkte desto bessere Bedingungen zu erhalten. — Dies war der Stand der Verhandlungen im Monat Pluviose des Jahres VI (Februar 1798).

Augereau, dem das Direktorium, um sich seiner zu erledigen, den Oberbefehl über die Armee von Deutschland übertragen, hatte sich mit den wüthendsten Jakobinern umgeben. Dies konnte dem Reiche, welches hauptsächlich die Verbreitung der neuen Grundsätze fürchtete und sich schon mehrmals über in Deutschland ausgestreute, aufregende Schriften beklagt hatte, neue Besorgnisse einflößen. — Es gährten damals zwar so viele Geister in Europa, daß man sich die Verbreitung und den Umlauf revolutionärer Schriften wohl ohne die Dazwischenkunft und Vermittlung der französischen Republik erklären konnte, indeß lag es dem Direktorium daran, jeden Gegenstand, der zu Klagen Anlaß geben konnte, zu vermeiden, und außerdem war es mit dem unruhigen Betragen Augereau's unzufrieden. — Es nahm ihm deshalb den Oberbefehl und schickte ihn nach Perpignan, unter dem Vorwand, dort eine Armee zu organisiren, die, wie man sagte, gegen Portugal zu kämpfen bestimmt war. Dieser Hof hatte in Folge der Einflüsterungen Pitt's den mit der Republik geschlossenen Vertrag nicht ratificirt, und man bedrohte daher in diesem Staat einen Verbündeten Englands. — Uebrigens war dies nur eine leere Demonstration, und der Augereau ertheilte Auftrag, eine verhüllte Ungnade.

Frankreich hatte, wie wir schon früher gesagt, außer den direkten Verbindungen, welche es mit Europa wieder

anknüpfte, noch den Gang und die Entwicklung der drei Republiken zu leiten. Die widerstreitenden Elemente hatten sich, wie natürlich, in denselben noch nicht zur Ruhe gelegt, und es war die Pflicht Frankreichs, ihnen Krisen zu ersparen, die ihm selbst äußerst nachtheilig geworden wären. Außerdem war es dazu berufen und sogar bezahlt, denn die französischen Armeen in der cisalpinischen und ligurischen Republik, so wie in Holland wurden auf Kosten dieser Staaten dort unterhalten. Wenn es sie, um scheinbar deren Unabhängigkeit nicht zu gefährden, sich selbst überließ, so lief man Gefahr, entweder eine Contre-Revolution oder die zügellose Herrschaft des wildesten Jakobinismus ausbrechen zu sehen. In dem einen Falle war das republikanische System, in dem andern die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens in Gefahr. Behielten die Jakobiner in Holland die Oberhand, so konnten sie Preußen und Deutschland beunruhigen; geschah das Nämliche in den italienischen Republiken, so waren sie im Stande, ganz Italien umzuwälzen und Oesterreich in die Schranken zu rufen. Man mußte daher den Fortschritt dieser Republiken mäßigen und gerieth dadurch in eine neue Verlegenheit. Europa beklagte sich, daß Frankreich aus den Holländern, Cisalpinern und Genuesern eher Unterthanen als Verbündete gemacht, und warf ihm vor, nach der Weltherrschaft zu streben. Man mußte darum Agenten wählen, die gerade jene, dem Lande, wo sie residirten, anpassende Färbung der politischen Meinung und genug Takt hatten, um die Hand Frankreichs fühlbar, aber nicht sichtbar zu machen. Es waren, wie man sieht, Schwierigkeiten aller Art zu bekämpfen, um zwei in Europa sich feindlich gegenüberstehende Systeme aufrecht zu erhalten, ohne daß beide in feindselige Berührung kamen. Man hat selbe sechs Jahre sich bekriegen gesehen, man wird sie dieses Jahr in Unterhandlungen begriffen sehen, und das kommende

Jahr wird noch mehr als der Krieg, deren Unvereinbarkeit beweisen.

Wir haben die in Holland herrschenden verschiedenen Parteien schon bezeichnet. Die gemäßigte und kluge Partei, die eine einfache und gemäßigte Constitution wollte, hatte die Partei der Orangisten, Kreaturen des Statthalters zu bekämpfen, ferner die Föderalisten, Vertheidiger der alten Provinzeneintheilung, die nach der Herrschaft in ihren Provinzen strebten und nur ein schwaches föderales Band dulden wollten, und endlich die Demokraten oder Jakobiner, die Einheit und Demokratie in ihrer Reinheit verlangend. Das Direktorium beabsichtigte natürlich, die erstgenannte Partei zu unterstützen, da es das alte föderalistische System mit einer genügenden Concentrirung der Regierungsgewalt zu vereinigen strebte. Man hat das Direktorium häufig angeklagt, daß es überall die eine und untheilbare Republik errichten wolle, und man hat im Allgemeinen dies System sehr schlecht beurtheilt. Die eine und untheilbare Republik, im Jahre 93 zuerst geschaffen, wäre immer ein tiefer Gedanke geblieben, wenn sie nicht anfangs die Frucht eines mächtigen Instinktes gewesen wäre. Ein so homogener und gut gegründeter Staat, wie Frankreich, konnte kein Föderativsystem zulassen, und ein so wie Frankreich bedrohter Staat, wäre durch dessen Einführung verloren gewesen; dies System ziemte weder seiner geographischen noch politischen Lage. Ohne Zweifel wäre es absurd gewesen, überall dieselbe Einheit und Untheilbarkeit in den nämlichen Verhältnissen einführen zu wollen; aber das Direktorium, an der Spitze eines neuen Systems, mußte demselben mächtige Verbündete schaffen und diesen alle mögliche Kraft und Dauerhaftigkeit zu verleihen suchen; und es gibt weder Kraft noch Dauerhaftigkeit ohne einen gewissen Grad von Einigkeit und Concentrirung der Gewalt. Dies war der Gedanke oder, besser gesagt, der Instinkt,

der beinahe ohne ihr Vorwissen die Häupter der französischen Republik leitete und leiten mußte.

Holland wäre mit seinem alten Föderativsystem beinahe zu einer völligen politischen Nullität herabgesunken. Seine Nationalversammlung hatte ihm noch keine Constitution zu geben vermocht; sie war noch immer an alle Einrichtungen der alten Stände Hollands gebunden; der Föderalismus herrschte noch in seiner ganzen Gewalt. Die Anhänger der Einheit und einer gemäßigten Constitution verlangten die Abschaffung dieser Provinzialrechte und die schnelle Begründung einer Verfassung. Der Abgeordnete Noël war der Begünstigung der Föderalisten angeklagt. Frankreich konnte nicht mehr länger zögern, einen entscheidenden Entschluß zu fassen; es sandte Joubert, die Armee von Holland zu befehligen; Joubert, einer der Generale Bonaparte's in Italien, berühmt seit seinem Marsche durch Tyrol, bescheiden, uneigennützig, tapfer und ein warmer Patriot. Es ersetzte Noël durch De Lacroix, ehemaligen Minister des Auswärtigen; und es hätte wahrhaftig eine bessere Wahl treffen können, aber das Direktorium ermangelte in diesem Augenblicke geschickter Diplomaten. Es fanden sich zwar viel ausgezeichnete und wissenschaftlich gebildete Männer unter den Mitgliedern der Versammlung, aber diese Leute hatten keine diplomatischen Formen, und es war schwierig, Männer zu finden, die mit Festigkeit des Charakters, Gewandtheit und Gefälligkeit der Formen vereint hätten. Und eben solche Männer hatte die Regierung zu ihren Gesandtschaften nothwendig, um unsern Doktrinen Achtung zu verschaffen und die Vorurtheile des alten Europa's schonen zu können. De Lacroix wohnte bei seiner Ankunft in Holland einem von dem diplomatischen Comité gegebenen Feste bei, zu welchem alle fremden Minister geladen waren. Nachdem er in ihrer Gegenwart die demagogischste Sprache geführt hatte, rief

er, das Glas in der Hand: Warum gibt es keinen Batavier, der es wagt, das Reglement auf dem Altare des Vaterlandes zu erdolchen? Man begreift leicht die Wirkung, die solche wunderliche Einfälle hervorbringen mußten. Das Reglement wurde in der That bald darauf erdolcht. Drei und vierzig Deputirte hatten bereits gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung protestirt. Sie versammelten sich den 3. Pluviose (22. Januar 1780) im Hotel von Harlem und verfuhren unter dem Schutze der französischen Truppen auf dieselbe Weise, in der man vier Monate früher am 18. Fructidor zu Paris verfahren war. Sie schlossen aus der Nationalversammlung eine gewisse Anzahl verdächtiger Abgeordneter aus, ließen einige verhaften, vernichteten das Reglement und verwandelten die Nationalversammlung in eine Art Convent. In wenig Tagen ward eine der französischen ziemlich ähnliche Verfassung erlassen und in Kraft gesetzt. Die Urheber der neuen Ordnung der Dinge fanden es für gut, den Convent nachzuahmen und die Regierung aus den Mitgliedern der gegenwärtigen Nationalversammlung zusammenzusetzen und sich selbst als Direktorium und gesetzgebenden Körper zu constituiren. Die Männer, die solche Bewegungen leiten, sind auch stets die heftigsten ihrer Partei. Es stand zu fürchten, daß die neue batavische Regierung zu sehr den Stempel der Demokratie an sich tragen und unter dem Einflusse eines Gesandten, wie Delacroix, nur allzu leicht in kurzer Zeit die Linie überschreiten würde, welche das Direktorium ihr vorzuzeichnen beabsichtigte. Es war so ziemlich ein 18. Fructidor, der nicht ermangelte, die europäische und hauptsächlich die preußische Diplomatie zu der Behauptung zu veranlassen, daß Frankreich eigentlich Holland beherrsche und sein Gebiet sich in der Wirklichkeit bis zum Texel erstrecke.

Die ligurische Republik war auf guten Wegen, obgleich, wie in allen neuen Staaten, von zwei sich entgegengesetzten Parteien insgeheim beunruhigt. Die cisalpinische Republik war zum Heerde und Raube der heftigsten Leidenschaften geworden. Der Lokalitätsgeist theilte die Cisalpiner, die meist aus älteren, von Bonaparte nach und nach aufgelösten Staaten bestanden. Außer diesem Lokalitätsgeiste wurde die neue Republik durch Agenten Oesterreichs, Priester und überspannte Demokraten auf's wildeste bewegt. Die Demokraten waren übrigens die gefährlichsten, da sie in der, aus den eifrigsten Patrioten Frankreichs zusammengesetzten italienischen Armee eine mächtige Stütze hatten. Es kostete dem Direktorium eben so viel Mühe, den Geist der Armeen in dem fremden Landen zu leiten, als den ihrer Minister, und sie hatten in dieser Beziehung mehr Schwierigkeiten zu besiegen, als in jeder andern. Frankreich hatte noch keinen Minister bei der neuen Republik, und Berthier repräsentirte einstweilen in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber die französische Regierung. Es handelte sich darum, durch einen Allianzvertrag die Verhältnisse der neuen Republik zu ihrer Mutter-Republik zu ordnen. Dieser Vertrag wurde zu Paris abgefaßt und den Conseils zur Ratification geschickt. Die beiden Republiken beschlossen eine Offensiv- und Defensiv-Allianz für alle vorkommenden Fälle, und Frankreich gewährte bis zum Zeitpunkte, wo sich ein cisalpinisches Heer gebildet haben würde, eine Unterstützungsarmee von 25,000 Mann zu folgenden Bedingungen: Die cisalpinische Republik verpflichtete sich, das Lokal zu den Casernen, den Magazinen und den Spitälern, so wie zehn Millionen jährlich für die Unterhaltung dieser 25,000 Mann herzugeben. In einem Kriegsfall verpflichtete sie sich außerdem noch zu besondern Subsidien. Frankreich überließ der neuen Republik einen großen Theil eroberten Geschützes, um ihre Festungen

damit auszurüsten. Obgleich diese Bedingungen durchaus nicht übertrieben waren, so behaupteten doch mehrere cisalpinische Deputirte, die weder für das republikanische System noch für Frankreich besonders eingenommen waren, im Rathe der Alten: diese Bedingungen seien dem Staate zu beschwerlich, man mißbrauche die Abhängigkeit der neuen Republik, und verwarfen den Vertrag. Der böse Wille lag hier offenbar am Tage. Bonaparte war genöthigt gewesen, selbst alle Mitglieder der Räthe und der Regierung zu wählen, und hatte sich unmöglich von der Beschaffenheit aller Gewählten überzeugen können; und es war nun zur dringenden Nothwendigkeit geworden, diese Wahlen zu modificiren. Die durch Bonaparte militärisch ernannten gegenwärtigen Conseils wurden durch Berthier militärisch modificirt. Er entfernte einige der widerspenstigsten Mitglieder; der auf seinen Befehl nochmals vorgelegte Vertrag wurde ohne weitere Discussionen alsogleich angenommen. Es war mißlich, daß Frankreich abermals genöthigt war, seine Einwirkung auf die Cisalpiner so öffentlich an den Tag zu legen, denn Oesterreich bestritt, ungeachtet der Versprechungen von Campo Formio, alsogleich die Unabhängigkeit der cisalpinischen Republik, die offenbar nur eine Provinz Frankreichs wäre. Ja sie erhob sogar Schwierigkeiten wegen der Zulassung des bei ihr beglaubigten cisalpinischen Ministers Marescalchi.

Das durch Frankreich und die neuen Republiken gebildete Gebiet griff mit dem noch feudalistischen Europa, auf eine, für den Frieden der beiden Systeme, höchst gefährliche Weise in einander. Die ganz feudalistische, obgleich republikanische Formen tragende Schweiz lag zwischen Frankreich, dem zur französischen Provinz gewordenen Savoyen und der cisalpinischen Republik. Die cisalpinische und ligurische Republik schlossen Parma und Toscana ein, und konnten Rom und Neapel ihr politisches Fieber mittheilen.

Das Directorium hatte seinen Agenten die größte Zurückhaltung empfohlen, und ihnen auf's strengste verboten, den Demokraten irgend eine Hoffnung zu geben. Gingunnè in Piemont, Cacault in Toscana, Joseph Bonaparte zu Rom und Trouvé in Neapel hatten den strengsten Auftrag erhalten, den Fürsten, bei denen sie residirten, die freundschaftlichsten Gesinnungen zu zeigen, und sie zu versichern, daß es keineswegs in den Absichten des Direktoriums liege, revolutionäre Prinzipien zu verbreiten, daß es sich damit begnügen werde, das republikanische System in den Staaten wo es schon besteht, aufrecht zu erhalten, keineswegs aber bei Mächten, die gegen Frankreich ehrlich handelten, einzuführen suchen werde. Die Absichten des Direktoriums waren jedenfalls aufrichtig und vernünftig. Es wünschte ohne Zweifel die Fortschritte der Revolution, aber man durfte sie nicht mehr länger durch die Waffen verbreiten. Man mußte, wenn die Revolution in einem neuen Staate ausbrach, sich vor dem Vorwurfe einer thätigen Theilnahme reinigen können. Außerdem war Italien voll von Fürsten, die Verwandte oder Verbündete der großen Mächte waren, welchen man nicht zu nahe treten konnte, ohne sich offenen Feindseligkeiten auszusetzen. Oesterreich würde nicht ermangelt haben, für Toscana, Neapel und vielleicht auch für Piemont, Spanien für den Prinzen von Parma einzuschreiten. Es lag demnach daran, bei Ausbrüchen solcher Ereignisse, sich nicht die Verantwortlichkeit dafür aufzuladen. Dies waren die Instruktionen des Direktoriums. Aber man regiert die Leidenschaften nicht, am wenigsten die der Freiheit. Konnte Frankreich denn verhindern, daß die französischen, ligurischen und cisalpinischen Demokraten, mit ihren politischen Glaubensgenossen in Piemont, Toscana, Rom und Neapel korrespondirten, und ihnen das Feuer ihrer Meinungen, Aufmunterung und Hoffnungen einflößten. Sie sagten ihnen, daß die französische Republik der Politik halber

sich enthalten müßte, die überall aufkeimenden Revolutionen offen zu unterstützen, aber daß sie, erst vollendet, dann um so sicherer auf deren Schutz zählen könnten; man müsse nur den Muth haben, sie zu beginnen, die Hülfe würde dann nicht fern bleiben.

Aufregung herrschte in allen italienischen Staaten. Man nahm eine Masse von Verhaftungen vor, und unsere beglaubigten Minister begnügten sich hin und wieder, ungerecht verfolgte Individuen zu reclamiren. In Piemont waren die Verhaftungen zahlreicher als anderswo, aber man berücksichtigte häufig die Vermittlung Frankreichs. In Toscana herrschte im Allgemeinen viel Mäßigung. Zu Neapel war eine Klasse Menschen, die die neuen Meinungen theilten; aber ein eben so schlechter als einfältiger Hof kämpfte gegen diese Meinungen mit Ketten und Hinrichtungen. Unser Gesandte Trouvé wurde mit Demüthigungen überhäuft. Er war wie ein Pestkranker von Allen abgeschlossen; den Neapolitanern war verboten worden, ihn zu besuchen, und er konnte sich nur mit großer Mühe einen Arzt verschaffen. Man warf alle jene, die angeklagt waren, mit der französischen Gesandtschaft Verbindungen unterhalten zu haben, oder die die Haare geschnitten und ohne Puder trugen, in den Kerker. Die Briefe des Gesandten wurden aufgefangen, entsiegelt und von der neapolitanischen Regierung oft zehn bis zwölf Tage zurückbehalten. Franzosen wurden ermordet. Selbst während Bonaparte's Anwesenheit in Italien, hatte er Mühe gehabt, die Wuthausbrüche des neapolitanischen Hofes in Zaum zu halten, und man kann sich demnach leicht vorstellen, wessen dieser Hof fähig war. Die Republik hatte zwar genug Macht, um diese Fehler und Beleidigungen empfindlich zu strafen, aber um den allgemeinen Frieden nicht zu stören, hatte sie ihrem Minister Trouvé die größte Behutsamkeit empfohlen, und ihn angewiesen, sich

nur an Vorstellungen zu halten und alles Mögliche anzuwenden, diesen Hof zur Vernunft zurückzuführen.

Das seinem Untergange am nächsten stehende Reich war das römische, nicht weil es ermangelte sich zu vertheidigen, denn auch hier wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen; aber ein alter ohnmächtiger Papst, dessen Stolz vielfach gedemüthigt war, und greise, unwissende Cardinäle konnten unmöglich einen, in seinen Grundvesten erschütterten und überall wankenden Staat, aufrecht erhalten. Schon hatte sich, durch die Zuflüsterungen der cisalpinischen Demokraten ermuthigt, die Mark Ancona erhoben und zur anconischen Republik constituirt. Von da aus schürten die Demokraten das Feuer der Revolution im ganzen römischen Staate an, und obgleich sie keine große Anzahl Anhänger fanden, so wurden sie doch sehr von dem allgemeinen Mißvergnügen unterstützt. Die päpstliche Regierung hatte in den Augen des Volkes allen Glanz verloren, seitdem die zu Tolentino auferlegten Kriegssteuern sogar die Veräußerung der kostbaren Kronschätze nothwendig gemacht hatten. Die neuen Steuern, die Creirung eines Papiergeldes, das gleich zwei Drittel seines Werthes verlor, die Veräußerung des Fünftels der Kirchengüter, hatten alle Klassen, selbst die Geistlichen, mißvergnügt gemacht. Die römischen Großen, zu denen einige Strahlen der Aufklärung des 19. Jahrhunderts gedrungen waren, murrten laut gegen eine schwache unbeholfene Regierung, und sagten, es wäre Zeit, daß die weltliche Regierung des Kirchenstaates aus den Händen unwissender, unfähiger, dem Gange weltlicher Angelegenheiten fremder Pfaffen in die Hände wahrer, Erfahrenheit und Weltkenntniß besitzender Bürger, übergehe. Demnach waren die Gesinnungen des römischen Volkes dem Papste nicht sehr geneigt. Die Demokraten waren indeß nicht sehr zahlreich, und dem Volke waren, wegen ihrer religiösen Gesinnungen, da man sie allgemein

für Feinde der Religion hielt, viele Vorurtheile gegen sie eingeflößt worden. Die zu Rom befindlichen französischen Künstler trugen viel dazu bei, diese Vorurtheile zu verstärken; aber Joseph Bonaparte that sein Möglichstes, sie in Zaum zu halten, indem er ihnen vorstellte, daß sie nicht genug Macht besäßen, eine entscheidende Bewegung herbeizuführen, und die französische Regierung nur unnütz compromittiren würden, so wie daß Letztere sie keineswegs unterstützen, sondern den traurigen Folgen ihrer Unklugheit überlassen müßte.

Er entließ sie mit der Warnung, sich ruhig zu verhalten, aber sie glaubten dem französischen Minister nicht. In der That versammelten sie sich am 8. Nivose (28. Dezember), um einen Aufstand zu versuchen. Durch die Dragoner des Papstes auseinandergetrieben, flüchteten sie sich unter die Jurisdiction des französischen Gesandten, und unter die Arcaden des von ihm bewohnten Pallastes Corsini. Joseph eilte mit einigen französischen Soldaten und dem General Düphot, einem ausgezeichneten Offizier der italienischen Armee herbei und wollte sich zwischen die päpstlichen Truppen und die Aufrührer werfen, um ein Blutbad zu verhindern. Aber die päpstlichen Truppen, ohne Achtung für den Gesandten, feuerten und tödteten an seiner Seite den unglücklichen Düphot. Dieser junge Mann war bestimmt, Joseph's Schwester zu heirathen. Sein Tod rief eine außerordentliche und ungewöhnliche Theilnahme hervor. Mehrere fremde Gesandte begaben sich augenblicklich zu Joseph, besonders der spanische Minister Azara. Die römische Regierung allein zauderte 14 Stunden, ehe sie zum französischen Minister schickte, obgleich dieser nicht unterlassen hatte, sie augenblicklich davon zu verständigen. Joseph entrüstet, forderte augenblicklich seine Päſſe; man gab sie ihm und er reiste sogleich nach Toscana ab.

Dieser Vorfall brachte überall eine lebhafte Aufregung hervor. Es lag klar am Tage, daß die römische Regierung diesen Auftritt, von dem sie zu Rom zwei Tage vorher schon unterrichtet gewesen war, hätte vermeiden können, aber es lag in ihrer Absicht, jenen Aufstand ausbrechen zu lassen, um den Demokraten eine strenge Lehre zu geben und im Tumulte hatte sie nicht verstanden solche Maaßregeln zu ergreifen, die eine Verletzung des Völkerrechtes und einen Angriff der französischen Gesandtschaft hätte verhindern können. Bei den cisalpinischen so wie aller italienischen Patrioten erhob sich ein einstimmiges Geschrei des Unwillens und der Entrüstung gegen die römische Regierung. Die Armee von Italien verlangte mit lautem Geschrei, gegen Rom zu marschiren.

Das Direktorium war in großer Verlegenheit, denn es sah in dem Papste das geistige Oberhaupt der Feinde der Revolution. Ungeachtet der Gefahr, die Mächte zu reizen und ihre Intervention hervorzurufen, trug es doch große Lust diesen Hohenpriester der alten und tyranischen christlichen Religion zu vernichten. Indeß trugen die erweckten revolutionären Leidenschaften, wie groß auch immer die Uebelstände eines feindlichen Verfahrens sein mochten, doch diesmal den Sieg davon, und das Direktorium befahl dem General Berthier, der die italienische Armee befehligte, nach Rom zu marschiren. Man hoffte, daß, da der Papst weder der Verwandte noch der Verbündete eines Hauses sei, sein Fall keine mächtige Intervention hervorrufen würde.

Dieser Entschluß erweckte eine außerordentliche Freude bei allen Republikanern und bei den Freunden der Philosophie. Berthier kam am 22. Pluvose (10. Februar 1798) vor der ehemaligen Hauptstadt der Welt an, welche die republikanischen Armeen bis jetzt noch nicht heimgesucht hatten. Die Soldaten hielten einen Augen-

blick an, um diese alte herrliche Stadt zu betrachten. Der Minister d'Azara, der gewöhnliche Vermittler der italienischen Mächte in Frankreich, eilte in das Hauptquartier, um einen Vertrag zu erwirken. Die Engelsburg wurde den Franzosen unter den, zwischen civilisirten Völkern natürlichen Bedingungen, den Cultus, die öffentlichen Anstalten, Personen und Eigenthum zu achten, übergeben. Den Papst ließ man im Vatikan, und Berthier, durch die Porta del popolo einziehend, wurde, wie einst die alten römischen Triumphatoren, auf das Capitol geführt. Die Demokraten, auf dem Gipfel ihrer Wünsche angelangt, versammelten sich im Campo Vaccino, wo man die Ruinen des alten Forums sieht, und riefen, umgeben von einem unsinnigen, allen neuen Ereignissen seinen Beifall zu schenken, bereitwilligen Volke, die römische Republik aus. Ein Notar stellte einen Akt aus, durch den das Volk sich nun „römisches Volk" nannte, erklärte, es kehre in seine Souverainitätsrechte zurück und konstituire sich als Republik. Der Papst war im Vatikan allein gelassen worden. Nun verlangte man von ihm die Entsagung seiner weltlichen Herrschaft, denn man beabsichtigte durchaus nicht, sich um seine „geistige" zu kümmern. Er antwortete indeß mit Würde, er könne sich eines Besitzthums, das nicht sein, sondern das Eigenthum der Nachkommen der Apostel und nur seinen Händen anvertrautes Gut wäre, nicht entäußern. Aber diese Theologie rührte die Republikaner nicht besonders. Der Papst ward mit der seinem Alter schuldigen Rücksichten bei Nacht aus dem Vatikan geholt, und in ein Kloster nach Toskana gebracht, wo man ihm ein Asyl anwies. Das Volk von Rom äußerte für seinen Souverän, der doch länger als 20 Jahre regiert, keine besondere Theilnahme.

Unglücklicherweise befleckten Excesse, nicht gegen Personen, sondern gegen das Eigenthum den Eintritt der Franzosen in die alte Welthauptstadt. An der Spitze der

Armee stand nicht mehr jener strenge unbeugsame Chef, der weniger aus Grundsatz als aus Abscheu gegen die Unordnung, die Plünderer stets so strenge verfolgte. Bonaparte allein hätte in einer so reichen Gegend der Habgierde Zügel anlegen können. Berthier war eben nach Paris abgegangen und Massena ihm im Commando nachgefolgt. Dieser Held, dem Frankreich eine ewige Dankbarkeit schuldet, da er es bei Zürich vor einem unvermeidlichen Ruin rettete, wurde angeklagt, das erste Beispiel gegeben zu haben, und leider ward es bald nachgeahmt. Man plünderte die Palläste, Klöster und reiche Sammlungen. Juden, die der Armee gefolgt waren, kauften um Spottpreise die prachtvollsten Gegenstände, die ihnen die Plünderer brachten. Die Räubereien waren empörend. Zur Steuer der Wahrheit muß man bekennen, daß nicht die subalternen Offiziere noch die Soldaten, sondern die höhern Offiziere sich diesen Ausschweifungen hingaben. Alle weggenommenen Gegenstände, auf die man das Recht der Eroberung hatte, hätten sollen in eine gemeinschaftliche Kasse gethan, und zum Vortheile der Armee, die seit 5 Monaten keinen Sold erhalten, verkauft werden. Sie kam von der cisalpinischen Republik, welche bisher durch den Mangel einer gehörig organisirten Finanzverwaltung gehindert war, die vertragsmäßigen Subsidien für die Truppen zu bezahlen. Die Soldaten und Subalternoffiziere litten den größten Mangel, und sie waren entrüstet zu sehen, wie ihre Anführer sich durch Plünderung bereicherten, und den Ruhm der französischen Armee, ohne irgend einen Vortheil für dieselbe, schändeten. Es entstand eine Verschwörung gegen Massena; die Offiziere versammelten sich in einer Kirche und erklärten, nicht mehr unter ihm dienen zu wollen. Ein Theil des Volkes, der den Franzosen nicht günstig gestimmt war, benutzte diesen Augenblick des Zwiespalts, um einen Aufstand gegen sie zu versuchen. Massena

ließ die Armee aus Rom marschiren und legte eine Besatzung in die Engelsburg. Die Gefahr endete die allgemeine Empörung der Offiziere, welche jedoch dabei beharrten, die Verfolgung der Plünderer und die Zurückberufung Massena's zu verlangen. Man sieht, wie zu der Schwierigkeit, den Gang der neuen Republik zu leiten und zu mäßigen, die Agenten zu wählen und in ihren Funktionen zu überwachen, sich auch noch die gesellte, die Armeen im Zaum zu halten, und zwar alles dies bei ungeheuern Entfernungen für den Verwaltungsverkehr. Das Direktorium rief Massena zurück und sandte eine Commission, aus vier der rechtlichsten und einsichtsvollsten Männern bestehend, um die neue Republik zu organisiren. Diese Commission bestand aus Daunou, Monge, Florent und Faypoult. Letzterer, ein einsichtsvoller und redlicher Staatsmann, war mit allen auf die Einrichtung der Finanzen bezüglichen Geschäften vertraut. Die Armee von Italien wurde in zwei Theile getheilt, und jene, welche den Papst entthront hatte, wurde die Armee von Rom genannt.

Es handelte sich nun darum, bei den Mächten die neue Revolution zu motiviren. Spanien, dessen Frömmigkeit zu scheuen war, das aber ganz unter französischem Einflusse stand, sagte indeß nichts. Aber der Eigennutz ist viel unlenksamer als die Frömmigkeit, und daher waren die mit dem neuen Stande der Dinge am unzufriedensten Höfe, die von Wien und Neapel. Der Wiener Hof sah nur äußerst ungern die Verbreitung des französischen Einflusses in Italien. Um dessen Mißvergnügen nicht zu vergrößern, wollte man die neue Republik nicht mit der cisalpinischen zusammenschmelzen, und sie wurde daher für sich selbstständig konstituirt. Die beiden Republiken zu vereinigen, würde allzusehr die Idee von der Einheit Italiens erweckt und an den Plan, ganz Italien zu demokratisiren, haben glauben machen.

Obgleich der Kaiser keinen Gesandten zu Paris hatte, so sandte man ihm doch Bernadotte nach Wien, um ihm über die erwähnten Vorfälle Aufklärung zu geben, und daselbst zu residiren. Was den Hof von Neapel betraf, so war er gränzenlos erboßt, die Revolution schon vor seinen Thoren zu sehen. Er verlangte nichts weniger, als zwei bis drei Provinzen, um sich zufrieden zu geben; hauptsächlich jedoch ging sein Augenmerk auf das Herzogthum Benevent und das Gebiet von Ponte-Corvo, die ihm beide ganz bequem gelegen waren. Man sandte ihm Garat, um sich mit ihm auszugleichen, und bestimmte Trouvé nach Cisalpinien.

Die Revolution machte demnach unvermeidliche und viel raschere Fortschritte als das Direktorium je beabsichtigt hatte. Wir haben schon ein Land genannt, in das sie einzudringen drohte: die Schweiz. Es schien, daß die Schweiz, dieses alte Vaterland der Freiheit und einfacher ländlicher Sitten, nichts von Frankreich zu erwarten und allein keine Umwälzung zu befürchten hatte; wenn auch die 13 Kantone nach republikanischen Prinzipien regiert wurden, so folgte daraus noch nicht, daß die Gleichheit auch unter den Kantonen unter sich, oder im Verkehr mit ihren Unterthanen herrsche. Der Feudalismus, der eigentlich nichts als eine Militär-Hierarchie ist, herrschte in diesen Republiken, und es gab Völker, die von andern Völkern abhängig waren, wie ein Vasall von seinem Lehnsherrn, und unter einem eisernen Joche schmachteten. Der Aargau und der Kanton Waadtland waren von der Aristokratie von Bern abhängig, Unter-Wallis von Ober-Wallis, die italienischen Landvogteien, und die an der Seite Italiens gelegenen Thäler von vielen andern Kantonen. Es gab außerdem eine Masse von Gemeinden, die von gewissen Städten abhingen. Der Kanton St. Gallen ward durch ein Kloster feudalistisch regiert. Beinahe alle unterworfenen Länder waren nur

in Folge gewisser, in schon längst vergessenen Papieren enthaltener Bedingungen, die ans Licht zu ziehen, streng verboten war, von andern abhängig. Die Grundbesitzungen waren meist Lehen der Städte und den empörendsten Monopolen unterworfen, nirgends herrschte eine so arge Tyrannei der Zünfte. In allen Provinzen hatte sich die Aristokratie nach und nach der ganzen Staatsgewalt bemeistert. Zu Bern, dem ersten dieser kleinen Staaten, hatten sich einige Familien der Regierung bemächtigt und alle anderen davon ausgeschlossen; sie hatten ihr „goldnes Buch", in welchem alle regierenden Familien eingeschrieben waren. Oft mildern die Sitten die Gesetze, aber dies war hier nicht der Fall. Diese Aristokraten rächten sich mit all jener kleinlichen Leidenschaftlichkeit und Gier, die kleinen Staaten stets eigen ist. Bern, Zürich und Genf hatten erst kürzlich ziemlich oft das Schauspiel von Hinrichtungen gegeben. In ganz Europa gab es verbannte Schweizer, oder doch solche, die ein freies Exil dem Despotismus der Aristokraten ihres Heimatlandes vorgezogen hatten. Im allgemeinen waren die 13 Kantone nur schwach unter einander verbunden, ohne Kraft und hinlängliche Stärke, um ihre Freiheit zu vertheidigen. Durch diese Neigung zu schlechter Brüderschaft, die in Föderativstaaten beinahe stets vorherrscht, wandten sie sich in ihren Streiten stets an die Nachbarmächte, und hatten besondere Verträge, die einen mit Oesterreich, andere mit Piemont, und manche mit Frankreich. Die Schweiz war nichts mehr, als eine große Erinnerung und ein bewunderungswürdiger Boden; politisch angesehen bot sie nur den Anblick einer Reihe kleinlicher und demüthigender Tyrannen.

Man begreift daher leicht, welche Wirkung in ihrem Innern das Beispiel der französischen Revolution hervorbringen mußte. In Zürich, Basel und Genf hatten revolutionäre Bewegungen stattgefunden; hauptsächlich in

letzteren Städten waren die Unruhen blutig gewesen. In der ganzen französischen Schweiz, besonders jedoch in dem Canton de Vaud (Wadtland) hatten die revolutionären Ideen große Fortschritte gemacht. Die schweizerischen Aristokraten hatten ihrerseits dagegen alles Mögliche gethan, was Frankreich unangenehm sein konnte und was sie wagen durften, ohne seine Allmacht herauszufordern. Die Herren von Bern hatten alle Emigrirten aufgenommen und ihnen alle möglichen Dienste und Vorschub geleistet. In der Schweiz waren alle Machinationen gegen die Republik angesponnen worden. Man erinnert sich, daß es von Basel aus war, von wo der englische Agent Wickham alle Fäden der Gegenrevolution leitete. Das Direktorium mußte deßhalb sehr mißvergnügt sein. Es lag ihm ein leichtes Mittel, sich an der Schweiz zu rächen, an der Hand. Die Wadtländer, die von Bern arg tyrannisirt wurden, riefen Frankreichs Intervention an. Als der Herzog von Savoyen Wadtland an die Berner abgetreten, hatte sich Frankreich für die Aufrechthaltung der Rechte und Privilegien dieses Landes durch einen Vertrag vom Jahre 1565 verbürgt. Diese Bürgschaft war von Frankreich mehrmals verlangt, von ihm auch stets geleistet und zu Gunsten Wadtlands intervenirt worden. Es lag also nichts Befremdendes in der Intervention des Direktoriums, die nur von den Wadtländern selbst in Anspruch genommen wurde. Zudem hatten ja mehrere dieser kleinen Völker fremde Schutzherrn.

Man sah, mit welchem Enthusiasmus die Wadtländer den Befreier des Veitlin aufnahmen, als er von Mailand sich nach Rastadt begebend, durch die Schweiz ging. Die Wadtländer hatten voll Hoffnung Gesandte nach Paris geschickt und bestanden lebhaft darauf, den französischen Schutz zu erlangen. Ihr Landsmann, der tapfere unglückliche La Harpe war für uns in Italien an der

Spitze einer Division gefallen; sie wurden furchtbar tyrannisirt, und wenn auch nicht die Politik, so hätte es doch die Menschlichkeit gefordert, daß Frankreich intervenirte. Es wäre nicht in Uebereinstimmung mit den neuen französischen Grundsätzen gewesen, sich der Erfüllung von Verträgen, die die Freiheit eines Nachbarvolkes bedingten, zu entziehen; Verträge, die selbst von der alten Monarchie vollzogen worden waren. Die Politik allein hätte sie daran verhindern können, da dies den europäischen Staaten, eben in dem nämlichen Augenblicke, wo durch Frankreichs Zorn der päpstliche Thron zusammenstürzte, einen Grund zu lebhaften Besorgnissen geben mußte. Aber Frankreich, das Deutschland, Piemont, Parma, Toskana und Neapel schonte, glaubte gegen die Schweiz nicht die nämliche Schonung beobachten zu müssen, und war außerdem sehr dabei betheiligt, daß in einem Nachbarstaate, der für die militärischen Schlüssel Europa's galt, ein seinen eigenen Regierungsformen verwandtes System herrschte. Hier, so wie zu Rom, wurde das Direktorium durch höhere Interessen bewogen, aus seiner sonst so rücksichtsvollen Politik herauszutreten. Die Alpen in befreundete Hände zu bringen, war für die Republik eben so wichtig, als das Papstthum zu zertrümmern.

Demzufolge erklärte das Direktorium am 8. Nivose (28. Dezember 1797), daß es die Wadtländer unter seinen Schutz nehme und daß es die Mitglieder der Regierungen zu Bern und Freiburg für die Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums verantwortlich mache. Der General Ménard ging augenblicklich an die Spitze der ehemaligen Division Massena über die Alpen und lagerte sich bei Carouge im Angesichte des Genfer See's. General Schauenburg kam mit einer Division von der Armee von Deutschland rheinaufwärts in's Immenthal, in der Gegend von Basel, wo er einstweilen seine

Stellung beibehielt. Bei diesem Anblicke brach eine allgemeine Freude aus, im Wadtland, wie im Bisthum Basel und der Landschaft Zürich. Die Wadtländer verlangten ihre alten Stände und Bern erwiederte, man würde zwar persönliche Bittgesuche annehmen, aber man gestatte durchaus keine Ständeversammlungen; zugleich wurde die Erneuerung des Eids der Treue verlangt. Dies war das Signal zum Aufstande der Wadtländer. Die Vogteien, deren Tyrannei äußerst verhaßt war, wurden verjagt, ohne persönliche schlechte Behandlung jedoch; Freiheitsbäume wurden an allen öffentlichen Orten errichtet und in wenigen Tagen hatte sich Wadtland als „Lemanische Republik" konstituirt. Das Direktorium erkannte sie an, und ermächtigte den General Ménard, sie zu besetzen, indem es der Regierung von Bern notificirte, daß deren Unabhängigkeit von Frankreich garantirt sei. Indessen hatte sich auch zu Basel eine Umwälzung gestaltet. Der Tribun Ochs, ein Mann von Geist, für die französische Revolution sehr eingenommen und mit der französischen Regierung in enger Verbindung, war der Haupturheber und Leiter derselben gewesen. Die Landleute waren zugelassen worden, um mit den Bürgern eine Art von Nationalconvent zur Verfassung einer Constitution zu bilden. Ochs war der Verfasser derselben, und hatte sie ganz der französischen nachgebildet, die damals das Musterbild des ganzen republikanischen Europa's war. Sie wurde in drei Sprachen, in die französische, deutsche und italienische übertragen, und zur Aneiferung in allen Kantonen verbreitet. Mengaud, der französischer Agent bei den Kantonen war und in Basel seinen Sitz hatte, trug viel zum allgemeinen Impuls bei. Im Züricher Kanton war das flache Land in Aufruhr und forderte seine alten Rechte. Indessen hatten die Herren von Bern eine Armee versammelt und einen Reichstag nach Aarau berufen, um sich über den Zustand

der Schweiz zu berathen und von jedem Kanton den Bundeskontingent zu fordern. Sie ließen bei ihren deutschen Unterthanen das Gerücht ausstreuen, die französische Schweiz beabsichtige, sich von der Conföderation loszusagen und sich mit Frankreich zu verbinden; die Religion sei bedroht, da die französischen Atheisten gekommen seien, um sie zu vernichten. Auf diese Weise lockten sie von den Bergen des Oberlandes ein einfaches, unwissendes und fanatisches Volk zu sich, das in der Meinung, man wolle die Religion seiner Vater angreifen, herabgekommen war. Sie vereinigten ungefähr ein Heer von 20,000 Mann, die in drei Corps getheilt und bei Freiburg, Murten, Aarau und Solothurn aufgestellt wurden, um die Linie der Aar zu decken und die französische Armee zu beobachten. Während dieser Vorgänge im Pluviose (Februar) war der in Aarau noch immer versammelte Reichstag in der größten Verlegenheit, und wußte nicht, zu was er sich entschließen sollte. Seine Gegenwart verhinderte die Aarauer nicht, sich zu empören, einen Freiheitsbaum aufzupflanzen und sich als frei zu erklären. Die Berner Truppen rückten in Aarau ein, hieben den Freiheitsbaum um und begingen einige Excesse; da erklärte der Agent Mengaud, daß das Aarauer Volk unter französischem Schutz stehe.

Man stand sich so erwartungsvoll gegenüber, ohne daß noch der Krieg offen erklärt worden wäre. Frankreich, von dem Volke, dessen Freiheiten es verbürgt hatte, herbeigerufen, beschützte es mit seinen Truppen und drohte Gewalt zu gebrauchen, wenn man gegen dasselbe die geringste Gewaltthatigkeit ausüben würde. Die Berner Aristokratie ihrerseits reclamirte ihre Souveränitätsrechte und erklärte, sie wolle mit Frankreich in Frieden leben, aber in den Besitz ihrer Lande zurückkehren. Unglücklicherweise für sie, lös'ten sich alle ihre Nachbarregierungen entweder freiwillig oder gewaltsam auf. Basel be-

freite von seiner Seite die italienischen Vogteien von seiner Oberherrschaft, Oberwallis gab Unterwallis frei, Freiburg, Solothurn und St. Gallen waren im Aufstand. Die Berner Aristokratie, von allen Seiten gedrängt, entschloß sich zu einigen Zugeständnissen und ließ fünfzig Individuen vom Lande an den Vorrechten Theil nehmen, die sonst nur den regierenden Familien eigenthümlich gewesen waren; aber die Modification der Verfassung wurde auf ein Jahr vertagt. Das war aber nur ein unnützes Zugeständniß, das den Sachverhalt nicht verbessern konnte. Zu den an der Grenze Wadtlands stehenden Berner Truppen war ein Parlamentär abgesandt worden, um ihnen zu eröffnen, daß sie sogleich angegriffen werden würden, wenn sie vorrückten. Dieser Parlamentär wurde überfallen und zwei Reiter seiner Escorte ermordet. Dies Ereigniß entschied für den Krieg. Brune, der den Oberbefehl führte, hatte einige Conferenzen zu Peterlingen, die jedoch erfolglos blieben, worauf sich am 12ten Ventose die französischen Truppen in Bewegung setzten. General Schauenburg, der mit seiner Division vom Rhein hergekommen, und im Baseler Gebiet aufgestellt war, bemachtigte sich Solothurns und des Laufes der Aar. Brune mit seiner aus Italien gekommenen Division nahm Freiburg weg. Der die Berner Truppen kommandirende General von Erlach, zog sich in die Stellungen von Frauenbrunnen, Guminen, Laupen und Neueneck zurück. Diese Stellungen beschützen Bern von jeder Seite, der Feind mochte nun von Solothurn oder Freiburg hervorbrechen. Diese rückgängige Bewegung brachte bei den Berner Truppen, den bei undisciplinirten fanatischen Banden gewöhnlichen Eindruck hervor; sie sagten, sie seien verrathen, und metzelten ihre Offiziere nieder. Ein Theil derselben zerstreute sich. Doch blieben bei Erlach noch einige derjenigen Bataillone, die in ganz Europa durch ihre Disciplin und ihre Tapferkeit

berühmt sind und eine gewisse Anzahl entschlossener Bauern. Am 15. Ventose (5. März) griffen Brune von Seite Freiburgs, und Schauenburg von Solothurn aus, die Stellungen der Schweizer Armeen gleichzeitig an. General Pigeon, der die Vorhut Brune's befehligte, stürmte die Stellung von Neueneck. Die Schweizer leisteten, begünstigt durch das Terrain, einen heroischen Widerstand und versperrten unsern alten Truppen Italiens den Weg. Aber in demselben Augenblicke nahm Schauenburg, von Solothurn aufgebrochen, Erlach die Position von Frauenbrunnen weg und bedrohte das, nun auf einer Seite blosgestellte Bern. Nun mußten sich die Schweizer in größter Eile auf Bern zurückziehen, was sie auch in bedeutender Unordnung bewerkstelligten. Die Franzosen fanden vor der Stadt eine Masse fanatischer und verzweifelter Bergbewohner. Weiber und Greise stürzten sich in ihre Bajonette, und sie mußten wider ihren Willen diese Unglücklichen, die einen unnützen Tod suchten, niederstoßen. Man rückte in Bern ein. Das Volk der Schweizer Berge bewahrte seinen alten wohl erworbenen Ruhm der Tapferkeit, aber es zeigte sich eben so wild und verblendet, wie die Menge in Spanien. Es metzelte abermals seine Offiziere nieder, und tödtete mit ihnen den unglücklichen von Erlach. Der berühmte Stadtschuldheiß von Bern, Steiger, das Oberhaupt der Berner Aristokraten, entrann mit Mühe den Händen dieser Fanatiker, und rettete sich durch die Gebirge des Oberlandes in die kleinen Kantone und von da nach Bayern.

Die Einnahme von Bern entschied die Unterwerfung aller übrigen großen Schweizer Kantone. Brune, herbeigerufen, um der Gründer einer Republik zu sein, (was in diesen Zeiten unsern Generalen häufig übertragen wurde) dachte daran, aus dem französischen Theile der Schweiz, dem Genfer See, Wadtland, einem Theil des

Kantons Bern, und aus Wallis eine Republik mit dem Namen die „Rhodnische" zu gründen. Aber die Schweizer Patrioten hatten nur eine Umwälzung in ihrem Vaterlande herbeigewünscht, in der Hoffnung, zwei große Vortheile zu erlangen, und zwar: die Vernichtung der Abhängigkeit der Schweizer Völker unter sich, und die Einheit Helvetiens. Sie wollten alle inneren Tyranneien beseitigen und durch die Errichtung einer Centralregierung eine gemeinschaftliche Kraft erzielen. Sie erlangten, daß aus allen Theilen der Schweiz nur eine Republik geschaffen würde. Es wurde eine Versammlung nach Aarau berufen, um die in Basel entworfene Verfassung vorzulegen. Das Direktorium sandte das frühere Conventmitglied Lecarlier ab, um die Ansichten der Schweizer mit einander harmoniren zu machen, und sich mit ihnen über eine Verfassung, die sie vollständig befriedigte, zu berathen und zu verständigen. Es zeigte sich noch ein geringer Widerstand in den kleinen Bergkantonen Uri, Glarus, Schwyz und Zug. Die Priester und vertriebenen Aristokraten beredeten diese unglücklichen Bergbewohner, man wollte sie ihres Cultus und ihrer Unabhängigkeit berauben. Außer verschiedenen andern absurden Gerüchten verbreitete man auch das: die Franzosen bedürften Soldaten, um gegen die Engländer zu kämpfen, und nun suchten sie sich der kräftigen Kinder der Schweiz zu bemächtigen, um sie einzuschiffen und an das englische Ufer zu werfen.

Als die Franzosen in Bern einrückten, bemächtigten sie sich der Regierungskasse, was die gewöhnliche und bisher unbestrittenste Folge des Kriegsrechts ist. Alles öffentliche Eigenthum der besiegten Regierung gehört den Siegenden. In allen diesen kleinen, sparsamen und geizigen Staaten gab es lange und alte Ersparnisse. Bern besaß einen kleinen Schatz, was lange Zeit allen Feinden Frankreichs ein weites Feld zu den ungereimtesten Ver-

läumdungen gegeben hat. Man hat diesen Schatz auf 30 Millionen angegeben, während er doch nur aus 8 bestand. Man hat gesagt, daß Frankreich nur deshalb den Krieg geführt, um sich des Schatzes zu bemächtigen und ihn für die egyptische Expedition zu verwenden, als wenn es hätte vermuthen können, daß die Behörden von Bern ungeschickt genug sein würden, ihn nicht bei Seite zu schaffen; als wenn es möglich wäre, daß man um 8 Millionen halber einen Krieg unternehmen und den möglichen Folgen einer solchen Invasion trotzen würde. Solche Absurditäten verdienen nicht die geringste Prüfung*). Um den Unterhalt der Armee zu decken, legte man der alten Aristokratie von Bern, Freiburg, Solothurn und Zürich eine Kriegssteuer auf.

Es ging zu Ende Winters des Jahres 1798 (Jahr IV); seit dem Vertrag von Campo-Formio waren kaum fünf Monate verflossen, und schon hatte sich die Lage Europa's wieder merklich verändert. Das republikanische System griff alle Tage mehr um sich; den drei von Frankreich gegründeten Republiken hatte man noch zwei neue, in zwei Monaten gebildete, beizufügen. Europa hörte von allen Seiten die Namen: batavische Republik, helvetische Republik, cisalpinische Republik, ligurische Republik, römische Republik, wiederhallen. Statt dreier Staaten hatte Frankreich deren fünf zu leiten. Daraus entstanden neue verwickelte Sorgen und Geschäfte, und neue, den Mächten zu gebende Erklärungen; das Direktorium wurde fast unmerklich fortgerissen. Nichts ist gebieterischer und ehrgeiziger als ein System; es greift beinahe ganz allein und sehr oft gegen den Willen seiner Urheber um sich.

*) Man findet diese Albernheiten von Madame Staël und einer Menge Schriftsteller wiederholt.

Während die auswärtigen Verhältnisse dem Direktorium viel zu schaffen machten, wurde es auch im Innern durch die Wahlen häufig beunruhigt. Seit dem 18. Fructidor waren in den Conseils nur jene Deputirte geblieben, die das Dierktorium darin belassen, und auf die es mit Sicherheit zählen konnte. Es waren alle jene, die den Staatsstreich beabsichtigt oder sich ihm nicht widersetzt hatten. — Zwischen der ausübenden Gewalt und den Conseils hatte nun 6 Monate hindurch eine ziemliche Ruhe gewährt, und das Direktorium hatte sie, wie wir sahen, durch Unterhandlungen, Schifffahrtsprojecte und Gründung neuer Staaten hinlänglich beschäftigt. Obgleich, wie schon gesagt, ziemliche Ruhe herrschte, so war doch die Einigkeit nie vollkommen, denn zwei sich ganz entgegengesetzte Gewalten können nie durch lange Zeit in vollkommener Uebereinstimmung bleiben.

Es bildete sich eine neue Opposition, und zwar diesmal nicht aus Royalisten, sondern aus Patrioten. Man hatte Gelegenheit gehabt; zu bemerken, daß nach der Niederlage einer Partei, die Regierung mit der andern Partei, die ihr zum Siege verholfen, zu kämpfen hatte, dieselbe zu anmaßend wurde und sich dann ihrerseits empörte. Seit dem 9. Thermidor, der Epoche, wo die Factionen, sich gleich an Macht, in ihren Kämpfen abwechselnd siegten oder unterlagen, hatten die Patrioten im Germinal und Prairial, und unmittelbar nach ihnen die Royalisten im Vendemiaire ihre Niederlage erlitten. Seit dem Vendemiaire und der Errichtung des Direktoriums war die Reihe an den Patrioten, und sie hatten sich ungemein kühn gezeigt bis zum Tage des Handgemenges von Grenoble, von welchem Tage an die Royalisten die Oberhand gewannen, selbe aber am 18. Fructidor wieder an die Patrioten verloren. Man hatte, um diesen Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu bezeichnen, einen Ausdruck erfunden, den man seitdem wieder auftauchen sah, näm-

lich: die Schaukel. Man nannte jene Politik, die darin bestand, wechselweise die eine oder andere Partei emporzuheben, Schaukelsystem. Mau warf dem Direktorium vor, auf diese Weise zu Werke zu gehen, und so wechselweise der Diener jener Partei zu sein, deren man sich zu seiner Unterstützung bedient hatte. Dieser Vorwurf war sehr ungerecht, denn wenn man nicht mit einem siegreichen Schwerte an die Spitze der Angelegenheiten tritt, kann man unmöglich alle Parteien zugleich vernichten, und ohne sie, und ihnen zum Trotz herrschen. Bei jedem Systemwechsel muß man auch einen Verwaltungswechsel bewerkstelligen, und dazu natürlich jene berufen, welche mit dem triumphirenden System übereinstimmende Meinungen gezeigt und sich dafür thätig bewiesen hatt n. Alle Glieder der siegengen Partei verlangen ihren Antheil am Siege und bestürmen darum die Regierung, nur all zu bereit, dieselbe anzugreifen, wenn sie ihren Forderungen nachzukommen, verweigert. Alle Patrioten waren jetzt auf den Beinen und ließen sich von den Deputirten, die im Rathe mit dem Direktorium gestimmt hatten, unterstützen. Das Direktorium hatte vieler solcher Forderungen widerstanden, aber war doch genöthigt gewesen, wenigstens einige Zugeständnisse zu machen. Es hatte mehrere Patrioten zu Commissairen in den Departements ernannt. Eine Masse anderer dachte von diesen Wahlen Nutzen zu ziehen, um in den gesetzgebenden Körper zu kommen. Die erst kürzlich ernannten Behörden waren ein wirklicher Vortheil für sie.

Außer der neuen, aus allen Patrioten gebildeten Opposition, die den 18. Fructidor mißbrauchen wollten, war noch eine andere, die „constitutionelle" genannt. Sie erschien von Neuem, behauptete, sich weder für die Royalisten noch für die Patrioten zu entscheiden, und erklärte sich für unabhängig, gemäßigt und dem bestehenden Gesetze ergeben; sie bestand größtentheils aus

Männern, die ohne mit irgend einer Partei fortgerissen zu werden, persönliche Gründe zur Unzufriedenheit hatten. Die einen hatten entweder einen Gesandtschaftsposten, einen Grad, eine Lieferung für einen Verwandten nicht erlangen können, den Andern hatten nur wenige Stimmen zu einer vakanten Stelle im Direktorium gefehlt. Nichts ist gewöhnlicher, als diese Art von Unzufriedenheit unter einer erst seit Kurzem bestehenden Regierung, die aus Männern zusammengesetzt ist, die noch Tags vorher in den Reihen gewöhnlicher Bürger standen. Man sagt, daß die Erblichkeit ein Zügel des Ehrgeizes sei, und man hat recht, wenn man sie auf gewisse Functionen beschränkt. Nichts ist den Ansprüchen vergleichbar, die man an solche stellt, die noch wenige Tage vorher unseres Gleichen waren. Man hat entweder dazu beigetragen sie zu ernennen, oder man weiß, daß sie nur durch die zufällige Mehrheit der Stimmen zu einer höhern Stellung als wir gelangt sind, und glaubt daher, man hätte das Recht von ihnen Alles zu verlangen und Alles zu erhalten. Das Direktorium hatte, ohne es zu wollen, eine Menge Mißvergnügte unter den Deputirten gemacht, die man sonst zur Directorialpartei zählte, aber wegen ihrer im Fructidor geleisteten Dienste höchst schwer zu befriedigen waren. Einer der Brüder Bonaparte's, Lucian, den Corsika in den Rath der Fünfhundert gewählt, hatte sich in die Reihen dieser Constitutionellen gestellt, nicht, daß er persönlich Ursache zur Unzufriedenheit gehabt hätte, aber er wollte seinen Bruder nachahmen und den Tadler der Regierung machen. Das war auch die Stellung, die eine Familie, die sich ihren eigenen Weg bahnen wollte, einnehmen mußte. Lucian war sehr geistreich und hatte ein außerordentliches Talent für die Tribüne. Er übte vorzüglich, von dem Ruhm seines Bruders umgeben, als Redner keinen geringern Einfluß auf Andere aus. Joseph hatte sich,

seit seiner Abreise von Rom, nach Paris begeben, lebte auf ziemlich großem Fuß und sah viele Generale, Deputirte und sonstige wichtige Männer bei sich. Die beiden Brüder, Joseph und Lucian, konnten also viel thun, was dem General durch die vielen Rücksichten, die er zu nehmen hatte, durch den Anstand, sowie durch seine, ihm eigene große Zurückhaltung, zu thun unmöglich war.

Ungeachtet eine seit 6 Monaten beinahe allgemein gewordene, dem Direktorium ungünstige Meinung in immer dunkleren Schattirungen hervortrat, so bemerkte man doch immer noch keine auffallende Mißstimmung. Der Aufstand herrschte in den Conseils und eine ungeheuere Majorität bestätigte noch immer alle Beschlüsse des Direktoriums. Alles kündigte an, daß die Wahlen im Jahre VI im Sinne der Patrioten ausfallen würden. Sie herrschten in Frankreich und in allen neuen Republiken. Das Direktorium hatte alle möglichen gesetzlichen Maaßregeln genommen, um von ihnen nicht überwältigt zu werden. Seine Commissäre erließen gemäßigte Circulare, die Ermahnungen, aber keine Drohungen in sich schlossen. Es hatte übrigens zu seiner Zeit keinen jener Einflüsse oder jener niederträchtigen, in unseren Tagen erfundenen Betrügereien in seiner Macht, um die Wahlen nach seinem Sinne zu leiten. Bei den Wahlen des Jahres V waren einige Wahlversammlungen in sich getheilt, und um jeden Zwang zu vermeiden, hatte ein Theil der Wähler für sich besonders abgestimmt. Dies Beispiel wurde in den Wahlversammlungen dieses Jahres zur Nachahmung vorgeschlagen; beinahe überall fanden Spaltungen statt, und beinahe überall nahmen die in der Minorität stehenden Wähler den Vorwand einer Gesetzesüberschreitung, oder eines gegen sie angeblich ausgeübten Wahlzwanges zum willkommenen Motiv, sich besonders zu versammeln und ihre Wahl für sich allein vorzunehmen. Zur Steuer der Wahrheit muß man be-

kennen, daß in vielen Departements sich die Patrioten mit ihren gewöhnlichem Ungestüm benahmen und dadurch die Absonderung ihrer Gegner rechtfertigten. In einigen Versammlungen wären die Patrioten die Minorität, und hier waren sie es, die die Spaltungen herbeiführten; aber sie hatten beinahe überall die Majorität für sich, da die Masse der Bevölkerung, die ihnen nicht geneigt und in den Jahren V und VI zu den Wahlen herbeigeeilt war, sich durch die Vorgänge des 18. Fructidor eingeschüchtert, beinahe gänzlich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatten, und nicht mehr daran Theil zu nehmen wagte. Zu Paris war die Aufregung sehr groß; es gab zwei Versammlungen, deren eine im Oratorium ganz aus Patrioten bestehend, wenigstens 600 Wähler in sich begriff, während die andern im Institute, aus gemäßigten Republikanern bestehend, kaum 228 Wähler zählte. Diese traf ganz vorzügliche Wahlen. Im Allgemeinen waren die Wahlen doppelt gewesen. Schon sagten Mißvergnügte, Freunde des Neuen, so wie Leute, die aus allen möglichen Gründen die bestehende Ordnung der Dinge ändern wollten: „Das kann nicht mehr so bleiben; nachdem für die Royalisten ein 18. Fructidor gewesen, so kann er ebenso für die Patrioten kommen.“ Schon streuten sie aus, man würde die Constitution ändern, man machte selbst dem Direktorium einen dahin abzweckenden Vortrag, den es jedoch kräftig zurückwies.

Man mußte in Betreff der Wahlen verschiedene Beschlüsse treffen. Handelte man strenge nach dem Buchstaben des Gesetzes, so mußten die Conseils die durch die Majorität ausgesprochenen Wahlen bestätigen, denn sonst hätte man einer sich absondernden Minorität die Macht eingeräumt, einen Sieg über die Mehrzahl zu erringen und die Wahlen ganz nach ihrem Sinne vorzunehmen. Wahlzwang, so wie sonstige Ungesetzlichkeiten

konnten zwar gerechten Anlaß geben, die Wahl der Majoritäten zu verwerfen, aber deßhalb noch nicht berechtigen, die der Minorität anzunehmen. Die Patrioten der Conseils bestanden lebhaft auf dieser Maaßregel, da ihre Partei beinahe überall die Mehrzahl gebildet hatte, und ihnen demnach der Sieg gewiß war. Aber die Masse der beiden Conseils beabsichtigte durchaus nicht, ihnen den Sieg einzuräumen, und man schlug zwei Mittel vor: entweder unter den Ernennungen der getheilten Parteien zu wählen, oder einen neuen 18. Fructidor zu veranstalten. Letzteres war nicht zuläßig, und das erstere Mittel viel klüger und milder. Es wurde angenommen. Beinahe überall wurden die Wahlen der Patrioten annullirt, und die ihrer Gegner angenommen. Die zu Paris in der Versammlung des Instituts vorgenommenen Wahlen, obgleich nur von 228 Wählern ernannt, wurden bestätigt, während die von 600 Wählern im Oratorium getroffenen Wahlen verworfen wurden. Diese Partei war sehr erzürnt über die Mittel, die man angewandt, um die Männer ihrer Wahl auszuschließen, und benahm sich gegen das Direktorium ziemlich heftig.

Man mußte einen neuen Direktor wählen. Das Loos bezeichnete François von Neufchâteau als austretendes Mitglied; statt seiner wurde Treilhard, einer unserer Bevollmächtigten beim Rastadter Congreß, gewählt. Treilhard theilte ganz die Meinungen von Larévellière, Rewbell und Merlin, und brachte demnach keine Aenderung in den Geist des Direktoriums. Treilhard war ein rechtschaffener, geschäftskundiger Mann. So waren denn in der obersten Regierung vier aufrichtige Republikaner, die stets gleichförmig stimmten, und Verstand und Geschäftskenntniß mit Rechtlichkeit vereinten. Treilhard wurde zu Rastadt durch De-

bry, einem ehemaligen Mitgliede der Gesetzgebung und des Nationalconvents ersetzt.

Seitdem die Parteien durch die Einführung der Verfassung vom Jahre III in dem engen Raume einer Constitution zu kämpfen gezwungen waren, erregten die Auftritte im Innern weniger Aufsehen. Hauptsächlich hatte die Rednerbühne seit dem 18. Fructidor viel von ihrem Einfluß und ihrer Wichtigkeit verloren. Die allgemeine Aufmerksamkeit war nach außen gerichtet. Der große Einfluß der Republik in ganz Europa, ihre eigenthümlichen und vielfältigen Berührungen mit den fremden Mächten, ihr Gefolge von Republiken, die Umwälzungen, die sie überall hervorrief, so wie ihre Pläne gegen England, nahmen die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wie wird Frankreich es anfangen, um seine Nebenbuhlerin anzugreifen und ihr eben so schreckliche Schläge beizubringen, als es gegen Oesterreich geführt hatte. Dies war die allgemeine Frage. Man war schon an so viel Wunder von Tapferkeit und Kühnheit gewohnt, daß man in der Ueberfahrt über den Kanal La Manche nichts Staunenswürdiges sah. Die Feinde so wie Freunde Englands glaubten dies Land in großer Gefahr. England selbst hielt sich für sehr bedroht, und machte außerordentliche Anstrengungen, um sich zu vertheidigen. Die ganze Welt blickte erwartungsvoll auf die Meerenge von Calais.

Bonaparte, der an Egypten dachte, wie er zwei Jahre früher an Italien gedacht hatte, und wie er überhaupt an Alles dachte, nämlich mit unwiderstehlicher Heftigkeit, hatte seinen Plan dem Direktorium vorgelegt, welches ihn in diesem Augenblick in Berathung zog. Alle großen Genie's, die je die Karte der Welt betrachtet, haben an Egypten gedacht. Man kann deren drei anführen: Albuquerque, Leibnitz, Bonaparte. Albuquerque hatte begriffen, daß die Portugiesen, die

den Weg nach Indien um das Vorgebirg der guten Hoffnung eröffnet hatten, dieses großen Handels beraubt werden könnten, wenn man sich des Nils und des rothen Meeres bemächtigte. Er hatte die Riesenidee gehabt, den Lauf des Nils in das rothe Meer zu leiten, um diesen Weg für immer ungangbar zu machen und so den Portugiesen für ewige Zeiten den indischen Handel zu sichern. Eitle Vorsichten des Genie's, das in einer beweglichen stets wachsenden Welt allen Dingen eine ewige Dauer zu verleihen strebt! Wenn Albuquerque's Plan ausgeführt worden wäre, so hätte er für die Holländer und später für die Engländer gearbeitet gehabt. Der große Leibnitz, dessen Riesengeist alle Dinge dieser Erde umfaßte, richtete unter Ludwig XIV. eine Denkschrift an diesen Monarchen, die stets eines der schönsten Denkmale des Verstandes und der politischen Beredsamkeit sein wird. Ludwig wollte einiger Medaillen halber Holland erobern. „Sire," sagt Leibnitz, „nicht auf ihrem eigenen Boden werden Sie diese Republikaner je schlagen können, Sie werden ihre Dämme nicht zu überschreiten vermögen und ganz Europa wird ihre Partei ergreifen. Dort werden Sie die wahre Straße des indischen Handels finden, Sie werden dadurch denselben den Holländern entführen, die ewige Herrschaft Frankreichs im Osten begründen und die ganze Christenheit erfreuen. Sie werden die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllen und Europa wird, ferne davon, sich gegen Sie zu verbünden, Ihnen allgemeinen Beifall zollen." Diese umfassenden Pläne, von Ludwig XIV. nicht berücksichtigt, erfüllten den Geist des jungen Republikanergenerals. Ganz kürzlich erst hatte man an Egypten gedacht. Herr von Choiseul hatte die Idee gehabt, dasselbe zu besetzen, als die amerikanischen Colonien in Gefahr waren. Man dachte ferner noch daran, als Joseph II. und Katharina das türkische Reich bedrohten. In jüngster

Zeit hatte der zu Cairo befindliche französische Consul, Herr Magallon, ein ausgezeichneter und mit dem Zustande Egyptens, so wie des Continents überhaupt innig vertrauter Mann, der Regierung eine Denkschrift eingereicht, um sowohl die Plackereien, die die Mamelucken gegen den französischen Handel ausübten, anzuzeigen, als auch auf die Vortheile aufmerksam zu machen, die man durch eine gegen sie auszuübende Rache erlangen könnte. Bonaparte hatte sich mit diesen Documenten umgeben, und nach deren glaubwürdigen Inhalte seine Plane ausgearbeitet. Egypten war nach seiner Ansicht der eigentliche Vermittlungspunkt zwischen Europa und Indien; dort mußte man sich festsetzen, um England zu Grunde zu richten; von dort aus mußte man für immer das mittelländische Meer beherrschen, und daraus, wie er zu sagen pflegte, einen französischen See schaffen und die Existenz des türkischen Reiches sichern, oder den besten Antheil seiner Trümmer für sich nehmen. Wenn man sich einmal in Egypten festgesetzt hatte, so konnte man dann entweder im rothen Meere eine Seemacht schaffen und die Niederlassungen auf der großen indischen Halbinsel vernichten, oder aus Egypten eine Colonie und ein Zwischendepot errichten. Es konnte nicht fehlen, daß der Lauf des indischen Handels das Cap der guten Hoffnung verlassen und sich hierher wenden würde. Alle Karavanen Syrien's, Arabiens und Afrika's kreuzten sich schon in Cairo. Der Handel dieser Gegenden allein konnte ungeheuer werden. Egypten war das fruchtbarste Land der Erde. Neben dem großen Ueberflusse an Feldfrüchten konnte es alle Produkte Amerika's liefern und dies Land gänzlich ersetzen. Ob man nun aus Egypten eine Niederlassung schuf, von der aus man die englischen Colonieen zerstören wollte, oder nur ein einfaches Waarendepot, in jedem Falle war man sicher, dem großen Handel eine

andere Bahn anzuweisen, und diese Bahn dann mit Frankreich zu verbinden.

Diese kühne Unternehmung hatte in Bonaparte's Augen noch außerdem den Vortheil der Zeitgemäßheit. Nach den lichtvollen Berichten des Consuls Magallon war eben jetzt der günstige Augenblick, Egypten anzugreifen. Man konnte bei Beschleunigung der Vorbereitungen zur Ueberfahrt noch eben in den ersten Tagen des Sommers anlangen. Dann mußte man die Ernte eben beendet und eingesammelt, und günstige Winde, den Nil hinaufzufahren, finden. Bonaparte behauptete, es sei unmöglich, vor dem Winter in England zu landen, welches Land außerdem zu sehr auf seiner Hut sei, während die Unternehmung gegen Egypten, bis jetzt noch ganz unbekannt, keinerlei Schwierigkeit begegnen würde; daß ferner einige Monate zur Festsetzung der Franzosen hinlänglich seien und er selbst im Herbste zurückkehren werde, um die Landung in England zu bewerkstelligen. Die Zeit, sagte er, würde erst dann günstig sein, denn England würde dann einen Theil seiner Flotten nach Indien gesandt haben, und man könnte sich weit ungehinderter seinen Küsten nahen. Außer all' diesen Motiven hatte Bonaparte auch persönliche Gründe; die Unthätigkeit war ihm unerträglich; er sah keine ehrenvolle Unternehmung in der Politik; er fürchtete sich abzunützen und wollte noch größer werden. Er hatte gesagt: „Große Namen machen sich nur im Orient."

Das Direktorium, welches man oft angeklagt hat, es habe, um sich Bonaparte's zu entledigen, denselben nach Egypten gesandt, war im Gegentheil mit dieser Expedition durchaus nicht einverstanden. Larévellière-Lepaux war einer der hartnäckigsten Gegner derselben. Er sagte, daß man 30—40,000 der besten Soldaten Frankreichs den Zufällen einer Seeschlacht aussetze, sich des besten und von Oesterreich am meisten gefürchteten

Generals beraube, und zwar in einem Augenblicke, wo der Continent nichts weniger als beruhigt sei, und die Gründung von neuen Republiken, neuen und heftigen Groll gegen Frankreich erweckt habe; daß man ferner die Pforte reizen würde, die Waffen zu ergreifen, wenn man in eine ihrer Provinzen einfiele. Bonaparte wußte für alles Antwort. Er sagte, es sei nichts leichter, als den Engländern zu entkommen, wenn man den Plan sorgfältig geheim hielte, daß Frankreich mit 3—400,000 Soldaten nicht von 30—40,000 Mann mehr oder weniger abhänge, daß er selbst bald zurückkehren werde, daß ferner die Pforte, Egypten schon lange durch die Usurpation der Mameluken verloren hätte, und daß sie mit Vergnügen sehen würde, wenn Frankreich dieselben züchtigte, und man könne sich zudem mit ihr verständigen; der Continent werde noch nicht so bald losbrechen, u. s. w. Er sprach auch von Malta, was man im Vorüberfahren erobern und seinen Besitz Frankreich sichern könne. Die Verhandlungen waren sehr lebhaft und führten eine Scene herbei, die man immer sehr unrichtig erzählt hat. Bonaparte sprach in einer Aufwallung von Ungeduld das Wort „Entlassung“ aus. Ich bin weit davon entfernt, zu wollen, daß man sie Ihnen gebe, rief Larévellière mit Festigkeit, aber wenn Sie sie anbieten, so bin ich der Meinung, daß man sie annehme. Seit diesem Augenblicke sprach Bonaparte nie mehr von Entlassung.

Das Direktorium, durch die Vorstellungen und Gründe Bonaparte's endlich besiegt, genehmigte die vorgeschlagene Unternehmung. Es ward durch die Großartigkeit desselben, durch seine commerciellen Vortheile, so wie durch das Versprechen Bonaparte's, im Winter wieder in Frankreich zu sein und die Landung in England zu versuchen, dazu bewogen. Man verabredete das strengste Geheimniß, und zu dessen besserer Bewahrung bediente man sich nicht der Feder der Secretäre. Mer-

lin, der Präsident des Direktoriums, schrieb den Befehl mit seiner eigenen Hand, und erwähnte selbst darin nicht die Natur des Unternehmens. Es ward festgesetzt, daß Bonaparte 36,000 Mann der alten italienischen Armee, eine bestimmte Anzahl von Offizieren und Generalen nach seiner Wahl, Gelehrte, Ingenieurs, Geographen, Handwerker aller Art und die Escadre von Brueycs, welche durch einen Theil der in Toulon gebliebenen Schiffe verstärkt werden sollte, mitnehmen dürfe. Dem Staatsschatze wurde der Befebl ertheilt, ihm jede Decade 1½ Million zu zahlen. Man erlaubte ihm ferner drei Millionen von den acht, des Berner Schatzes zu nehmen. Man hat gesagt, um Egypten erobern zu können, hätte man den Krieg mit der Schweiz begonnen. Man kann nun urtheilen, was an dieser Behauptung Wahres ist.

Bonaparte bildete alsogleich eine Commission, die den Auftrag hatte, die Küsten und Häfen des mittelländischen Meeres zu bereisen, und alle Ueberfahrtsmittel vorzubereiten. Diese Commission nannte man Commission zur Ausrüstung der Küsten des mittelländischen Meeres, und sie selbst war wie die übrige Welt in Unkenntniß über den eigentlichen Zweck ihrer Arbeiten. Das Geheimniß blieb zwischen Bonaparte und den fünf Direktoren. Da in allen Häfen zugleich große Rüstungen veranstaltet wurden, so hielt man die an der mittelländischen Küste nur für eine nothwendige Folge derer im Ocean. Die im mittelländischen Meere versammelte Armee hieß „linker Flügel der Armee von England.“

Bonaparte ging mit derjenigen Thätigkeit, die er bei Ausführung aller seiner Pläne an den Tag legte, an's Werk. Abwechselnd zu dem Kriegs-, Finanz- oder Marineminister, von diesen zum öffentlichen Schatze eilend, um sich mit eigenen Augen von der Ausführung der Befehle zu überzeugen, seinen Einfluß zu Beschleunigung

von deren Ausfertigung benützend, mit allen Seehäfen, der Schweiz und Italien correspondirend, ließ er alle Vorbereitungen mit unglaublicher Schnelligkeit ausführen. Er bestimmte vier Punkte zur Vereinigung der Convoi's und der Truppen; das erste Convoi sollte von Toulon, das zweite von Genua, das dritte von Ayaccio, das vierte von Civita-Vecchia aufbrechen. Die Abtheilungen der Armee von Italien, die nach Frankreich zurückkehrten, ließ er nach Toulon und Genua, und eine der Divisionen der Armee von Rom nach Civita-Vecchia marschiren. Er ließ in Frankreich und Italien mit Kauffahrern unterhandeln und verschaffte sich durch dieselben in den Häfen, die als Ausgangspunkte dienen mußten, vierhundert Schiffe. Er versammelte eine zahlreiche gut bediente Artillerie, und wählte 2500 Mann Cavallerie aus den besten Regimentern, ließ sie jedoch ohne Pferde einschiffen, da er sie auf Kosten der Araber damit zu versehen rechnete. Er wollte nur Sattel und Zeug mitnehmen, und ließ im Ganzen nur 100 Pferde einschiffen, um gleich bei seiner Ankunft wenigstens einige Geschütze zu bespannen und ein kleines berittenes Detachement zu haben. Er versammelte Handwerker aller Art. Er nahm zudem die griechische und arabische Druckerei der Propaganda mit allen dabei beschäftigten Arbeitern weg und ließ sie, so wie eine vollständige Sammlung physikalischer und mathematischer Instrumente, einschiffen. Die Gelehrten, Künstler, Ingenieurs, Zeichner, Geographen, die er mit sich nahm, beliefen sich auf mehr als hundert Individuen. Die berühmtesten Namen schlossen sich seinem Unternehmen an, wie Monge, Bertholet, Fourrier, Dolomieux, Desgenettes, Larrey, Dübois. Alle Welt wollte sich dem Schicksale wie dem Glücke des jungen Generals anschließen. Man wußte nicht, wohin es gehen würde, aber man war bereit, ihm überall zu folgen.

Desaix hatte während der Unterhandlungen zu Wien die in Italien so berühmt gewordenen Schlachtfelder besucht; seitdem hatte er sich mit Bonaparte befreundet und willigte ein, ihm zu folgen. Kleber lebte zu Chaillot, nach seiner Gewohnheit mit der Regierung grollend und verschmähend, eine Anstellung zu verlangen. Er besuchte häufig den Großmeister der Kunst, der er so leidenschaftlich ergeben war. Bonaparte forderte ihn auf, ihn zu begleiten. Kleber nahm es mit Freuden an; „aber die Advokaten," sagte er, „werden die es auch wollen?" So nannte er die Direktoren. Bonaparte versprach alle Schwierigkeiten zu beseitigen. — „Gut," sagte Kleber, der die Expedition nach England gerichtet glaubte, „wenn Sie einen Brander in die Themse werfen, setzen Sie Kleber darauf, und Sie werden sehen, was er vermag." Zu diesen zwei Generalen ersten Ranges fügte Bonaparte noch Reynier, Dugua, Vaubois, Bon, Menou, Baraguay d'Hilliers, Lannes, Murat, Belliard und Dammartin, die ihn in Italien schon so trefflich unterstützt hatten, hinzu. Der tapfere und gelehrte Caffarelli-Dufalga, der am Rhein ein Bein verloren, befehligte das Geniecorps. Der schwache, aber bequeme Berthier sollte Chef des Generalstabes sein. Durch ein zärtliches Verhältniß zurückgehalten, hätte er beinahe den General, der sein Glück gemacht, verlassen; er schämte sich dessen, entschuldigtee sich und eilte nach Italien, um sich einzuschiffen.

Brueyes befehligte die Escadre; Villeneuve, Blanquet-Duchayla und Decrès waren die Contreadmirale und Gantheaume der Chef des Marine-Generalstabs. Alles, was Frankreich an berühmten Namen im Kriege wie in den Wissenschaften und Künsten hatte, schiffte sich mit dem Sterne des jungen Feldherrn nach einer unbekannten Bestimmung ein. Frankreich und Europa ertönten von den Gerüchten der Zurüstungen im mittel-

ländischen Meere. Man erfand Conjecturen aller Art. „Wo geht Bonaparte hin?“ fragte man sich, „wohin gehen alle diese Tapfern, die Gelehrten, diese Armee?“ Die Einen sagten, sie segelte nach dem schwarzen Meere, um der Pforte die Krimm rückgeben zu machen. Sie gehen nach Indien, den Sultan Tippo Saib zu unterstützen, sagten die Andern. Andere, die der Wahrheit näher kamen, behaupteten, sie würden die Landenge von Suez durchstechen, oder an den Ufern des Isthmus landen und sich im rothen Meere wieder einschiffen, um nach Indien zu gehen. Andere erriethen selbst die Wahrheit und sagten, die Expedition ginge nach Egypten. Eine im vergangenen Jahre im Institute gelesene Denkschrift über Egypten begründete diese letztere Conjectur. Die Klügsten endlich vermutheten eine tiefere Combination. Alle diese Zurüstungen, die ein Colonisirungsprojekt andeuteten, waren nach ihnen nur eine Kriegslist. Bonaparte, glaubten sie, wolle nur mit der Escadre vom Mittelmeer die Meerenge von Gibraltar passiren, Lord Vincent, der Cadix blokirte, angreifen, die spanische Escadre entsetzen und sie nach Brest führen, wo die so sehnlich erwünschte Vereinigung aller Continentalmarinen endlich stattfinden würde. Darum nenne sich auch die Expedition vom Mittelmeer, den linken Flügel der Armee von England. Diese letztere Conjectur war eben dieselbe, die im englischen Cabinet vorherrschte.

Seit sechs Monaten schwebte England in Schrecken, nicht wissend, wann und wo der Sturm, der sich schon so lange vorbereitete, losbrechen würde. In dieser Klemme hatte sich die Opposition für einen Augenblick mit dem Ministerium vereint und machte gemeine Sache mit ihm. Selbst Sheridan kehrte seine Beredsamkeit gegen den Ehrgeiz und die Eroberungssucht des französischen Volkes und erklärte sich mit allen Maaßregeln des Ministeriums, die Aufhebung der Habeas-Corpus-

Akte ausgenommen, einverstanden. Pitt ließ auf der Stelle ein zweites Geschwader ausrüsten. Um es schnell in das Meer zu bringen, leistete man das Unglaubliche. Man verstärkte die Escadre Lord Saint Vincent's um zehn Linienschiffe, um ihn in Stand zu setzen, die Meerenge zu behaupten, gegen die sich Bonaparte's Angriff, wie man glaubte, allgemein richten würde. Nelson wurde von Lord Saint Vincent detachirt, um im Mittelmeer zu kreuzen und die Bewegungen der Franzosen zu beobachten.

Alles war zur Einschiffung bereit. Bonaparte war eben daran, nach Toulon abzureisen, als ein Auftritt zu Wien und die Gesinnungen, die verschiedene Kabinette geäußert, ihn beinahe zurückgehalten hätten. Die Gründung der zwei neuen Republiken hatte die Furcht vor der revolutionären Aufregung auf's Höchste gesteigert. England, das diese Furcht noch steigern wollte, hatte überall seine Emissäre. Es drängte Preußen lebhaft, aus seiner Neutralität hervorzutreten, um Deutschland vor dem revolutionären Strome zu bewahren; es ließ den falschen grausamen Sinn Kaiser Pauls bearbeiten und versuchte Oesterreich über die Besetzung der Alpen durch die Franzosen zu beunruhigen, und bot ihm Subsidien zur Führung des Krieges, es reizte ferner die wahnsinnigen Leidenschaften der Königin von Neapel und von Acton. Dieser letztere Hof war mehr aufgebracht, als je. Er verlangte, daß die Franzosen Rom räumen und ihm einen Theil der päpstlichen Provinzen überlassen sollte. Der neue Gesandte Garat hatte umsonst eine seltene Mäßigung bewiesen; es war ihm nicht mehr möglich, die schlechte, unwürdige Behandlung dieses Kabinets zu ertragen. Der Zustand des Continents flößte daher lebhafte Besorgnisse ein, und ein Zufall trug dazu bei, ihn noch bedenklicher zu machen. Bernadotte war nach Wien gesandt worden, um dem österreichischen Kabinet

Erklärungen zu geben, und er sollte dort bleiben, obgleich noch kein Gesandter war nach Paris gesandt worden. Dieser General, mit einem unruhigen reizbaren Geist begabt, war zur Ausführung der ihm zugetheilten Rolle nicht besonders geeignet.

Am 14. April (25. Germinal) wollte man zu Wien den Ausrüstungstag der kaiserlichen Freiwilligen feiern. Man erinnert sich des Eifers, den diese Freiwilligen des vorhergehenden Jahres gezeigt, und des Schicksals, das sie bei Rivoli und La Favorita traf. Bernadotte hatte die Ungeschicklichkeit, sich diesem Feste widersetzen zu wollen, indem er behauptete, es sei ein Schimpf für Frankreich. Der Kaiser erwiederte mit Grund, daß er in seinen Staaten Herr wäre, daß es Frankreich frei stünde, seine Siege zu feiern, so wie ihm, die Ergebenheit seiner Unterthanen. Bernadotte wollte diesem Feste ein anderes entgegenstellen, und ließ in seinem Hotel einen von den Siegen der italienischen Armee, dessen Jahrestag eben war, feiern, und pflanzte vor der Thüre des Hotels die dreifarbige Fahne mit den Worten „Freiheit, Gleichheit!" auf. Der Wiener Pöbel, durch Emissäre des englischen Gesandten aufgereizt, stürzte auf das französische Gesandtschaftshotel, zerschlug die Fenster und beging mehrere Excesse. Das österreichische Ministerium beeilte sich, Bernadotte Beistand zu senden, und benahm sich gegen ihn ganz anders, als sich das römische Ministerium in ähnlichem Falle gegen Joseph Bonaparte benommen hatte. Bernadotte, dessen Unklugheit dieses Ereigniß hervorgerufen, reiste von Wien ab und begab sich nach Rastadt.

Das Wiener Cabinet war ausnehmend ärgerlich über diesen Vorfall. Es war klar, daß dasselbe, selbst wenn man ihm die Absicht, wieder die Waffen zu ergreifen zumuthe, nicht damit angefangen haben würde, unsere Gesandten zu beleidigen und so Feindseligkeiten hervorzuru-

fen, gegen die es gar nicht vorbereitet war. Es steht im Gegentheil klar da, daß Oesterreich, obgleich über Frankreichs politisches Verhalten und seine letzten Einfälle sehr unzufrieden, und einen neuen Kampf mit ihm ahnend, doch noch nicht dazu geneigt war, da es seine Völker für allzusehr ermüdet und seine Mittel zu schwach fand, um von Neuem den republikanischen Koloß anzugreifen. Es beeilte sich, eine Mißbilligung des Ereignisses bekannt zu geben und an Bernadotte zu schreiben, um ihn zu besänftigen.

Das Direktorium glaubte in diesem Wiener Congresse einen Bruch zu sehen. Es gab Bonaparte augenblicklich Gegenbefehl, und wollte sogar, daß er nach Rastadt ginge, um dem Kaiser zu imponiren, und ihn zu zwingen, entweder Genugthuung zu geben, oder die Kriegserklärung zu empfangen. Bonaparte sehr mißvergnügt über diese Verzögerung seiner Plane, wollte nicht nach Rastadt gehen, und bestätigte, die Stellung der beiden Mächte besser als das Direktorium beurtheilend, daß dieses Ereigniß durchaus nicht die Wichtigkeit hatte, die man ihm zuschrieb. In der That, Oesterreich schrieb alsbald, daß es endlich einen Minister, Herrn von Degelmann senden würde. Es schien den Premierminister Thugut entlassen zu wollen und kündigte an, daß Herr von Cobenzl sich an einen von dem Direktorium zu bestimmenden Ort begeben würde, um sich mit einem Abgeordneten Frankreichs über das Wiener Ereigniß und über die in Europa, seit dem Frieden von Campo-Formio, stattgefundenen Aenderungen und Vorfälle zu besprechen. Der Sturm schien also beschwichtigt. Außerdem hatten die Rastadter Unterhandlungen große Fortschritte gemacht. Nachdem die Reichstagsdeputation jeden Fuß des linken Rheinufers bestritten, zuerst das zwischen der Mosel und dem Rhein liegende Terrain, dann einen kleinen Erdstrich zwischen der Nur und dem Rhein, hatte zurückbehalten

wollen, trat sie endlich das ganze linke Rheinufer ab, und man hatte uns nun die Rheinlinie als unsere natürliche Grenze anerkannt. Ein anderes nicht weniger wichtiges Prinzip hatte man angenommen, jenes der Entschädigungen der aus ihrem Besitz vertriebenen Fürsten durch das Mittel der Säcularisationen. Aber es blieben noch nicht minder schwierige Punkte zu erörtern übrig, wie: die Theilung der Rheininseln, die Erhaltung der befestigten Posten, Brücken und Brückenköpfe, das Schicksal der Klöster und des unmittelbaren Reichsadels auf dem linken Ufer, die Bezahlung der Schulden der von Frankreich abgetretenen Länder, die Art und Weise der Anwendung der Emigrationsgesetze in denselben u. s. w. Dies waren hauptsächlich bei der deutschen Langsamkeit schwierig zu lösende Fragen.

Das war der Zustand des Continents. Da der Horizont sich etwas aufgeklärt zu haben schien, so erhielt Bonaparte endlich die Ermächtigung, nach Toulon abzureisen. Es war verabredet worden, daß unmittelbar nach ihm Herr von Talleyrand nach Constantinopel abreisen sollte, um von der Pforte die Gutheißung der egyptischen Expedition zu erlangen.

Viertes Kapitel.

Expedition nach Egypten. — Abfahrt von Toulon; Ankunft vor Malta; Eroberung dieser Insel. — Abfahrt nach Egypten; Landung zu Alexandrien; Einnahme dieses Platzes. — Marsch nach Cairo; Gefecht zu Chebrais. — Schlacht bei den Pyramiden; Besetzung von Cairo. — Administrative Arbeiten Bonaparte's in Egypten; Errichtung der neuen Colonie. — Seeschlacht zu Abukir; Zerstörung der französischen Flotte durch die Engländer.

Bonaparte kam am 20. Floreal des Jahres IV (9. Mai 1798) zu Toulon an. Seine Gegenwart erfreute die Armee, die schon zu murren anfing, und fürchtete, daß er nicht an der Spitze der Expedition stehen würde. Es war die alte Armee von Italien; sie war reich, ruhmbedeckt, und man konnte von ihr sagen, daß ihr Glück gemacht sei. Sie hatte deshalb auch keinen besondern Eifer Krieg zu führen und es erforderte alle Leidenschaft und Liebe für ihren General, um sie zu bewegen, sich einzuschiffen und einer unbekannten Bestimmung entgegen zu gehen. Indessen wurde sie von Enthusiasmus ergriffen, als sie ihn zu Toulon sah. Es war schon 8 Monate, daß sie ihn nicht gesehen hatte.

Bonaparte richtete augenblicklich folgende Proclamation an die Armee, ohne ihr jedoch ihre Bestimmung zu erklären.

Soldaten!

„Ihr seid einer der Flügel der Armee von England, ihr habt den Krieg im Gebirge, in der Ebene und bei Belagerungen geführt, es bleibt euch noch der Seekrieg zu führen übrig.

„Die römischen Legionen, welche ihr zwar manchmal nachgeahmt, ohne sie jedoch jemals zu erreichen, bekämpften Carthago abwechselnd auf diesem Meere und in den Ebenen von Zama, der Sieg verließ sie nie, weil sie stets tapfer, geduldig in Ertragung von Mühseligkeiten, disciplinirt, unter sich einig waren.

„Soldaten! Europa's Augen sind auf euch gerichtet! ihr habt große Geschicke zu erfüllen, Schlachten zu liefern, Gefahren und Beschwerlichkeiten zu besiegen; ihr werdet noch mehr thun als bisher, für das Glück eures Vaterlandes, das Heil der Menschen und euern eigenen Ruhm.

„Soldaten, Matrosen, Kanoniere und Reiter! Seid einig und erinnert euch, daß am Tage einer Schlacht Jeder des Andern bedarf.

„Soldaten, Matrosen, ihr seid bis jetzt vernachlässigt gewesen, aber jetzt hat die Republik ihr sorgsamstes Augenmerk auf euch gerichtet, ihr werdet der Armee, von der ihr einen Theil ausmacht, würdig sein.

„Der Genius der Freiheit, der die Republik seit ihrer Geburt zur Schiedsrichterin Europa's machte, will, daß sie es auch auf den Meeren und bei den entferntesten Völkern sei."

Man konnte eine große Unternehmung, die man noch stets unter dem Schleier des Geheimnisses ließ, von dem sie nothwendig umhüllt sein mußte, nicht würdiger ankündigen.

Die Escadre des Admirals Brueyes bestand aus 13 Linienschiffen, deren eines von 120 Kanonen, (der Orient für den Admiral und den General en Chef bestimmt) 2 von 80 und 10 von 74 waren. Es waren außerdem noch zwei venetianische Schiffe von 64 Kanonen, 6 venetianische und 8 französische Fregatten, 72 Corvetten, Kutters, Aviso-Schiffe, Kanonier-Schaluppen und kleinere Fahrzeuge aller Gattungen. Die in Toulon, Genua, Ajaccio, Civita-Vecchia vereinigten Transportschiffe beliefen sich auf 400, so, daß im Ganzen 500 Segel zugleich das mittelländische Meer befahren sollten. Noch nie hatte eine gleiche Flotte die Meere durchschifft. Auf derselben befanden sich ungefähr 40,000 Mann aller Waffengattungen und 10,000 Seeleute; sie hatte für einen Monat Wasser und für zwei Monate Lebensmittel.

Am 30. Floreal (19. Mai) entfaltete die Flotte unter dem Donner der Kanonen und dem Jubelrufe der ganzen Armee ihre Segel. Heftige Winde beschädigten eine Fregatte bei der Ausfahrt aus dem Hafen. Dieselben Winde hatten Nelson, der mit 3 Schiffen herumkreuzte, solche Lecke beigebracht, daß er Behufs einer Ausbesserung seiner Schiffe nach den St. Peterinseln segeln mußte, und dadurch von der französischen Flotte, deren Ausfahrt er demzufolge nicht sehen konnte, entfernt wurde. Die Flotte segelte zuerst nach Genua, um das in diesen Hafen unter dem Befehle des Generals Barraguay d'Hilliers stehende Convoi an sich zu ziehen; sodann richtete sie ihren Lauf nach Corsika, um das Convoi von Ajaccio unter den Befehlen von Vaubois aufzunehmen, und ihren Lauf verfolgend noch das Convoi von Civita-Vecchia unter den Befehlen von Desaix zu sich stoßen zu lassen. Bonaparte's Plan war, auf Malta loszugehen und im Vorüberfahren eine kühne Unternehmung, die er schon lange vorher durch geheime Umtriebe vorbereitet, auszuführen. Er wollte sich dieser Insel, die die

Herrschaft des mittelländischen Meeres sicherte, bemächtigen, da sie für Egypten sehr wichtig war und die Engländer, wenn man ihnen nicht zuvorkam, gewiß bald davon Besitz zu nehmen, nicht ermangelt hätten.

Der Orden der Maltheserritter war, wie alle Einrichtungen des Mittelalters; er hatte seinen Zweck und dadurch seine Würde und Macht verloren. Er war nur ein verjährter Mißbrauch, bloß für jene, die ihn ausbeuteten, nützlich. Die Ritter hatten in Spanien, Portugal, Frankreich, Italien und Deutschland ansehnliche Besitzungen, die ihnen einst die Frömmigkeit der Gläubigen gegeben hatte, um die Pilger des heiligen Grabes zu beschützen; da es jedoch gegenwärtig keine solche Wallfahrten mehr gab, so hatten die Ritter die Pflicht übernommen, die seefahrenden christlichen Nationen gegen die Barbaresken zu beschirmen, und die niederträchtige Seeräuberei, die damals im Mittelmeere herrschte, zu vertilgen. Die Güter des Ordens reichten hinlänglich zum Unterhalte einer selbst beträchtlichen Marine hin, aber die Ritter beschäftigten sich keineswegs damit, eine solche zu bilden; sie hatten nur zwei oder drei alte Fregatten, die niemals den Hafen verließen, und einige Galeeren, die nach den Häfen Italiens gingen, um Feste zu geben und zu empfangen, die Bailliffs und Comthuren, in der ganzen Christenheit vertheilt, verschlangen im Luxus und Müssiggang die Einkünfte des Ordens. Es war nicht ein Ritter, der mit den Barbaresken Krieg geführt hätte. Der Orden flößte daher nirgends mehr Theilnahme ein; man hatte seine Güter in Frankreich, sowie Bonaparte die Güter in Italien confiscirt, ohne daß sich eine Klage zu Gunsten des Ordens erhoben hätte. Man erinnert sich, daß Bonaparte schon daran gedacht hatte, in Malta Verbindungen anzuknüpfen. Er hatte einige Ritter heimlich gewonnen, und beabsichtigte, sie durch einen kühnen Streich einzuschüchtern, und zur Uebergabe zu zwingen, da er zu

der regelmäßigen Belagerung eines für uneinnehmbar geltenden Platzes weder Zeit noch Mittel hatte. Der Orden, der seit der Zeit, als er die französische Flotte im Mittelmeere herrschen sah, die ihm bevorstehenden Gefahren ahnte, hatte sich unter den Schutz Pauls I. gestellt.

Bonaparte machte große Anstrengungen, um die Divisionen von Civita Vecchia zu erreichen; es gelang ihm dies nicht früher, als vor Malta selbst. Die 500 französischen Segel entfalteten sich im Angesichte der Insel, den 21. Prairial (9. Juni), 22 Tage nach der Abfahrt von Toulon. Dieser Anblick verbreitete Bestürzung in der Stadt Malta. Um einen Vorwand zum Aufenthalte und zugleich einen Gegenstand des Streites zu haben, verlangte Bonaparte vom Großmeister die Erlaubniß, Wasser einzunehmen. Der Großmeister, Ferdinand von Hompesche, verweigerte dieselbe, indem er sich auf die Gesetze bezog, welche kriegführenden Mächten nicht mehr als zwei Schiffe auf einmal einzulassen erlaubte. Die Engländer hatte man bei ihrer Ankunft ganz anders behandelt. Bonaparte führte dies als einen Beweis der höchsten Böswilligkeit an, und befahl auf der Stelle eine Landung. Den Tag darauf, am 10. Prairial (10. Juni) landeten die französischen Truppen auf der Insel und schlossen Lavalette, welches ungefähr 30,000 Einwohner zählt, und zu den stärksten Festungen Europas gerechnet wird, vollständig ein. Bonaparte ließ zur Beschießung des Forts Artillerie ausschiffen; die Ritter erwiederten sein Feuer, aber nur schlecht. Sie wagten einen Ausfall, wobei jedoch eine Menge von ihnen gefangen genommen wurde. Nun entstand Unordnung im Innern. Einige Ritter der französischen Zunge erklärten, sich nicht gegen ihre Landsleute schlagen zu wollen; man warf Einige davon ins Gefängniß. Die Verwirrung hatte sich aller Köpfe bemächtigt, und die Einwohner verlangten, daß man sich ergeben sollte. Der Großmeister, der nur wenig Ener-

gie hatte, und sich der Großmuth des Siegers von Rivoli gegen Mantua erinnerte, dachte daran, seine Interessen aus dem allgemeinen Schiffbruche zu retten, und sandte einen der französischen Ritter, den er aus dem Gefängnisse befreite, zu Bonaparte, um mit demselben zu unterhandeln. Der Vertrag ward bald festgesetzt; die Ritter überließen an Frankreich die Oberherrschaft Malta's und der davon abhängigen Inseln, wogegen Frankreich seine Vermittlung beim Rastadter Congresse versprach, um dem Großmeister ein Fürstenthum in Deutschland, oder in Ermangelung eines solchen eine lebenslängliche Pension von 300,000 Fr. und eine Entschädigung von 600,000 Fr. zu erwirken.

Jedem Ritter der französischen Zunge wurde eine Pension von 700 Fr. und den 60jährigen von 1000 Fr. zugesichert; den Rittern der andern Zungen wurde die Vermittlung Frankreichs versprochen, um sie in den verschiedenen Ländern iu den Genuß der Ordensgüter zu setzen. Dieß waren die Bedingungen, gegen welche Frankreich in den Besitz des ersten Hafens des mittelländischen Meeres, eines der ersten der ganzen Welt gesetzt wurde.

Bonaparte ließ Vaubois mit einer Besatzung von 3000 Mann zu Malta und ernannte Regnault de Saint Jean d'Angely zum Civil-Commissair daselbst. Er traf alle Anstalten zur Errichtung einer Munizipalverwaltung und steuerte dann unverweilt nach den Küsten Egyptens. Er lichtete die Anker am 1. Messidor (19. Juni) nach einer Verzögerung von 10 Tagen. Das Wesentlichste war jetzt, die Engländer nicht zu begegnen. Nelson, der bei den St. Peters Inseln inzwischen seine Schiffe ausgebessert und von Lord St. Vincent eine Verstärkung von 10 Linienschiffen und einigen Fregatten erhalten hatte, war wieder am 13. Prairial vor Toulon erschienen, aber die französische Escadre hatte diesen Hafen schon seit 12 Tagen verlassen. Er war sodann von Toulon nach der Rhede

von Tagliamont und von dort nach Neapel gesegelt, wo er am 2. Messidor (20. Juni) anlangte, am nämlichen Tage, an dem Bonaparte Malta verlassen hatte. Auf die Nachricht, daß die Franzosen ihre Richtung gegen Malta genommen hätten, eilte er ihnen nach, entschlossen sie anzugreifen, wenn es ihm gelingen würde, sie zu erreichen.

Auf der ganzen französischen Escadre hatte man sich zum Kampfe vorbereitet. Die Möglichkeit, die Engländer zu begegnen, war Allen bekannt und erschreckte Niemand. Bonaparte hatte auf jedem Schiffe 500 Mann der Elite der Linie vertheilt und diese alle Tage in den Manövern mit den Kanonen geübt; an der Spitze stand einer seiner Generale, der unter seinen Befehlen an das Feuer gewöhnt war. Er hatte sich den Grundsatz über die See-Taktik gebildet, daß jedes Schiff nur ein Ziel haben sollte, und zwar das, ein anderes zu erreichen, zu entern und zu bekämpfen. Demgemäß waren die Befehle ertheilt worden und er zählte auf die Tapferkeit seiner auserwählten Truppen. Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, segelte er ruhig gegen Egypten. Dieser Mann, der nach einigen niedern Verläumdungen die Gefahren des Meeres fürchtete, überließ sich ruhig dem Schicksale, inmitten englischer Flotten, ja er hatte sogar die Kühnheit gehabt, einige Tage vor Malta zu verweilen, um es zu erobern. Heiterkeit herrschte auf der ganzen Flotte, obgleich man nicht gewiß wußte, wohin man ging; aber das Geheimniß fing an, sich nach und nach zu verbreiten und man erwartete mit Ungeduld die Ufer, die man erobern sollte. Abends versammelten sich die Gelehrten und höhern Offiziere, die sich am Bord des Orients befanden, beim Obergeneral, und daselbst begannen die geistreichen und gelehrten Erörterungen der egyptischen Akademie.

Nelson fing jetzt zu vermuthen an, daß die Fran=

zosen nach Egypten gesegelt, weshalb er nach Alexandrien eilte, ihnen daselbst zuvorkam, und da er sie nicht dort fand, sich schnell den Dardanellen zuwandte, um ihnen wo möglich noch zu begegnen. Durch einen merkwürdig glücklichen Zufall langte die französische Expedition erst den zweiten Tag darauf, am 13. Messidor (1. Juli) vor Alexandria an. Seit ungefähr sechs Wochen hatte sie Toulon verlassen. Bonaparte ließ sogleich den französischen Consul zu sich bescheiden, und da er von ihm erfuhr, daß die Engländer zwei Tage zuvor hier erschienen waren, so befahl er, sie noch in den benachbarten Gewässern vermuthend, augenblicklich die Landung zu versuchen. Man konnte nicht in den Hafen von Alexandrien einlaufen, da man glaubte, daß sich derselbe vertheidigen würde, man segelte daher eine Strecke weiter und landete in einer nahe gelegenen kleinen Bucht, die Marabout-Bucht genannt. Der Wind stürmte heftig und das Meer brach sich wüthend an den Riffen der Küste. Der Tag neigte sich zu Ende. Bonaparte gab das Signal, und wollte sogleich an das Land steigen. Er bestieg zuerst eine Schaluppe, und die Soldaten verlangten mit lautem Geschrei ihm an die Küste zu folgen. Man ließ die Boote ins Meer, aber die Bewegung der Wellen drohte sie jeden Augenblick aneinander zu zerschmettern. Endlich gelangte man nach großer Gefahr an's Ufer, In dem nämlichen Augenblicke erblickte man ein Segel am Horizonte; man glaubte allgemein, es sei ein englisches. — „O Glück!“ — rief Bonaparte aus — „du verlässest mich! Wie? Nicht einmal 5 Tage!“ Aber das Glück verließ ihn nicht, denn es war eine französische Fregatte, die wieder zu der Escadre stieß. Man hatte viele Beschwerden, um während des Abends und über Nacht 4—5000 Mann ans Land zu setzen. Bonaparte beschloß auf der Stelle nach Alexandrien zu marschiren, um den Platz zu überraschen und den Türken keine Zeit

zu Vorbereitungen für ihre Vertheidigung zu gönnen. Man setzte sich augenblicklich in Bewegung. Es war nicht ein einziges Pferd ausgeschifft worden; der Generalstab, Bonaparte selbst und Caffarelli, mit seinem hölzernen Beine, marschirten 5 Stunden zu Fuß in dem Sande und kamen mit Tagesanbruch vor Alexandria an.

Diese alte Stadt, die Tochter Alexanders, hatte weder ihre prächtigen Gebäude, noch ihre zahllosen Wohnungen und große Bevölkerung erhalten. Drei Viertheile davon lagen in Trümmern. Die Türken, die üppigen Egyptier und die europäischen Kaufleute bewohnten die neue Stadt, den einzigen noch erhaltenen Theil. Einige Araber lebten in den Ruinen der alten Stadt; eine alte Mauer mit einigen Thürmen besetzt, umschloß das alte, wie das neue Alexandria, und ringsum herrschte der Sand, der in Egypten bei der rückweichenden Civilisation überall vordringt.

Die 4000 Franzosen, von Bonaparte angeführt, kamen, wie schon gesagt, zu Anbruch des Tages an; sie begegneten auf diesem Sandstriche nur einer kleinen Anzahl Araber, die nach einigen wenigen Flintenschüssen wieder in der Wüste verschwanden. Bonaparte theilte seine Soldaten in 3 Colonnen; er selbst mit der ersten marschirte zur rechten gegen das Thor von Rosette, Kleber mit der zweiten marschirte im Centrum gegen das Säulenthor und Menou mit der dritten rückte links gegen das Thor der Catakomben vor. Die Araber und Türken waren treffliche Soldaten hinter einer Mauer und unterhielten ein wohlgenährtes Feuer; aber die Franzosen erkletterten auf Leitern die alte Mauer. Kleber fiel, der erste, von einer Kugel in die Stirne getroffen. Menou jagte die Araber von Ruine zu Ruine bis in die neue Stadt, und der Kampf drohte sich von Straße zu Straße fortzuziehen, bis ein türkischer Capitain sich zum Unterhändler hergab, um eine Capitulation zu er-

langen. Bonaparte erklärte, daß er nicht um das Land zu verwüsten, noch es dem Großherrn zu rauben gekommen sei, sondern nur um dasselbe der Herrschaft der Mamelucken zu entziehen, und die von ihnen Frankreich zugefügten Beleidigungen zu rächen. Er versprach, daß die Behörden des Landes aufrecht erhalten und ihr Gottesdienst, wie früher, fortgesetzt werden sollte. Außerdem versprach er die Achtung des Eigenthumes, der Einwohner ꝛc. Unter diesen Bedingungen endete der Widerstand nnd die Franzosen bezogen denselben Tag Alexandrien. Während dieser Zeit hatte die Armee ihre Landung vollendet. Es handelte sich gegenwärtig darum, die Flotte entweder im Hafen, oder in einer der nahe gelegenen Rheden in Sicherheit zu bringen, zu Alexandria eine den Sitten und Gebräuchen des Landes angemessene Verwaltuug zu begründen, und endlich einen bedeutenden Invasionsplan für Eroberung Egyptens zu entwerfen. Für den Augenblick waren die Gefahren des Meeres und der Begegnung der Engländer vorüber, und die größten Hindernisse waren mit jenem seltenen Glücke, welche stets die Jugend eines großen Mannes zu begleiten scheint, überwunden.

Egypten, auf dessen Boden die Franzosen gelandet waren, ist das eigenthümlichste, bestgelegenste und fruchtbarste Land der Erde. Seine geographische Lage ist hinlänglich bekannt. Afrika hängt mit Asien nur durch einen Isthmus von einigen Meilen, der Isthmus von Suez genannt, zusammen, der, wenn er durchschnitten wäre, das mittelländische mit dem indischen Meer verbinden, und die Seefahrer von dem ungeheuern Wege um das Cap der guten Hoffnung, oft mitten unter den wüthendsten Sturmen, befreien würde. Egypten liegt parallel, mit dem rothen Meere und dem Isthmus von Suez, den es beherrscht. Diese Gegend war es, die den Alten und und selbst noch dem Mittelalter, während Venedigs Blüthe-

zeit als Vermittlerin des indischen Handels diente. Dies ist Egyptens Stellung zwischen dem Westen und dem Osten. Seine physische Constitution und Form sind nicht weniger außerordentlich. Der Nil, einer größten Ströme der Welt, findet seinen Ursprung in den abyßinischen Gebirgen, läuft 600 Stunden durch die Wüsten Afrika's, mündet dann in Egypten ein, indem er sich von den Cataracten Syéne herabstürzt, und durchläuft noch bis zum Meere eine Strecke von 200 Stunden. Egypten wird ganz durch seine Ufer gebildet. Es ist ein Thal von 200 Stunden Länge und 5—6 Stunden Breite, von 2 Seiten durch Sandmeere begränzt, welche von einigen niedrigen, unfruchtbaren und zerrissenen Gebirgsketten, die kaum einige Schatten auf die Unermeßlichkeit der Wüsten werfen, durchzogen werden. Die Einen scheiden den Nil von dem Meere, die Andern von der großen Wüste, in der sie sich allgemach verlieren. Auf dem linken Nilufer, eine Strecke in die Wüste hinein, schlängeln sich 2 bebaubare Landzungen mit geringem Grün bedeckt. Dies sind die Oasen, eine Gattung Erd-Inseln in der Mitte des Sandmeeres. Es sind deren zwei, die große und die kleine. Wenn die Menschen, die diese Flächen bewohnen, einen Nilarm hierher leiten wollten, so würde dies sie zur fruchtbaren Gegend umwandeln. Fünfzig Stunden vor seiner Einmündung in das Meer theilt sich der Nil in 2 Arme, die sich 60 Stunden von einander entfernt, der eine zu Rosette, der andere zu Damiette in das mittelländische Meer ergießen. Man kannte früher 7 Nilmündungen und bemerkt sie auch noch gegenwärtig, aber nur 2 davon sind schiffbar. Das durch diese beiden Arme und das Meer gebildete Dreieck nennt man das Delta. Es ist dies der fruchtbarste Theil von Egypten, da er der am meisten bewässerte, und vou den meisten Canälen durchschnittenste ist. Das ganze Land zerfällt in 3 Theile, das Delta oder Unter-Egypten auch Bahireh genannt,

Mittel-Egypten oder Questanieh und Ober-Egypten oder Said.

Die Hundstagswinde, die, während der Monate Mai, Juni und Juli fortwährend vom Norden gegen Süden wehen, treiben alle an der Nilmündung sich bildenden Wolken gegen die abyssinischen Berge zu, und lassen auch nicht eine einzige über dieser stets heitern Gegend schweben. In Abyssinien dagegen häufen sie sich an, stürzen im Juli, August und September in Regenströmen herab, und erzeugen auf diese Weise das berühmte Phänomen der Nilüberschwemmung. So erhält diese Erde durch den Austritt des Flusses das Wasser, welches der Himmel ihr verweigert. Man kennt hier keinen Regen, und die Delta-Sümpfe, die unter europäischem Himmel pestilenzialische Einflüsse herbeiführen würden, erzeugen in Egypten nicht ein einziges Fieber. Nach seiner Ueberschwemmung läßt der Nil einen fruchtbaren Schlamm zurück, der an seinen Ufern den einzig bebaubaren Boden bildet und jene reichen Erndten hervorbringt, die einst Rom zu ernähren bestimmt waren. Je weiter sich die Ueberschwemmungen erstrecken, desto mehr fruchtbarer Boden bleibt dadurch zurück. Die Eigenthümer dieses Bodens, der alljährlich durch den Nil nivellirt wird, theilen sich jedes Jahr durch Vermessung darein, weshalb die Feldmeßkunst in Egypten als eine große Kunst betrachtet wird. Canäle könnten die Ueberschwemmung mehr ausbreiten, und würden den Vortheil für sich haben, die Schnelligkeit der Strömungen zu vermindern, das Wasser länger zurückzuhalten, um die Fruchtbarkeit auf Kosten der Wüste weiter zu verbreiten. Nirgends würde die Arbeit des Menschen von heilsamern Wirkungen begleitet, nirgends die Civilisation wünschenswerther sein. Der Nil und die Wüste streiten sich um Egypten, und die Civilisation würde dem Nil den Sieg über die Wüste verschaffen. Man glaubt, daß Egypten früher 20 Millionen Einwoh-

ner ernährte, ohne die Römer zu rechnen; zu der Zeit, als die Franosen einrückten, konnte es kaum 3 Mil-lionen erhalten.

Die Ueberschwemmung hört ungefähr mit Ende Sep-tembers auf, und dann beginnen die Feldarbeiten. Wäh-rend der Monate October, November, Dezember, Januar und Februar bieten die Felder Egyptens einen entzücken-den Anblick von Fruchtbarkeit und Frische. Dann ist das Land mit den reichsten Erndten bedeckt, mit Blumen verschönert und von zahllosen Heerden durchzogen. Im Monate März beginnt die Hitze; die Erde bekömmt dann zuweilen solche Risse, daß es gefährlich wird, zu Pferde du reisen. Die Feldarbeiten sind dann schon beendet, und zie Egyptier haben alle Reichthümer des Jahres schon eingesammelt. Außer dem Getreide bringt Egypten den besten Reis, die schönsten Gemüse, Zucker, Indigo, Sen-nes, Zimmet, Natrum, Flachs, Hanf, Baumwolle, und zwar Alles in wunderbarem Ueberflusse hervor. Es hat kein Oel, aber es findet dasselbe im benachbarten Griechenlande; ferner mangelte ihm noch Tabak und Kaffee, aber es findet sie im benachbarten Syrien und Arabien. Es hat auch kein Holz, denn die ungeheuere Vegetation kann auf dem Moraste, den der Nil jährlich auf dem Sandgrunde zurückläßt, nicht Wurzel treiben. Einige Feigenbäume und Palmen sind die einzigen Bäume dieses Landes. In Ermangelung des Holzes verbrennt man Kuhfladen, denn Egypten ernährt zahllose Heerden. Geflügel aller Gattungen findet sich im Ueberflusse, und dann hat es jene bewunderungswürdigen Pferde, so welt-berühmt durch ihre Schönheit, ihre Lebendigkeit, und ihre Vertraulichkeit mit ihrem Herrn. Außerdem besitzt es das nützliche Kameel, das für mehrere Tage Nahrung und Trank zu sich nehmen kann, dessen Fuß sich ohne Beschwerde in dem tiefen und beweglichen Sande der

Wüste bewegt und gleich einem lebendigen Schiffe die Sandmeere durchschreitet.

Alle Jahre kommen zu Cairo unzählige Caravanen an, die gleich Flotten an den beiden Seiten der Wüste landen. Die einen kommen von Syrien und Arabien, die andern von Afrika und den Küsten der Barbarei. Sie bringen also, was dem Lande der Sonne eigenthümlich ist, Gold, Elfenbein Federn, unnachahmliche Shawls, Wohlgerüche, Harze und Aromata aller Art, Kaffee, Tabak, Holz und Sclaven. Cairo wird dadurch zum prachtvollsten Magazine der schönsten Erzeugnisse des Erdballs, und zwar jener, die das sonst so mächtige Genie der westlichen Völker nie wird nachahmen können, da es Geschenke der Sonne sind. Deshalb ist auch der Handel Indiens der einzige, dessen Ende nie durch die Fortschritte der Völker wird herbeigeführt werden können. Es wäre demzufolge auch nicht nothwendig, aus Egypten eine Militär-Colonie zu machen, um gewaltsam den englischen Handel zu zerstören. Es würde genügen, daselbst ein Waarenlager mit der Sicherheit, den Gesetzen und den Bequemlichkeiten Europa's zu errichten, um die Reichthümer der Welt hieher zu ziehen.

Die Bevölkerung Egyptens ist, wie die Ruinen der Städte, die es bedecken, eine Anhäufung von Ueberresten verschiedener Völker. Die Kopten, alte Einwohner Egyptens, ferner Araber, die Egypten von den Kopten eroberten, und Türken, die über die Araber dasselbe Schicksal verhängten, dies sind die Stämme, deren elende Ueberbleibsel eine erbärmliche Existenz auf den Boden führen, den sie durch ihre Gegegwart entehren. Bei dem Einzuge der Franzosen gab es höchstens 200,000 Kopten, die verachtet, arm und in der größten Unwissenheit herangewachsen, sich, wie beinahe alle unterdrückten Klassen, den niedrigsten Beschäftigungen widmeten. Die Araber bildeten beinahe den größten Theil der Bevölkerung, und

waren, von den Gefährten Mahomed's abstammend, unter dem Titel Scheiks, die einzigen Großen von Egypten. In den Divans vertraten sie das Land, wenn die Tyrannnen sich an dasselbe wenden wollten; in den Moscheen bildeten sie eine Art von Hochschulen, in denen sie die Religion, die Moral des Corans, etwas Philosophie und Rechtswissenschaft lehrten. Die große Moschee von Jemil=Azar behaupteten unter den Gelehrten und Collegien des Orients den ersten Rang. Nach diesen Großen kamen die geringeren Gutsbesitzer, die die zweite und zahlreichste Classe der Araber bildeten; dann die Proletarier, die ganz in die Klasse von Heloten herabgesunken waren; denn sie waren nur Tagelöhner, die das Land unter dem Namen von Fellah's bearbeiteten und in Elend und Verworfenheit lebten. Es gab außerdem noch eine vierte Klasse von Arabern, dieß waren die Beduinen oder herumirrenden Araber, die sich nicht an die Scholle binden wollten und Söhne der Wüste geblieben waren. Auf Pferden oder Kameelen reitend, irrten sie in der Wüste umher, zahlreiche Heerden vor sich hertreibend und Weide auf irgend einer Oase suchend, oder sie kamen auch jährlich, den Saum des tragbaren Bodens, an den Grenzen Egyptens gelegen, zu bepflanzen. Ihre Beschäftigung bestand darin, Caravanen zu begleiten, oder Kameele, zu deren Transport zu vermiethen. Aber als treulose Räuber, die sie waren, plünderten sie oft die Kaufleute, die sie escortirten, oder denen sie ihre Kameele vermiethet hatten. Ja zuweilen verletzten sie selbst die Gastfreundschaft, die man ihnen auf den erwähnten Grenzen gewährte, stürzten sich auf jenes, nur 5 Stunden breite und so leicht zugängliche Nilthal, plünderten die Dörfer und trugen ihre Beute mit sich fort, auf ihren schnellen Pferden in die Wüste fliehend. Die Nachlässigkeit der Türken ließ diese Verwüstungen beinahe ungestraft, und sie kämpften nicht besser gegen diese Räuber der Wüste, als

sie gegen deren Sand zu kämpfen wußten. Diese irrenden Araber, auf beiden Seiten des Thales in Tribus getheilt, zählten ungefähr 100,000—120,000 Seelen, darunter 20—25,000 tapfere Reiter, zwar tapfer und geeignet, den Feind zu necken und zu ermüden, nicht aber ihn zu bekämpfen.

Der dritte Stamm endlich bestand aus Türken, war jedoch nicht zahlreicher als die Kopten, und belief sich ungefähr auf höchstens 200,000 Individuen, die sich in Türken und Mamelucken theilten. Die Türken, welche seit der letzten Eroberung der Sultane von Constantinopel sich hier niedergelassen, standen beinahe alle auf der Liste der Janitscharen; aber es war allgemein bekannt, daß sie sich gewöhnlich in diesen Listen nur einschreiben ließen, um die Privilegien der Janitscharen zu genießen, und daß nur eine sehr geringe Anzahl sich im wirklichen Dienste befand. Es gab deren nur wenige von ihnen in der Miliz des Pascha's, der von Constantinopel hierher gesendet, die Stelle des Sultans zu vertreten, nur von einigen Janitscharen begleitet, seine Zwecke durch eben die Vorsichtsmaaßregeln hatte scheitern sehen, die Sultan Selim einst angewendet, um die seinigen zu behaupten. Dieser Herrscher glaubte, daß Egypten durch seine Entfernung der türkischen Herrschaft entgehen könnte, und hatte daher in der Errichtung der Mamelucken ein Gegengewicht ersonnen. Aber da es nicht möglich ist, die physischen Gründe, die ein Land von dem andern abhängig oder unabhängig machen, zu besiegen, so hatten die Mamelucken sich anstatt des Pascha's zu Herrn von Egypten und unabhängig von Constantinopel gemacht. Die Mamelucken waren in Circassien erkaufte Sclaven; unter den schönsten Kindern des Kaukasus gewählt und als solche nach Egypten gebracht, in Unwissenheit über ihre Abstammung und in Liebe für den Gebrauch der Waffen erzogen, wurden sie die tapfersten

und gewandtesten Reiter der Erde. Sie waren stolz darauf, keinen Ursprung zu haben, theuer erkauft, schön und tapfer zu sein. Sie hatten 24 Bey's, welche ihre Eigenthümer und Häuptlinge waren; jeder derselben hatte ungefähr 600 Mameluken. Das war eine Heerde, die sie erhalten mußten und nach ihrem Tode entweder ihren Söhnen, häufiger aber ihrem Leibmameluken vererbten, der dann seiner Seits Bey wurde. Jeder Mameluck wurde von zwei Fellah's bedient. Die ganze Miliz bestand ungefähr aus 12,000 Reitern, denen 24,000 Heloten als Diener folgten. Sie waren die eigentlichen Herren und Tyrannen des Landes und lebten entweder von dem Ertrage der Ländereien ihrer Bey's, oder von dem Einkommen der unter allen Formen auferlegten Abgaben. Die Kopten von denen wir schon erwähnt, daß sie sich den unwürdigsten Beschäftigungen widmeten, versahen die Stellen ihrer Einnehmer, Spione und Geschäftsträger; denn entwürdigte Menschen begeben sich stets in den Dienst der Stärkern. Die 24 Bey's, obgleich alle mit gleichen Rechten begabt, standen doch unter sich durchaus nicht auf dem Fuße der Gleichheit; sie bekriegten sich gegenseitig, und der Sieger, der sich die Andern unterworfen, übte eine lebenslängliche Oberherrschaft aus. Er war ganz unabhängig von dem, von Constantinopel aus gesandten Pascha, duldete ihn höchstens in Cairo in einer Art politischen Nullität und verweigerte ihm häufig den Miri, die Grundsteuer, welche das Recht des Eroberers andeutend, der Pforte gebührte.

Egypten war demnach ein wirklicher Lehensstaat, wie jene Europa's im Mittelalter; es bot sich zugleich ein besiegtes Volk, eine eroberungssüchtige Miliz, die sich gegen ihre Herrscher auflehnte, und endlich ein alter entwürdigter Stamm dar, der im Dienste und Lohne des Stärkern stand.

Zwei den übrigen überlegene Bey's beherrschten in diesem Augenblicke Egypten. Der eine, Ibrahim Bey, reich, schlau, mächtig; der andere, Murad Bey, unerschrocken, tapfer und voll Feuer. Beide waren unter sich über eine Art Theilung der Macht übereingekommen, vermöge welcher Ibrahim Bey sich mit den bürgerlichen, Murat Bey dagegen mit den militärischen Funktionen beschäftigt. Dieser war mit der Kriegführun beauftragt, in der er sich glänzend hervorthat; er besaß die Zuneigung aller Mamelucken, die seiner Person außerordentlich ergeben waren.

Bonaparte, der mit dem Genie des Feldherrn auch den Takt und die Geschicklichkeit eines Staatsmanns verband, übersah mit einem Blicke die Politik, die er in Egypten zu beobachten hatte. Man mußte dieses Land zuerst seinen wahren Herren, nämlich den Mamelucken entreißen. Diese Kaste mußte er bekämpfen und vertilgen, durch Krieg, so wie durch Politik. Ueberdieß hatte man Beschwerden gegen sie geltend zu machen, da sie die Franzosen bisher noch immer mißhandelt hatten. Was die Pforte anbelangte, so mußte man ihre Oberherrschaft nicht angreifen und ihr im Gegentheil alle mögliche Achtung zu erweisen scheinen, obgleich diese Oberherrschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande von geringer oder gar keiner Wichtigkeit war. Man konnte mit der Pforte unterhandeln, um entweder gegen die Anbietung anderer Vortheile die Abtretung Egyptens zu erhalten, oder eine Theilung der Macht zu bezwecken; denn, wenn man den Pascha in den nämlichen Verhältnissen, wie bis jetzt zu Cairo ließ und die Macht der Mamelucken erbte, so konnte dies für die Türken nicht viel Verletzendes, für uns keinen beklagenswerthen Verlust mit sich führen. Was die Einwohner betraf, so mußte man, um an Autorität selbe sich geneigt zu machen, die wahre Bevölkerung, nämlich die Araber gewinnen. Wenn man die Sheiks achtete, durch

Vermehrung ihrer Macht ihren Stolz zufrieden stellte und ihrem geheimen Wunsche, die Wiederherstellung des früheren, des arabischen Vaterlandes schmeichelte: so war man gewiß, das Land zu beherrschen und sie gänzlich auf seine Seite zu bringen. Wenn man zudem das Eigenthum und die Personen bei einem Volke schonte, das daran gewöhnt ist, die Eroberung als Recht zu Mord, Plünderung und Verwüstung zu betrachten, so erweckte man dadurch eine der französischen Armee außerordentlich vortheilhafte Ueberraschung, und wenn man noch die Frauen und den Propheten respektirte, so war die Eroberung der Herzen eben so gewiß, wie die des Bodens.

Bonaparte benahm sich ganz nach diesen eben so wahren, als tiefen Ansichten. Begabt mit einer ganz orientalischen Phantasie, war es ihm ein leichtes, den feierlichen und großartigen Styl, der dem Stamme der Araber zusagte, anzunehmen. Er erließ Proklamationen, die ins Arabische übersetzt und im ganzen Lande verbreitet wurden. Er schrieb dem Pascha: „Die französische Republik hat sich entschlossen, eine mächtige Armee zu senden, um den Räubereien der egyptischen Beys ein Ende zu machen, wie sie gleicherweise, im Laufe dieses Jahrhunderts gegen die Beys von Tunis und Algier schon mehrmals verfahren hat. Du, der du der Herr dieser Beys sein solltest, und anstatt dessen von denselben in Cairo ohne Macht und Herrschaft eingeschlossen gehalten wirst, du mußt meine Ankunft mit Vergnügen vernehmen. Ohne Zweifel bist du schon unterrichtet, daß ich nicht komme, um etwas gegen den Coran oder den Sultan zu unternehmen. Du weißt, daß die französische Nation die einzige und alleinige verbündete ist, die der Sultan in Europa hat. Komm mir also entgegen und verfluche mit mir das gottvergessene Geschlecht der Beys."

Zu den Egyptiern sagte Bonaparte: „Völker Egyptens, man wird euch sagen, daß ich gekommen, um

euere Religion zu vernichten. Schenkt dem keinen Glauben, und antwortet, daß ich komme, euch euere Rechte zurückzugeben, die Usurpatoren zu züchtigen, und daß ich Gott, seinen Propheten und den Coran mehr, als die Mamelucken achte." Von der Tyrannei der Mamelucken sprechend, sagte er: „Gibt es ein schönes Landgut? es gehört den Mamelucken. Gibt es eine schöne Sclavin, ein schönes Pferd, ein prächtiges Haus? es gehört den Mamelucken. Wenn Egypten ihr Pachtgut ist, so mögen sie den Pachtbrief zeigen, den sie von Gott erhalten; aber Gott ist gerecht und barmherzig gegen das Volk, und er hat in seiner ewigen Gnade beschlossen, daß das Reich der Mamelucken ende." Von den Gesinnungen der Franzosen sprechend, setzte er hinzu: „auch wir, wir sind wahre Muselmänner. Haben nicht wir den Pabst, der den Krieg gegen die Muselmänner predigte, vernichtet? Haben nicht wir die Ritter von Malta vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, daß Gott von ihnen verlange, gegen die Muselmänner Krieg zu führen? Dreimal glücklich jene, die mit uns sein werden, Reichthum und Rang werden ihre unzertrennlichen Begleiter sein! Glücklich jene, die neutral bleiben! Sie werden Zeit gewinnen, uns kennen zu lernen, und dann in unsere Reihe treten, aber Wehe, dreifaches Wehe über die, die sich für die Mamekucken bewaffnen und gegen uns kämpfen werden! es wird keine Hoffnung mehr für sie sein, sie werden zu Grunde gehen."

Zu seinen Soldaten sagte Bonaparte: „Ihr seid jetzt daran, eine Eroberung zu wagen, deren Wirkungen auf die Civilisation und den Welthandel in ihren Folgen unberechenbar sind. Ihr werdet England den sichersten und fühlbarsten Streich versetzen, bis es dazu kömmt, daß ihr ihm den Todesstreich geben könnt." Die Völker, mit welchen wir jetzt leben müssen, sind Mahomedaner, ihr erster Glaubensartikel ist: „Es ist kein

Gott, als Gott, und Mahomed ist sein Prophet." Widersprecht ihnen nicht und benehmt euch gegen sie, wie ihr euch gegen die Juden und Italiener benommen habt. Habt einige Achtung für ihre Muftis und Imans, so wie ihr solche für die Rabbiner und Bischöfe hattet. Habt für die Ceremonien, die der Coran vorschreibt, die nämliche Duldsamkeit, welche ihr für die Klöster, Synagogen, für die Religion von Moses und jene von Jesus Christus hattet. Die römischen Legionen beschützten jede Religion. Ihr werdet hier Gebräuche finden, die von jenen Europas verschieden sind; ihr müßt euch daran gewöhnen. Die Völker, zu denen wir kommen werden, behandeln die Frauen anders, als wir. Erinnert euch, daß in allen Ländern derjenige, der gegen Frauen Gewalt gebraucht, ein Feiger ist."

„Die erste Stadt, in die wir kommen werden, ist durch Alexander erbaut worden. Wir werden mit jedem Schritte großen Erinnerungen begegnen, würdig, die Nacheiferung der Franzosen zu erregen."

Bonaparte traf augenblicklich seine Anstalten, um in Alexandrien französische Behörden einzusetzen, dann das Delta zu verlassen und sich Cairo's, der ersten Hauptstadt Egyptens zu bemächtigen; es war Juli, und bald mußte die Ueberschwemmung des Nils eintreten. Er wollte deßhalb vor derselben zu Cairo anlangen, und während der Zeit ihrer Dauer sich vollends festsetzen. Er befahl, daß in Alexandrien alles in demselben Zustande bleiben, die religiösen Uebungen, wie bisher, ausgeübt, und die Gerechtigkeit, wie früher, durch die Cadis verwaltet werden sollte. Er wollte nur in die Rechte der Mamelucken treten und einen Commissär einsetzen, um die gewöhnlichen Abgaben einzunehmen. Er errichtete einen Divan, oder Municipalrath, aus den Scheiks und den Vornehmen von Alexandrien bestehend, um denselben bei allen Maaßregeln der französischen Behörden zu Rathe

zu ziehen. Er ließ 3000 Mann Besatzung daselbst und übertrug deren Befehl an Kleber, den seine Wunde noch für ein oder zwei Monate zur Unthätigkeit verurtheilte. Er beauftragte einen jungen Offizier von seltenem Verdienste, der ein ausgezeichneter Ingenieur zu werden versprach, Alexandrien in Vertheidigungsstand zu setzen, und die nöthigen Arbeiten dazu zu beginnen. Es war der Oberst Crétin, der in der Folge mit geringen Kosten, und in kurzer Zeit ganz vorzügliche Arbeiten ausführte. Bonaparte gab ferner seine Befehle, um die Flotte in Sicherheit zu bringen. Es war dies eine wichtige Frage, ob die großen Schiffe in den Hafen von Alexandrien einlaufen konnten. Eine Commission der Marine wurde beauftragt, den Hafen zu untersuchen, um darüber ihren Bericht zu erstatten. Einstweilen legte sich die Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. Bonaparte befahl dem Admiral Brueys, die Frage schnell entscheiden zu lassen, und im Falle, daß die Schiffe nicht in den Hafen einlaufen könnten, sich gleich nach Corfu zu begeben.

Nachdem er alle diese Anordnungen getroffen, dachte er daran, sich in Marsch zu setzen. Eine beträchtliche Flottille, beladen mit Lebensmitteln, Artillerie, Munition und Gepäcke, sollte an der Küste bis zu der Mündung von Rosette hinsegeln, in den Nil einlaufen, und denselben zugleich mit der französischen Armee hinauffahren. Er setzte sich dann mit dem Gros der Armee, welches nach Zurücklassung der beiden Besatzungen in Malta und Alexandrien sich auf ungefähr 30,0000 Mann belief, gegen Cairo in Marsch. Er hatte seiner Flottille befohlen, sich auf die Höhe von Ramaniech, an den Ufern des Nils, zu begeben. Er beabsichtigte, sich dort mit ihr zu vereinigen, und den Nil parallel mit ihr aufwärts zu marschiren, um aus dem Delta nach Mittel-Egypten oder Bahireh zu gelangen. Um von Alexandrien nach

Ramanieh zu kommen, gab es zwei Straßen; die eine durch die bevölkerten Gegenden längs des Meeres und des Nils, die andere viel kürzer durch die Wüste von Damanhur. Bonaparte zögerte nicht, die kürzere Straße zu wählen, da es ihm äußerst wichtig war, schnell nach Cairo zu gelangen. Désaix führte die Avantgarde, das Haupttreffen folgte in Entfernung von einigen Stunden. Am 18. Messidor (6. Juli) setzte sich die Armee in Bewegung. Als die Soldaten sich auf dieser endlosen Fläche erblickten, glühenden Sand unter ihren Füßen, einen glühenden Himmel über ihrem Haupt, kein Wasser, keinen Schatten, nichts als einzelne Palmen, die ihrem Auge als Ruhepunkte dienen konnten, keine lebenden Wesen, als hin und wieder kleine Haufen arabischer Reiterei, die am Horizonte erschienen, verschwanden, und sich zuweilen hinter den Sandhügeln verbargen, um verspätete Nachzügler niederzumachen, da wurden sie von tiefer Traurigkeit erfüllt. Die Lust zur Ruhe war in ihnen nach den langen italienischen Feldzügen erwacht; sie waren ihrem Generale in eine ferne Gegend gefolgt, weil sie ein blindes Vertrauen in ihn setzten, und man ihnen ein gelobtes Land angekündigt hatte, von welchem sie reich genug zurückkehren würden, um sich jeder sechs Acker Landes kaufen zu können. Aber als sie diese Wüste sahen, erwachte in ihnen allgemeines Mißvergnügen, ja selbst Verzweiflung. Sie fanden alle Brunnen, die von Distanz zu Distanz auf der Straße der Wüste angebracht waren, von den Arabern zerstört; kaum blieb ihnen einige Tropfen schlammiges Wasser, nicht geeignet, ihren Durst zu löschen. Man hatte ihnen gesagt, daß sie zu Damanhur Erfrischungen finden würden; aber sie fanden nichts, als erbärmliche Hütten, und konnten sich weder Brod noch Wein, sondern nur Linsen im Ueberflusse und etwas Wasser verschaffen. Nun mußte man sich von Neuem in die Wüste begeben. Bonaparte sah

seine Tapfern, ja selbst Lannes und Murat ihre Hüte auf den Sand werfen und mit Füßen treten. Er selbst jedoch imponirte Allen seine Gegenwart, legte Stillschweigen auf und machte selbst zuweilen die Heiterkeit erwachen. Die Soldaten wollten ihm ihre Leiden nicht zur Last legen, und rächten sich deßhalb an jenen, die ein besonderes Vergnügen daran fanden, das Land zu beobachten. Als sie die Gelehrten bei den kleinsten Ruinen sich aufhalten sahen, behaupteten sie, ihretwegen sei man gekommen, und machten sich nach ihrer Weise darüber lustig. Caffarelli hauptsächlich, tapfer wie ein Grenadier und neugierig wie ein Gelehrter, war in ihren Augen der Mann, der den General getäuscht, und ihn in dies ferne Land verlockt hatte. Da er am Rhein ein Bein verloren hatte, so sagten sie: „Der macht sich lustig darüber, er ist mit einem Fuße in Frankreich.“ Nach grausamen Leiden, die man zuerst mit Unwillen, später aber mit Heiterkeit und Muth ertrug, kam man nach einem Marsche von 4 Tagen, am 22. Messidor (10. Juli) zu den Ufern des Nils. Beim Anblick des Nils und dieses so ersehnten Wassers stürzten sich die Soldaten hinein und vergaßen, sich in seinen Fluthen badend, alle erlittenen Mühseligkeiten. Die Division Désaix, die von der Vorhut zur Nachhut übergegangen war, erblickte vor sich ungefähr 300 Mamelucken, die sie mit einigen Kartätschenschüssen auseinandersprengte. Es waren dies die ersten, die man gesehen hatte, und sie verkündeten die nahe Begegnung des tapfern Murad Bey, der von der Landung und dem Marsche der Franzosen benachrichtigt, alle seine Streitkräfte in der Nähe Cairo's versammelt hatte. Während er die vollständige Bildung der Armee abwartete, umschwärmte er mit etwa 1000 Pferden unsere Armee, um sie zu beobachten.

Die Armee erwartete zu Ramanieh die Ankunft der Flottille, ruhte bis zum 25. Messidor (13. Juli) aus,

und brach dann denselben Tag nach Chebreiß auf. Murad Bey erwartete hier mit seinen Mameluken die französische Armee. Die Flottille die den Franzosen zuvorgekommen war, gerieth in ein Gefecht, ehe sie unterstützt werden konnte. Murad Bey hatte ebenfalls eine Flottille, und vereinigte vom Ufer aus sein Feuer mit dem seiner Djermen (leichte egyptische Fahrzeuge). Die französische Flotte hatte einen gewaltigen Kampf zu bestehen; der Marineoffizier Perre, der sie befehligte, entwickelte einen seltenen Muth; er wurde durch die Reiterei, die unberitten in Egypten angelangt war, und in Erwartung, sich auf Kosten der Mameluken beritten zu machen, zu Wasser transportirt wurde, mächtig unterstützt. Man nahm dem Feinde seine Kanonierschaluppen ab und warf ihn kräftig zurück. In diesem Augenblicke langte die aus fünf Divisionen bestehende Armee an. Sie hatte noch nie gegen diese sonderbaren Feinde gekämpft. Bonaparte formirte seine fünf Divisionen in fünf Carrés, und in der Mitte derselben wurde die Bagage und der Generalstab gestellt. Die Artillerie befand sich auf den Ecken; die fünf Divisionen flankirten sich gegenseitig. Murad Bey warf auf diese lebenden Citadellen tausend bis zwölfhundert Mann unerschrockene Reiterei, die unter lautem Geschrei und auf ihren Pferden in vollem Carrière heranstürzend, ihre Pistolen abfeuerten und dann ihre furchtbaren Säbel ziehend, sich auf die Front dieser Carrés warfen. Da sie überall eine furchtbare Reihe von Bajonette und ein schreckliches Feuer empfing, so umschwärmten sie die französischen Reihen, stürzten vor ihnen oder entflohen mit der ganzen Schnelle ihrer Pferde durch die weite Ebene. Murad Bey zog sich, nachdem er 200 bis 300 seiner tapfersten Reiter verloren hatte, zurück, um die Höhe des Delta zu gewinnen, und die Franzosen in der Höhe

von Cairo, an der Spitze seines ganzen Heeres, zu erwarten.

Dieses Gefecht genügte, um die Armee mit dieser neuen Art von Feinden vertraut zu machen und Bonaparte die Taktik, die er gegen sie gebrauchen mußte, an die Hand zu geben. Man rückte gegen Cairo vor; die Flottille hielt sich auf dem Nil in der Höhe der Armee. Man marschirte die folgenden Tage ohne den geringsten Aufenthalt. Die Soldaten hatten zwar neue Mühseligkeiten zu ertragen, aber sie zogen an dem Nile hin und badeten sich alle Abende darin. Der Anblick des Feindes hatte ihnen ihren ganzen Eifer wiedergegeben. „Diese Soldaten, die der vielen Beschwerden schon überdrüssig waren, wie es stets der Fall ist, wenn man genug des Ruhmes hat, ich fand sie," sagte Bonaparte, „im Feuer stets bewunderungswerth."

Während des Marsches kehrte zwar zu Zeiten der Unwille zurück, aber auf den Unwillen folgten Scherze und Neckereien. Die Gelehrten fingen an durch den Muth, den sie bei jeder Gelegenheit bewiesen, viel Achtung einzuflösen; Monge und Bertholet hatten auf der Flottille bei Chebreiß einen wahren Heldenmuth bewiesen. Die Soldaten bewiesen ungeachtet aller Neckereien alle möglichen achtungsvollen Rücksichten für sie. Da sie die Hauptstadt, die man als ein Wunder des Orients geschildert hatte, nicht erscheinen sahen, so sagten sie einander, daß sie gar nicht existire, oder höchstens ein Haufe von Hütten sein würde, wie Damanhur. Sie behaupteten ferner, daß man den armen General betrogen hätte, und daß er sich und seine Ruhmesgefährten, wie ein leichtgläubiges Kind hätte fortführen lassen. Abends, wenn man ausruhte, erzählten sich die Soldaten, die die Mährchen aus 1001 Nacht gelesen, gegenseitig dieselben und man versprach sich prächtige, von Gold und Edelsteinen glänzende Paläste. Indeß hatte man immer noch kein

Brod; nicht weil das Getreide mangelte, aber man hatte keine Mühlen es zu mahlen. Man aß Linsen, Tauben und eine Art ausgezeichneter Wasser-Melonen, in den südlichen Ländern unter dem Namen Pasteque genannt. Die Soldaten nannten sie die heilige Pastique.

Man näherte sich Cairo, und dort mußte die Entscheidungsschlacht geliefert werden. Murad-Bey hatte daselbst den größten Theil seiner Mamelucken, ungefähr 10,000 an der Zahl, versammelt. Denselben folgte eine doppelte Anzahl Fellahs, welchen man Waffen gegeben und sie gezwungen hatte, sich hinter den Verschanzungen zu schlagen. Er hatte auch einige Tausend Janitscharen oder Spahis versammelt, Soldaten des Pascha's, der sich ungeachtet Bonaparte's Brief, der Partei seiner Unterdrücker beizutreten, hatte verlocken lassen. Murad-Bey hatte an den Ufern des Nils Vertheidigungsmaaßregeln getroffen, da die große Hauptstadt Cairo auf dem rechten Ufer des Flusses liegt; auf dem entgegengesetzten, d. h. dem linken Ufer, hatte Murad-Bey in einer großen Ebene, die sich zwischen den Pyramiden von Giseh, den höchsten Egyptens, ausdehnt, sein Lager aufgeschlagen. Seine Maaßregeln waren folgende: Ein großes Dorf, Embabeh genannt, lehnte sich an den Nil; er hatte hier einige Befestigungen, mit türkischer Unwissenheit angeordnet und ausgeführt, anlegen lassen. Es war dies ein einfacher Laufgraben, der das ganze Dorf umfaßte, und unbewegliche Batterien, deren Stücke nicht auf Feldlaffetten ruhend, nicht von Ort und Stelle gebracht werden konnten. So war das verschanzte Lager Murad's beschaffen. Er hatte darin seine 24,000 Fellahs und Janitscharen aufgestellt, um sich mit derjenigen todesverachtenden Hartnäckigkeit zu schlagen, die den Türken, wenn sie sich hinter Mauern befinden, gewöhnlich eigen ist. Dieses verschanzte und an den Strom angelehnte Dorf bildete seinen rechten Flügel. Seine Mamelucken, 10,000

Reiter stark, breiteten sich in der Ebene zwischen dem Flusse und den Pyramiden aus. Einige tausend arabische Reiter, die sich nur deßhalb mit den Mamelucken verbunden, um im Falle eines Sieges ungestraft plündern und rauben zu können, füllten den Zwischenraum zwischen den Pyramiden und Mamelucken aus. Murad-Bey's College, Ibrahim, nicht so kriegerisch und tapfer wie er, hielt sich mit etwa 1000 Mamelucken, seinen Weibern, Sclaven und Schätzen auf der andern Seite des Nils, bereit Cairo zu verlassen und nach Syrien zu flüchten, wenn die Franzosen siegreich wären. Eine beträchtliche Anzahl von Djermen, beladen mit allen Reichthümern der Mamelucken, bedeckte den Fluß. Dies war die Aufstellung, in der die beiden Bey's Bonaparte erwarteten.

Die französische Armee setzte sich am 3. Thermidor (21. Juli) vor Tagesanbruch in Marsch. Sie wußte, daß sie Cairo erblicken und auf den Feind stoßen würde. Mit Tagesanbruch entdeckte sie endlich zu ihrer Linken, jenseits des Flusses, die hohen Minarets dieser großen Hauptstadt, und zu ihrer Rechten die riesenhaften Pyramiden der Wüste, von den ersten Strahlen der Sonne vergoldet. Bei dem Anblick dieser Denkmäler machte sie, wie von Neugier und Bewunderung ergriffen, Halt. Bonaparte's Antlitz strahlte von Enthusiasmus; er galoppirte vor die Reihen seiner Soldaten, und auf die Pyramiden deutend, rief er: „Bedenkt, daß von den Gipfeln dieser Pyramiden 40 Jahrhunderte auf Euch herabsehen!" Man rückte mit raschen Schritten vor, und indem man sich näherte, sah man die Minarets von Cairo sich erheben, die Pyramiden stets größer werden, die Embabeh bewachende Menge wimmeln, man sah die Waffen der eine ungeheuere Linie bildenden und von Gold und Stahl schimmernden Reiter im Sonnenlichte erglänzen. Bonaparte traf augenblicklich seine Vorkeh-

rungen. Die Armee war, wie zu Chebreiß, in 5 Divisionen getheilt; die beiden Divisionen Desaix und Regnier bildeten den rechten Flügel gegen die Wüste zu; die Division Dugua bildete das Centrum; die Divisionen Menou und Bon den linken Flügel rechts des Nils. Bonaparte, der seit dem Gefechte von Chebreiß das Terrain und den Feind hatte kennen lernen, traf demgemäß seine Anstalten. Jede Division bildete ein Carré, jedes Carré hatte sechs Glieder. Rückwärts waren die Grenadier-Compagnien zugweise aufgestellt, bereit die angegriffenen Punkte zn verstärken. Die Artillerie befand sich an den ausspringenden Winkeln, die Bagage und die Generale im Centrum. Diese Carrés waren beweglich, und sobald sie in Marsch gesetzt wurden, marschirten zwei Seiten auf den Flanken. So bald sie angegriffen wurden, mußten sie Halt und auf allen Seiten Front machen. Wenn sie eine feindliche Stellung erobern wollten, so detachirte man die ersten drei Glieder des ganzen Carrés zur Formirung der Angriffs-Colonne, die andern drei Glieder blieben zurück, noch immer das Carré formirend, jedoch stets bereit, die Sturm-Colonnen wieder in sich aufzunehmen.

Dies waren die durch Bonaparte getroffenen Anordnungen. Er fürchtete, daß seine ungestümen Krieger, aus Italien gewöhnt, nur im Sturmschritte vorzurücken, sich nur schwer zu dieser kalten und beinahe unthätigen Bewegungslosigkeit entschließen würden. Er trug Sorge, sie darauf vorzubereiten, besonders war ihnen eingeschärft worden, nicht schnell zu feuern, den Feind kaltblütig zu erwarten, und erst in sicherer Tragweite auf ihn Feuer zu geben.

Man rückte beinahe auf Kanonenschußweite vor; Bonaparte, der in dem von der Division Dugua formirten Centrum war, erforschte mit einem Fernglase den Zustand des Lagers von Embabeh. Er sah, daß die

Artillerie des Lagers nicht auf Feldlaffetten ruhend, auch nicht in die Ebene transportirt werden könnte, und war demzufolge überzeugt, daß der Feind seine Verschanzungen nicht verlassen würde. Auf diese Muthmaßung hin, basirte er seine Bewegungen; er beschloß mit seinen Divisionen außer der Schußweite des Lagers von Embabeh gegen das Corps der Mamelucken vorzurücken. Seine Absicht war dabei, die Mamelucken von dem verschanzten Lager zu trennen, sie zu umzingeln und in den Nil zurückzuwerfen, Embabeh aber nicht früher anzugreifen, bis er sich nicht von ihnen befreit haben würde. Es konnte ihm nicht schwierig werden, mit der in diesem Lager wimmelnden Menge fertig zu werden, wenn er erst die Mamelucken vernichtet hatte. Er gab auf der Stelle das Signal. Desaix, der den äußersten rechten Flügel bildete, setzte sich zuerst in Marsch, ihm folgte das Carré von Regnier, dann jenes von Dugua, in welchem sich Bonaparte befand. Die beiden andern Carrés blieben vor Embabeh außer Tragweite der Kanonen.

Murad-Bey, obgleich ohne Bildung, besaß durch einen großen Charakter und scharfen Ueberblick, und errieth auf der Stelle die Absicht seines Gegners, den er während dieser entscheidenden Bewegung schnell anzugreifen beschloß. Er ließ zur Unterstützung von Embabeh 2000 Mamelucken zurück, und stürzte sich mit dem Reste auf die beiden Carrés des rechten Flügels. Das Carré von Désaix, das sich in dem Augenblicke zwischen Palmenbäumen befand, hatte sich noch nicht formirt, als die ersten Reiter es erreichten. Aber es formirte sich auf der Stelle und stand bereit, den Angriff zu empfangen. Achttausend auf einer Ebene galoppirende Reiter bilden eine ungeheure Masse. Sie stürzten mit wildem Ungestüm auf die Division von Désaix. Unsere tapfern Soldaten, jetzt eben so kaltblütig, als sie früher ungestüm waren, erwarteten sie ruhig und empfingen sie, auf Schußweite

herangelangt, mit einem furchtbaren Musketen= und Kartätschenfeuer. Durch das Feuer aufgehalten, umschwärmten diese unzähligen Reiter die französischen Reihen und galoppirten um diese feuerspeiende Citadelle herum. Einige der Tapfersten stürzten sich auf unsere Bajonette, und ihre Pferde herumreißend, und dieselben auf unsere Infanterie stürzend, gelang es ihnen eine Bresche zu machen, und 30 oder 40 wurden zu den Füßen Désaix selbst niedergemacht. Die ganze Masse lenkte wieder um und warf sich von dem Carré Désaix auf das nachfolgende Regnier's. Von demselben Feuer empfangen, kehrten sie wieder auf denselben Angriffspunkt zurück; aber nun fand sich in ihrem Rücken die Division Dugua, welche Bonaparte gegen den Nil geworfen hatte, und wurde dadurch in allgemeine Verwirrung gebracht. Da artete die Flucht ganz in Unordnung aus. Ein Theil der Flüchtlinge entrann gegen unsern rechten Flügel nach der Seite der Pyramiden, ein anderer hielt das Feuer Dugua's aus und flüchtete sich nach Embabeh, wohin er ebenfalls eine gänzliche Verwirrung brachte. Von diesem Augenblicke an entstand in diesem verschanzten Lager eine allgemeine Unordnung. Bonaparte dieses bemerkend, befahl den beiden Divisionen des linken Flügels gegen Embabeh zu marschiren und sich dessen zu bemächtigen. Bon und Ménou rückten unter das Feuer der Verschanzung. In einer gewissen Entfernung angekommen, machten sie Halt. Die Carrés schickten wieder ihre ersten 3 Glieder zur Formiruug von Angriffscolonnen vorwärts, während die übrigen Glieder noch immer als Carré formirt, zurückblieben, und wahre Citadellen bildeten. Aber in demselben Augenblicke versuchten die Mamelucken, sowohl jene die Murad zu Embabeh gelassen, als die, die sich dahin geflüchtet hatten, uns zuvorzukommen. Sie stürzten sich auf unsere Angriffscolonnen, während sich dieselben noch im Marsch befanden. Diese aber formirten

sich mit wunderbarer Schnelle in Carrés, empfingen sie mit Festigkeit und streckten eine große Menge nieder. Die einen warfen sich nach Embabeh zurück, wo in dem Augenblick die größte Verwirrung herrschte, die andern nach der Ebene zwischen dem Nil und dem französischen rechten Flügel, und wurden hier niedergeschossen und in den Fluß geworfen. Die Sturmcolonnen rückten rasch gegen Embabeh vor, bemächtigten sich desselben und warfen die Menge der Fellahs und Janitscharen in den Fluß. Viele ertranken, aber da die Egyptier im Allgemeinen ausgezeichnete Schwimmer sind, so gelang es dem größeren Theile unter ihnen, sich zu retten. Die Schlacht war beendigt. Die bei den Pyramiden befindlichen arabischen Reiter, welche vergeblich auf den Sieg gewartet hatten, verschwanden in der Wüste. Murad, ganz mit Blut bedeckt, zog sich mit den Ueberresten seiner Reiterei nach Oberegypten zurück. Ibrahim, der vom andern Ufer aus diese Niederlage mit ansah, entfloh gegen Belbeys, um sich nach Syrien zurückzuziehen. Die Mameluken steckten alsogleich die Djermen, welche ihre Reichthümer trugen, in Brand. Diese Beute entschlüpfte uns, und unsere Soldaten sahen die ganze Nacht hindurch die Flammen, die diese reichen Schätze verzehrten.

Bonaparte nahm sein Hauptquartier zu Giseh, an den Ufern des Nils, wo Murad Bey eine prächtige Wohnung hatte; man fand sowohl zu Giseh, als zu Embabeh beträchtliche Vorräthe, und unsere Soldaten konnten sich für ihre Entbehrungen entschädigen. Sie fanden in den Gärten von Giseh Weinberge mit prächtigen Trauben bedeckt, und hatten bald Weinlese gehalten. Auf dem Schlachtfelde jedoch machten sie eine ganz andere Beute, nämlich: prächtige Shawls, schöne Waffen, schöne Pferde und Börsen, welche manchmal 2—300 Goldstücke enthielten. Denn die Mameluken pflegten alle ihre Reichthümer bei sich zu tragen; sie brachten die Nacht und den

folgenden Tag mit Einsammlung der Beute zu. Fünf oder sechshundert Mamelucken waren getödtet worden, mehr als 1000 im Nil ertrunken. Die französischen Soldaten fischten sie heraus um sie dann zu plündern, und verwendeten dazu noch mehrere Tage.

Die Schlacht hatte uns kaum 100 Todte und Verwundete gekostet, denn wenn die Niederlage für gesprengte Carrés schrecklich, so ist für Siegreiche der Verlust nur unbedeutend. Die Mamelucken hatten ihre besten Reiter durch das Feuer oder die Wellen verloren, ihre Kräfte waren zertrümmert und der Besitz Cairo's für uns gesichert. Diese Hauptstadt befand sich in einer gränzenlosen Unordnung; sie zählte mehr als 300,000 Einwohner und ist von einem wilden, rohen Pöbel angefüllt, der sich allen Ausschweifungen hingab, und den Tumult benutzen wollte, um die reichen Paläste des Bey's zu plündern. Unglücklicherweise war die Französische Flottille noch nicht den Nil heraufgekommen, und wir hatten kein Mittel, um ihn zu übersetzen und Cairo in Besitz zu nehmen. Einige französische Kaufleute, die sich daselbst befanden, wurden durch die Sheiks als Unterhändler an Bonaparte abgesendet, um wegen Uebergabe und Besetzung der Stadt zu unterhandeln. Er verschaffte sich einige Djermen, um ein Detaschement nach Cairo zu schicken, daselbst die Ruhe herzustellen, und Personen und Eigenthum vor der Wuth des Pöbels zu schützen. Den Tag darauf rückte er in Cairo ein, und nahm von Murad Bey's Pallast Besitz.

Kaum hatte er sich zu Cairo niedergelassen, als er sich beeilte, dieselbe Politik, die er schon zu Alexandria befolgte, und die ihm das Land gewinnen sollte, auch hier anzuwenden. Er besuchte die vornehmsten Sheiks, schmeichelte ihnen und ließ sie die Wiederherstellung der arabischen Herrschaft hoffen; auch versprach er ihnen die Erhaltung ihres Cultus und ihrer Gebräuche, und gewann

sie durch eine Mischung gewandter Schmeicheleien und imposanter, den Stempel orientalischer Größe tragender Worte, vollkommen. Das Hauptsächlichste war, von den Sheiks der Moschee Jemil-Azar eine Erklärung zu Gunsten der Franzosen zu erhalten. Das war ganz wie eine Breve des Papstes bei den Christen. Bonaparte entfaltete hier seine ganze Gewandtheit und es glückte ihm vollkommen. Die Sheiks gaben die gewünschte Erklärung, und forderte die Egyptier auf, sich dem Abgesandten Gottes, der den Propheten ehrte und seine Kinder an der Tyrannei der Mamelucken war, zu unterwerfen. Bonaparte setzte wie in Alexandrien, so auch hier, einen aus den vorzüglichsten Sheiks und geachtetsten Einwohnern des bestehenden Divans ein. Dieser Divan oder Munizipalrath sollte dazu dienen, ihm die Stimmung der Egyptier zu gewinnen, indem er sie zu Rathe zog und so sich zugleich durch sie mit allen Details der innern Verwaltung bekannt machte. Man kam überein, daß in allen Provinzen ähnliche Divans errichtet werden, und diese zu dem Hauptdivane Deputirte schicken sollten. So constituirte sich auf diese Weise ein großer Nationaldivan. Bonaparte beschloß, die Gerechtigkeit, wie früher, durch den Kadis ausüben zu lassen. Bei seiner Absicht, als Nachfolger der Mamelucken aufzutreten, bemächtigte er sich ihres sämmtlichen Eigenthumes, und ließ zum Nutzen der französischen Armee die früher üblichen Abgaben ebenfalls wieder einziehen. Dazu bedurfte er der Kopten. Er vernachlässigte nichts um sie an sich zu ziehen, und ließ sie eine Verbesserung ihres Looses hoffen. Er sendete Generale mit Detachements den Nil hinunter, um die Besetzung des Delta, das man bis jetzt nur durchzogen hatte, zu vollenden. Ebenso schickte er Abtheilungen an den obern Nil, um Mittelegypten zu besetzen. Désaix wurde mit seiner Division am Eingange Oberegyptens, das er, sobald mit dem Herbste die Gewässer

des Nils fielen, dem Murad Bey abnehmen sollte, aufgestellt. Jeder der Generale mit ausführlichen Instruktionen versehen, sollten im ganzen Lande wiederholen, was zu Alexandrien und Cairo geschehen war. Sie sollten sich mit Sheiks umgeben, die Kopten an sich fesseln, und die Abgaben einziehen, um für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen.

Bonaparte beschäftigte sich hierauf mit dem Wohle und der Gesundheit seiner Soldaten. Egypten fing an ihnen zu gefallen, sie fanden hier die Ruhe, den Ueberfluß und ein gesundes Klima. Sie gewöhnten sich an die Sitten des Landes und machten dieselben zu einem fortwährenden Gegenstande ihrer Scherze. Mit ihrem gewöhnlichen Scharfsinne, die Absicht ihres Generals errathend, heuchelten sie Achtung vor dem Propheten und lachten mit ihm über die Rolle, die sie durch die Politik zu spielen gezwungen waren. Bonaparte ließ Oefen erbauen, um ihnen Brod zu verschaffen. Er quartirte sie in gute Wohnungen ein, und empfahl ihnen besonders, die Frauen mit Achtung zu behandeln. Sie hatten in Egypten eine große Menge schöner und starker Esel gefunden, und es machte ihnen ein außerordentliches Vergnügen, auf diesen Thieren in der Umgegend spazieren zu reiten und über die Felder zu galoppiren. Ihre Lebhaftigkeit verursachte den ernsten Bewohnern von Cairo einige Unfälle und man mußte ihnen daher verbieten, zu schnell durch die Straßen zu reiten. Die Cavallerie hatte sich mit den schönsten Pferden der Welt, d. h. mit den, den Mameluckeu abgenommenen arabischen Pferden, beritten gemacht.

Bonaparte beschäftigte sich auch damit, mit den benachbarten Ländern Verbindungen aufrecht zu erhalten, und sich des reichen Handels von Egypten zu bemächtigen. Er ernannte selbst den Emir, Hadschi, das ist ein jährlich in Cairo ernannter Beamter, der mit dem Schutze

der großen Caravane von Mecca beauftragt ist. Er schrieb an alle französischen Consuls an den Küsten der Barbarei, um die Deys zu benachrichtigen, daß der Emir Hadschi ernannt sei, und die Caravanen abreisen könnten. Er ließ durch die Sheiks an den Scheriff von Mecca schreiben, daß die Pilger beschützt, und die Caravanen Schutz und Sicherheit finden würden. Der Pascha von Cairo war Ibrahim-Bey nach Belireys gefolgt. Bonaparte schrieb ihm, sowie den Paschas zu Saint Jean d'Acre und von Damas, um sie von den guten Gesinnungen Frankreichs gegen die hohe Pforte zu versichern. Diese letzteren Vorsichtsmaaßregeln waren leider überflüssig, denn die Beamten der Pforte konnten nur schwer begreifen, daß die Franzosen, die eine der reichsten Provinzen ihres Herrschers erobert hatten, wirklich die Freunde desselben sein könnten.

Die Araber waren von dem Charakter des jungen Eroberers überrascht. Sie begriffen nicht, daß ein Sterblicher, der solche Blitze schleuderte, so gnädig sein könnte, sie nannten ihn den würdigen Sohn des Propheten, den Günstling des großen Allah; sie hatten in der großen Moschée folgende Litanei gesungen:

„Der große Allah ist nicht mehr erzürnt gegen uns! Er hat unsere Fehler vergessen, die durch die grausame Tyrannei der Mamelucken genug bestraft wurden! Singen wir die Barmherzigkeit des großen Allah!"

„Wer ist derjenige, der den Günstling des Sieges aus den Gefahren des Meeres und der Wuth seiner Feinde rettete? Wer derjenige, der die Tapfern des Westens stark und gesund an die Ufer des Nils geführt."

„Das ist der große Allah, der große Allah, der nicht mehr gegen uns erzürnt ist. Singen wir die Barmherzigkeit des großen Allah!"

„Die Bey's der Mamelucken hatten ihr Vertrauen in ihre Pferde gesetzt, die Bey's hatten ihr Fußvolk in Schlachtordnung gestellt."

„Aber der Günstling des Sieges hat an der Spitze der Tapfern des Westens das Fußvolk und die Pferde der Mamelucken vernichtet. So wie die Dünste, die sich des Morgens vom Nile erheben, durch die Strahlen der Sonne zerstreut werden, so ist die Armee der Mamelucken durch die Tapfern des Westens zerstreut worden; denn der große Allah ist gegenwärtig gegen die Mamelucken erzürnt, da die Tapfern des Westens den rechten Augenstern des großen Allah bilden.

Bonaparte wollte, um sich noch mehr mit den Sitten und Gebräuchen der Araber zu befreunden, auch an ihren Festen Theil nehmen. Er wohnte dem Feste des Niles, einem der größten Feste Egyptens bei. Dieser Fluß ist der Wohlthäter der ganzen Gegend und wird daher von den Einwohnern in allen Ehren gehalten und zum Gegenstande eines besondern Cultus gemacht. Während der Ueberschwemmung wird er durch einen großen Kanal nach Kairo geleitet, und ein Damm untersagt ihm den Eintritt in diesen Kanal, bis er nicht zu einer gewissen Höhe angewachsen; dann aber wird derselbe durchstochen und der zu diesem Werke bestimmte Tag ist ein Tag der allgemeinen Freude. Man macht die Höhe, zu welcher der Fluß angewachsen ist, bekannt, und wenn eine große Ueberschwemmung in Erwartung steht, so ist die Freude allgemein, denn es ist ein Zeichen des Ueberflusses. Es ist dies der 18. August (1. Fructidor), daß dieses Fest gefeiert wird. Bonaparte hatte die ganze Armee unter die Waffen treten lassen, und sie an den Ufern des Kanales aufgestellt. Eine ungeheure Volksmasse war herbeigeeilt und sah mit Freude die Tapfern des Westens seinen Festen beiwohnen. Bo-

naparte begleitete an der Spitze seines Generalstabes die ersten Behörden des Landes. Zuerst erklärte ein Sheik die Höhe, bis zu welcher der Fluß herangewachsen war; sie betrug 25 Fuß, was eine allgemeine Freude erregte. Dann arbeitete man, den Damm zu durchstechen. Die ganze französische Artillerie ließ in dem Augenblicke, als die Gewässer des Flusses sich in den Kanal stürzten, ein Freudenfeuer erschallen. Nach dem Gebrauche schossen eine Menge Boote in den Kanal, um den Preis zu kämpfen, welchen dasjenige erhielt, dem es gelang, zuerst hinein zu kommen. Bonaparte theilte selbst den Preis aus. Eine Masse Männer und Kinder tauchten sich in die Fluthen des Niles, da man diesem Bade allgemeine wohlthätige Eigenschaften zuschrieb. Weiber warfen Haare und Stücke von verschiedenen Kleidungsstoffen hinein. Bonaparte ließ die ganze Stadt festlich erleuchten, und der Tag endete, wie er begonnen, unter großen Festlichkeiten.

Das Fest des Propheten wurde mit nicht geringerem Pompe gefeiert. Bonaparte begab sich in die große Moschee, setzte sich, die Beine gekreuzt, wie die Sheiks, auf Kissen, sprach mit ihnen die Litaneien des Propheten, indem er den Oberkörper wiegte und den Kopf bewegte. Er erbaute das ganze heilige Collegium durch seine Frömmigkeit. Dann wohnte er der festlichen Mahlzeit bei, die von dem an diesem Tage erwählten Großsheik gegeben wurde.

Durch alle diese Mittel gelang es dem jungen General, der ein eben so tiefer Politiker, als Feldherr war, die Zuneigung des Landes zu erwerben. Während er für den Augenblick den Vorurtheilen schmeichelte, arbeitete er zu gleicher Zeit daran, eines Tages das Licht der Wissenschaft in diesem Lande zu verbreiten, indem er das berühmte egyptische Institut gründete. Er vereinigte die Gelehrten und die Künstler, die er nach Egypten geführt

hatte, mit einigen seiner tüchtigsten Offiziere, setzte aus denselben das Institut zusammen, dem er als Fonds, bestimmte Einkünfte und zur Wohnung einen der größten Paläste Cairo's überwies. Die Einen sollten sich mit Verfassung einer genauen Landesbeschreibung beschäftigen und eine möglichst detaillirte Karte entwerfen; Andere sollten sich damit beschäftigen, die Ruinen zu studiren und durch deren Erforschung neues Licht über die Geschichte verbreiten; wieder Andere sollten die Produkte des Landes kennen lernen und Beobachtungen machen, die für die Physik, Astronomie und Naturgeschichte nutzbringend sein könnten; noch Andere endlich sollten sich mit Nachforschungen beschäftigen, deren Zweck dahin ginge, die Existenz der Einwohner zu verbessern und Unternehmungen, wie Maschinen, Kanäle, Arbeiten auf dem Nile und überhaupt solche, wie sie für den von Europa so ververschiedenen, sonderbaren Boden passend waren, hervorrufen. Wenn uns das Schicksal einst dieses schöne Land entriß, so konnte es uns wenigstens die Eroberungen nicht entreißen, welche die Wissenschaft dort machen mußte. Man bereitete ein Denkmal vor, welches auf das Genie und die Ausdauer der französischen Gelehrten ein eben so rühmliches Licht werfen mußte, als die Expedition den Heroismus unserer Soldaten verherrlichte.

Monge war der Erste, der die Präsidentschaft erhielt. Bonaparte war erst der zweite Präsident. Er legte dem Institute folgende Fragen vor: Die beste Construktion der Wind- und Wassermühlen; die Auffindung eines Surrogates für den Hopfen, der Egypten mangelt; Bestimmung der geeignetsten Orte für den Weinbau; Auffindung des zweckmäßigsten Mittels, die Citadelle von Cairo mit Wasser zu versehen; Errichtung von Brunnen an verschiedenen Orten der Wüste; Erfindung einer Methode, das Wasser des Nils klarer und frischer zu machen; Vorlegung eines Planes, die Trümmer, von denen die

Stadt Cairo, so wie alle alten Städte Egyptens überfüllt waren, auf eine nützliche Weise zu verwenden; die nothwendigen Materialien zur Erzeugung des Pulvers in Egypten ausfindig zu machen.

Man kann aus diesen Fragen über die Geistesrichtung des jungen Generals urtheilen. Die Ingenieure, Zeichner und Gelehrten verbreiteten sich augenblicklich in allen Provinzen, um die Beschreibung und den Entwurf der Landkarte zu beginnen. Dies waren die Maaßregeln und Beschäftigungen dieser entstehenden Colonie, und die Art und Weise, wie ihr Gründer die Arbeiten derselben leitete.

Die Eroberung der Provinzen Nieder- und Mittelegypten war ohne Mühe bewerkstelligt worden und hatte nur einige leichte Scharmützel mit den Arabern gekostet. Ein forcirter Marsch auf Belbeys hatte hingereicht, um Ibrahim Bey nach Syrien zurückzuwerfen. Désaix erwartete nur den Herbst, um Murad Bey auch Oberegypten, wohin er sich mit den Trümmern seiner Armee geflüchtet hatte, zu entreißen.

Aber während dieser Zeit hatte das Schicksal Bonaparte mit einem furchtbaren Schlage getroffen. Alexandrien verlassend, hatte er vorher dem Admiral Brueyes noch auf das Sorgfältigste anempfohlen, die Flotte vor den Engländern in Sicherheit zu bringen, indem er sie entweder in den Hafen von Alexandrien einlaufen ließe, oder mit selber nach Corfu segelte; in keinem Falle jedoch sollte er mit derselben vor Aboukir bleiben, da es immer besser war, dem Feind unter Segel zu begegnen, als ihn vor Anker zu erwarten. Eine lebhafte Diskussion hatte sich über die Frage, ob die Schiffe von 80 und 120 Kanonen in den Hafen von Alexandrien einlaufen könnten, erhoben. Es war kein Zweifel, daß die andern Schiffe einlaufen könnten, jedoch für die zwei Schiffe von 80 und für das von 120 Kanonen war eine Er-

leichterung nöthig, durch welche sie drei Fuß Wasser gewinnen mußten. Zu diesem Zwecke mußte man entweder dieselben abtakeln, oder Hebemaschinen erbauen. Unter dieser Bedingung wollte Admiral Brueyes seine Flotte nicht in den Hafen einlaufen lassen. Er dachte, daß er bei solchen Vorsichtsmaaßregeln für seine drei stärksten Schiffe nie in Gegenwart des Feindes würde den Hafen verlassen können. Er entschied sich nach Corfu zu segeln; aber da er dem General Bonaparte sehr ergeben war, so wollte er nicht unter Segel gehen, ehe er nicht Nachrichten von dessen Einmarsch in Cairo und sonstiger Feststellung in Egypten hatte. Die Zeit, die er zur Untersuchung des Hafens von Alexandrien und zur Erwartung weiterer Nachrichten aus Cairo verwandte, stürzte ihn in's Verderben und führte eines der verhängnißvollsten Ereignisse der Revolution herbei, eines von denen, die zu dieser Epoche den meisten Einfluß auf das Schicksal der Welt ausgeübt haben.

Brueyes hatte sich auf der Rhede von Abukir vor Anker gelegt. Diese Rhede ist ein sehr regelmäßiger Halbkreis, und unsere Schiffe bildeten parallel mit dem Ufer eine halbkreisförmige Linie, und der Admiral, um seine Ankerlinie zu sichern, hatte selbe auf der einen Seite an eine kleine Insel, genannt die Insel Abukir, angelehnt. Er hielt es nicht möglich, daß ein Schiff zwischen dieser Insel und seiner Linie hindurchfahren könnte, um dieselbe im Rücken anzugreifen; und in dieser Voraussetzung hatte er sich begnügt, auf der Insel eine aus zwölf Geschützen bestehende Batterie zu errichten, um eine feindliche Landung zu verhindern. Er hielt sich auf dieser Seite für so unangreifbar, daß er seine schlechtesten Schiffe dahin gestellt hatte. Er befürchtete weit mehr für den andern äußersten Flügel seines Halbkreises. Er hielt es für möglich, daß der Feind auf dieser Seite zwischen dem Ufer und seiner Ankerlinie hindurchsegeln

könnte, und hatte deshalb seine besten und stärksten Schiffe dahin gelegt. Ueberdies wurde er durch den wichtigen Umstand beruhigt, daß, da diese Linie gegen Süden gelegen, der Wind aber aus Norden kam, der Feind, der ihn von dieser Seite angreifen wollte, den Wind entgegen hatte, und sich also gewiß nicht unter solchen Umständen einem zweifelhaften Kampfe aussetzen würde.

In dieser Stellung, den linken Flügel durch eine Insel, die er für zureichend hielt, die Rhede zu sperren, den rechten durch seine besten Schiffe und den Wind geschützt, erwartete er mit Sicherheit die Nachrichten, die seine Abfahrt nach Corfu entscheiden sollten.

Nelson hatte endlich, nachdem er den Archipel durchschifft, in das adriatische Meer, nach Neapel und nach Sicilien zurückgekehrt war, die Gewißheit von der Landung der Franzosen in Alexandrien erhalten. Er ließ augenblicklich die Segel in dieser Richtung ausbreiten, um ihrer Flotte zu begegnen und sie zu bekämpfen. Er sandte eine Fregatte aus, um sie aufzusuchen und deren Stellung zu recognosciren. Diese Fregatte fand unsere Flotte in der Rhede von Abukir, und konnte unsere Ankerlinie nach Bequemlichkeit recognosciren. Wenn der Admiral, der im Hafen von Alexandrien eine Menge Fregatten und leichter Schiffe liegen hatte, die Vorsicht gehabt hätte, immer einige unter Segel zu behalten, so hätte er die Engländer immer entfernt halten, sie seine Linie zu beobachten verhindern, und von ihrer Ankunft augenblicklich unterrichtet werden können. Unglücklicherweise geschah von Allem dem nichts. Die englische Fregatte kehrte, nachdem sie ihre Recognoscirung beendet, wieder zur englischen Flotte zurück, und Nelson, von allen Details unserer Stellung unterrichtet, segelte augenblicklich gegen Abukir. Er langte dort am 14. Thermidor (1. August) gegen 6 Uhr Abends an. Admiral Brueyes saß eben bei Tische; er ließ alsogleich das

Signal zum Kampfe geben. Aber man erwartete so wenig den Feind, daß auf keinem Schiffe die Hängmatten zum Gefechte geordnet, und ein Theil der Bemannung am Lande war. Der Admiral schickte Offiziere ab, die Matrosen wieder einzuschiffen und einen Theil derjenigen, die auf den Convois waren, an sich zu ziehen. Er glaubte nicht, daß Nelson es wagen würde, ihn noch denselben Abend anzugreifen, und dachte demnach, hinlänglich Zeit zu haben, die verlangten Verstärkungen an sich zu ziehen.

Nelson beschloß, ihn auf der Stelle anzugreifen und ein kühnes Manöver zu wagen, das, wie er hoffte, den Erfolg der Schlacht entscheiden würde. Er beabsichtigte, unsere Linie am linken Flügel, d. i. bei der Insel Abukir, anzugreifen, zwischen dieser Insel und unserer Escadre ungeachtet der Untiefen hindurchzusegeln, und sich so zwischen dem Ufer und unserer Ankerlinie aufzustellen. Es war dies eine gefährliche Bewegung; aber der unerschrockene Engländer zögerte keinen Augenblick. Die Zahl der Schiffe war beiderseits gleich, d. h. auf jeder Seite 13 große Kriegsschiffe. Sein Manöver war anfangs nicht glücklich. Der Culloden scheiterte, indem er zwischen der Insel Abukir und unserer Linie durchsegeln wollte, auf einer Untiefe. Der Goliath, der ihm folgte, war glücklicher, aber durch den Wind vorwärts getrieben, segelte er bei unserem ersten Schiffe vorbei, und konnte erst auf der Höhe des dritten seinen Lauf hemmen. Die englischen Schiffe, der Eifrige, der Kühne, der Theseus und der Orion folgten dieser Bewegung, und es glückte ihnen vollkommen, sich zwischen unsere Linie und das Ufer zu werfen. Sie rückten bis zum Donnerer, dem achten Schiffe unserer Linie vor, und verwickelten auf diese Weise unsern linken Flügel und unser Centrum in's Gefecht. Ihre andern Schiffe rückten auf der Außenseite unserer Linie vor, und brach-

ten sie so zwischen zwei Feuer. Da man auf der französischen Flotte nicht erwartete auf eine solche Weise angegriffen zu werden, so waren die gegen das Ufer mündenden Schiffsbatterieen noch gar nicht schußfertig, und unsere zwei ersten Schiffe konnten nur auf einer Seite Feuer geben. So wurde eines rhedelos und das andere entmastet. Im Centrum aber, wo sich der Orient, das Admiralschiff befand, herrschte ein furchtbares Feuer. Der Bellerophon, eines der vorzüglichsten und stärksten Schiffe Nelson's, verlor sein ganzes Tackelwerk, wurde entmastet und mußte an's Land bugsirt werden; auch andere englische Schiffe, furchtbar zugerichtet, waren genöthigt, sich vom Schlachtfelde zu entfernen. Der Admiral Bruyes, obgleich er nur einen Theil seiner Matrosen erhalten hatte, kämpfte noch immer mit Vortheil und hoffte selbst, ungeachtet des Erfolges der ersten Bewegungen Nelson's, den Sieg davon zu tragen, wenn die Befehle, die er in diesem Augenblicke dem rechten Flügel sandte, gehörig ausgeführt wurden. Die Engländer hatten nur den linken Flügel und das Centrum in den Kampf gezogen; unser rechter Flügel, aus unsern besten fünf Schiffen bestehend, hatte gar keinen Feind vor sich. Der Admiral Brueyes signalisirte ihm unter Segel zu gehen und die Schlachtlinie von außenher anzugreifen; wenn dies Manöver glückte, so waren die englischen Schiffe, die uns von der Seeseite aus angriffen, so wie wir früher, zwischen zwei Feuer gebracht; aber leider wurden die Signale nicht bemerkt. In einem solchen Falle muß ein Unterbefehlshaber nicht zögern, der Gefahr entgegen zu gehen und seinem Chef zu Hülfe zu eilen. Der Gegenadmiral Villeneuve, tapfer aber unentschlossen, blieb unbeweglich, und erwartete fortwährend Befehle. Unser linker Flügel und unser Centrum blieben demnach fortwährend zwischen zwei Feuern; indessen verübten der Admiral und

seine Capitäns wahre Wunder von Tapferkeit und hielten glorreich die Ehre der Flagge aufrecht. Wir hatten zwei Schiffe verloren, die Engländer ebenfalls; unser Feuer war dem ihrigen überlegen. Der unglückliche Brueyes wurde verwundet, aber er wollte nicht das Schiffsdeck verlassen. „Ein Admiral," sagte er, „muß sterben, indem er seine Befehle ertheilt." Eine Kugel tödtete ihn auf der Quartierbank. Gegen 11 Uhr gerieth das herrliche Schiff, der Orient in Flammen. Es sprang in die Luft, und diese fürchterliche Explosion unterbrach für einige Zeit diesen hartnäckigen Kampf. Ohne sich entmuthigen zu lassen, hielten unsere fünf im Kampfe befindlichen Schiffe, der Franklin, der Donnerer, das souveräne Volk, der Spartaner und der Nordwind die ganze Nacht hindurch das Feuer aus. Noch immer war es für den rechten Flügel an der Zeit, die Anker zu lichten und ihnen zu Hülfe zu eilen. Nelson fürchtete, daß dieses Manöver vollzogen werden möchte, denn er war so übel zugerichtet, daß er deren Angriff nicht hätte widerstehen können.

Villeneuve ging endlich unter Segel, aber um sich zurückzuziehen und seinen Flügel, den er nicht für stark genug hielt um sich mit Nelson mit Vortheil zu messen, zu retten. Drei seiner Schiffe scheiterten an der Küste; er rettete sich mit zwei andern nebst zwei Fregatten und floh nach Malta. Der Kampf hatte 15 Stunden gewährt und alle angegriffenen Equipagen hatten Wunder der Tapferkeit gethan. Der tapfere Capitän du Petit Thouars hatte zwei Glieder verloren; er ließ sich Tabak bringen, blieb auf seiner Quartierbank und erwartete, wie Bruyes, von einer Kugel getödtet zu werden. Unsere ganze Escadre mit Ausnahme der von Villeneuve mitgenommenen Schiffe, wurde zerstört. Nelson war so übel zugerichtet, daß es ihm nicht möglich war, die fliehenden Schiffe zu verfolgen.

Dieß war die berühmte Seeschlacht von Abukir, die unglücklichste, deren militärische Folgen für Frankreich höchst verhängnißvoll wurden. Die Flotte, die die Franzosen nach Egypten geführt hatte, die sie unterstützen oder rekrutiren konnte, die alle ihre Bewegungen an den syrischen Küsten, wenn sie solche ausführen mußte, unterstützen sollte, die Flotte, welche der Pforte imponiren und zwingen mußte, sich mit unhaltbaren Gründen abspeisen zu lassen und die Invasion in Egypten zu dulden, welche endlich in Unglücksfällen die Franzosen nach ihrem Vaterlande zurückführen sollte, — diese Flotte war vernichtet. Die französischen Schiffe waren verbrannt, aber sie waren nicht von den Franzosen verbrannt und das machte hinsichtlich der moralischen Wirkung einen großen Unterschied. Die Nachrichten von dieser Niederlage verbreiteten sich rasch durch ganz Egypten und setzte die Armee für einen Augenblick in Verzweiflung. Bonaparte aber empfing sie mit unerschütterlicher Ruhe. „Gut," sagte er, „wir müssen entweder hier sterben, oder wie die Alten, aus diesem Unglücke noch größer hervorgehen." Er schrieb an Kleber. Dies zwingt uns, noch größere Thaten zu verrichten, als wir uns vorgenommen hatten. Wir müssen uns bereit halten." — Die große Seele Kleber's war einer solchen Sprache würdig. — „Ja," erwiderte Kleber, „wir müssen große Dinge thun; ich bereite meine Kräfte dazu vor."

Der Muth dieser großen Männer hielt den der Armee aufrecht und stellte ihre moralische Kraft wieder her. Bonaparte suchte seine Soldaten durch verschiedene Expeditionen zu zerstreuen, und brachte ihnen bald jenes unglückliche Ereigniß aus dem Gedächtnisse. Bei dem Feste der Gründung der Republik, das den 1. Vendemiaire gefeiert wurde, wollte er nochmals die Einbildungskraft seiner Soldaten in Flammen setzen. Er ließ auf der Säule

des Pompejus die Namen der ersten vierzig in Egypten gefallenen Soldaten eingraben; der vierzig, die bei dem Angriffe auf Alexandrien geblieben waren. Diese 40 Namen, aus französischen Dörfern herstammend, wurden so der Unsterblichkeit von Pompejus und Alexander beigesellt.

Er richtete an seine Armee folgende sonderbare und erhabene Rede, worin sich ihre eigene wunderbare Geschichte wiederfand: „Soldaten! wir feiern heute den ersten Tag des Jahres VII der Republik."

„Es sind fünf Jahre, seit die Unabhängigkeit des französischen Volkes bedroht wurde; aber ihr nahmt Toulon, und diese That war das Wahrzeichen des Verderbens eurer Feinde."

„Ein Jahr nachher besiegtet ihr die Oesterreicher zu Dego."

„Das folgende Jahr wart ihr auf den Gipfeln der Alpen."

„Vor zwei Jahren kämpftet ihr gegen Mantua und trugt den berühmten Sieg bei San Georgio davon. Das vergangene Jahr wart ihr an den Quellen der Drave und des Isonzo, nachdem ihr von Deutschland zurückgekehrt waret. Wer hätte damals gesagt, daß ihr heute an den Ufern des Nils, in dem Mittelpunkte des alten Continents stehen würdet?"

„Von den Engländern, berühmt in den Künsten und dem Handel, bis zum wilden und häßlichen Beduinen, fesselt ihr die Blicke der Welt."

„Soldaten! euer Geschick ist schön, denn ihr seid eurer Thaten, so wie der Meinungen, die man von euch hat, würdig. Ihr werdet mit Ehren sterben, wie die Tapfern, deren Namen in dieser Pyramide eingegraben sind, oder ihr werdet mit Lorbeeren und der Bewunderung aller Völker bedeckt, in euer Vaterland zurückkehren."

„Seit fünf Monaten, die wir fern von Europa zubrachten, begleiten uns diese Wünsche unserer Mitbürger. An diesem Tage feiern 40 Millionen Bürger die Aera der repräsentativen Regierung; 40 Millionen Bürger denken an euch, und alle sagen: „Ihren Arbeiten, Ihrem Blute danken wir den allgemeinen Frieden, die Ruhe, die Wohlfahrt des Handels und die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit.“

Fünftes Kapitel.

Wirkung der Expedition von Egypten in Europa. — Traurige Folgen der Seeschlacht von Abukir. — Kriegs-Erklärung der Pforte. — Anstrengungen Englands, um eine neue Coalition zu bilden. — Conferenzen mit Oesterreich zu Selz. — Fortschritte der Unterhandlungen zu Rastatt. — Neue Bewegungen mit Holland, der Schweiz und den italienischen Republiken. — Wechsel der cisalpinischen Verfassungen, große Verlegenheit des Direktoriums deshalb. — Zustand des Innern, in den Conseils bildet sich eine neue Opposition; allgemeine Neigung zum Kriege. — Gesetz über die Conscription; Finanzen des Jahres VII. — Wiederanknüpfung der Feindseligkeiten. — Einfall in die römischen Staaten durch die neapolitanische Armee. — Eroberung des Königreiches Neapel durch den General Championnet. — Abdankung des Königs von Piemont.

Die Expedition von Egypten blieb für Europa noch lange Zeit nach der Abfahrt unserer Flotte ein Geheimniß, und erst die Einnahme Malta's begann die Vermuthungen fester zu stellen. Die Einnahme dieses für unnehmbar gehaltenen Platzes, den man gleichsam nur im Vorübergehen eroberte, warf auf die französischen Argonauten einen außerordentlichen Glanz. Die Landung in Egypten, die Besetzung Alexandriens, und die Schlacht bei den Pyramiden, erfüllten ganz Frankreich und Europa

mit Staunen und Bewunderung. Der Name Bonaparte, der schon so groß erschienen, als er von den Alpen ertönte, brachte eine noch außerordentlichere Wirkung hervor, als das Echo desselben aus den fernen Gegenden des Orients herüberklang. Bonaparte und Egypten bildeten den einzigen Gegenstand aller Gespräche. Die bis jetzt ausgeführten Pläne, wurden kaum beachtet, denn man vermuthete noch riesenhaftere. Bonaparte, sagte man, würde durch Syrien und Arabien ziehen und sich auf Constantinopel oder Indien werfen.

Die unglückliche Schlacht von Abukir hatte zwar nicht den Zauber dieser Unternehmung zerstört, aber sie erweckte die Hoffnungen aller Feinde Frankreichs und beschleunigte den Erfolg ihrer Machinationen. England, welches wegen seiner Handelsmacht ausnehmend beunruhigt war, und nur den Augenblick erwartete, um der Republik neue Feinde auf den Hals zu senden, hatte die Pforte mit seinen Intriguen erfüllt. Der Großherr war zwar nicht böse, die Mamelucken gezüchtigt zu sehen, aber er wollte auch nicht Egypten verlieren. Herr von Talleyrand, der sich zum Divan hatte begeben sollen, um Aufklärung und Genugthuungen anzubieten, war nicht abgereis't. Die englischen Agenten hatten demnach freies Feld; sie überredeten die Pforte, daß der Ehrgeiz Frankreichs unersättlich sey, daß, nachdem er die Ruhe Europa's zerstört, er nun den Orient umwälzen wolle, und trotz einer alten Allianz, so eben die reichste Provinz des türkischen Reiches an sich gerissen habe. Die Einflüsterungen und das im Divan vertheilte Gold hätten denselben nicht zu einer Entscheidung vermocht, wenn die schöne Flotte von Brueys hätte die Dardanellen beschießen können; aber die Schlacht von Abukir beraubte die Franzosen ihres Einflusses in der Levante, und gab England ein entschiedenes Uebergewicht. Die Pforte erklärte am 18. Fructidor des Jahres VI (4. September) der französischen Republik

feierlich den Krieg. So entzweite sie sich wegen einer schon längst verlorenen Provinz mit ihrem besten und natürlichen Freunde, und verbündete sich mit Rußland und England, die von jeher ihre furchtbarsten Feinde gewesen waren. Der Sultan befahl die Versammlung einer Armee zur Wiedereroberung Egyptens. Dieser Umstand machte die Stellung der Franzosen außerordentlich schwierig. Getrennt von Frankreich und durch England's siegreiche Flotten von jeder Unterstützung abgeschnitten, waren sie außerdem noch der Gefahr ausgesetzt, von den regellosen Horden des Orients überfallen zu werden. Es waren ihrer nur 30,000 um gegen so viele Gefahren zu kämpfen.

Der siegreiche Nelson kam nach Neapel, um seine beschädigte Flotte auszubessern und die Ehren des Triumphes zu empfangen. Ungeachtet der Verträge, die den Hof von Neapel mit Frankreich verbanden und ihm verboten, unsern Feinden irgend eine Unterstützung zu leisten, so wurden ihm doch alle Häfen und Werften Siciliens geöffnet. Er selbst wurde mit außerordentlichen Ehren empfangen. Der König und die Königin kamen selbst, um ihn am Eingange des Hafens zu empfangen, und nannten ihn den heldenmüthigen Befreier des Mittelmeeres. Man sagte, daß Nelson's Triumph, das Signal zum allgemeinen Erwachen sein müsse, und daß die Mächte den Augenblick benützen sollten, wo die furchtbarste Armee und der größte Feldherr Frankreichs in Egypten eingeschlossen, um gegen die Republik zu marschiren und ihre Soldaten und ihre Grundsätze gegen ihren Schooß zurückzuschleudern. Die Einflüsterungen waren bei allen Höfen außerordentlich thätig. Man schrieb nach Toscana und Piemont, um deren bis jetzt verborgenen Haß zu erwecken. Dies war der Augenblick, sagte man, um den Hof von Neapel zu unterstützen und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu verbinden, sich

gleichzeitig im Rücken der Franzosen zu erheben, und sie von einem Ende der Halbinsel bis zum andern zu vertilgen. Man sagte zu Oesterreich, jetzt sei der Augenblick gekommen, um die Franzosen, während sie von den italienischen Staaten im Rücken angegriffen werden, von vorne anzugreifen, und ihnen Italien zu entreißen. Es mußte jetzt ein Leichtes sein, denn Bonaparte und seine furchtbare Armee standen nicht mehr an der Etsch. Man wendete sich an das, eines Theiles seiner Staaten geraubte Reich, das zur Abtretung des linken Rheinufers gezwungen war; man suchte Preußen aus seiner Neutralität zu reißen, und endlich wandte man bei Paul I. alle Mittel an, die auf seinen kranken Geist wirken und ihn bestimmen konnten, die von Catharina schon so lange vergeblich versprochene Hülfe zu leisten.

Diese Einflüsterungen konnten bei allen Höfen einer willkommenen Aufnahme nicht ermangeln, aber nicht alle waren im Stande, denselben Folge zu leisten. Die Frankreich zunächst liegenden waren die gereiztesten und am meisten geneigtesten, die Revolution in ihre Heimath zurückzuwerfen; aber eben durch den Umstand, daß sie dem republikanischen Colosse am nächsten lagen, waren sie auch auf mehr Zurückhaltung und Klugheit hingewiesen, ehe sie sich mit ihm in Kampf einließen. Das, Frankreich am fernsten liegende Rußland, das dem zu Folge auch seiner Rache am wenigsten ausgesetzt war, hatte sich am leichtesten zu Feindseligkeiten gegen dasselbe entschieden. Catharina, deren gewandte Politik schon längst dahin getrachtet, die politische Stellung des Occidents zu verwirren, sei es nun, um den Vorwand einer Intervention zu haben, oder, in Polen thun zu können, was sie wollte, Catharina hatte ihre Politik nicht mit sich in das Grab genommen. Diese Politik ist dem russischen Kabinette angeboren, denn sie kömmt von seiner Stellung selbst; sie kann ihr Benehmen oder ihre Mittel ändern,

je nachdem der Herrscher schlau oder heftig ist; doch sie strebt durch einen unüberwindlichen Hang stets demselben Ziele zu. Die gewandte Catharina hatte sich damit begnügt, die Emigrirten mit Hoffnungen und persönlichen Unterstützungen abzuspeisen, sie hatte einen Kreuzzug gepredigt, ohne einen einzigen Soldaten dazu zu geben. Ihr Nachfolger hatte denselben Zweck im Auge, doch verfolgte er ihn seinem Charakter angemessen. Dieser gewaltthätige und beinahe wahnsinnige Fürst, der übrigens ziemlich großmüthig war, hatte Anfangs geschienen, als wolle er sich von der Politik Catharina's entfernen, und hatte verweigert den mit England und Oesterreich geschlossenen Vertrag zu halten; aber bald war er nach diesem unglücklichen Abwege zur Politik seines Kabinettes zurückgekehrt. Man sah ihm den Prätendenten ein Asyl geben und nach dem Vertrage von Campo Formio die Emigrirten in seinen Sold nehmen. Man überredete ihn, daß er sich zum Oberhaupte des durch die Demagogen bedrohten europäischen Adels machen müsse. Der Schritt der Maltheser Ritter, wodurch er zu ihrem Beschützer wurde, trug vollends dazu bei, ihm den Kopf zu verrücken, nnd er ergriff die ihm vorgeschlagene Idee, mit der Beweglichkeit und dem Feuer aller russischen Fürsten. Er bot dem Reiche seinen Schutz an, und wollte dessen Integrität verbürgen. Die Einnahme Malta's erfüllte ihn mit Zorn und Wuth und er bot die Mitwirkung seiner Armeen gegen Frankreich an. England triumphirte denn zu Petersburg, wie zu Constantinopel und es gelang ihm, die bisher unversöhnlichsten Feinde, in denselben Reihen marschiren zu machen.

Derselbe Eifer herrschte jedoch nicht überall. Preußen befand sich bei seiner Neutralität und der Erschöpfung Oesterreichs viel zu wohl, als daß es in seinem Interesse gelegen wäre, in dem Kampfe der beiden Systeme zu interveniren. Es begnügte sich, seine Grenzen gegen Hol-

land und Frankreich zu bewachen und die revolutionäre Ansteckung zu hindern. Es hatte seine Armeen gleich einem Sanitäts-Cordon aufgestellt. Das deutsche Reich, welches auf seine Kosten die Macht Frankreichs hatte kennen lernen und stets der Gefahr ausgesetzt war, als Kriegsschauplatz zu dienen, wünschte sehnlichst den Frieden. Die ihrer Besitzungen beraubten Prinzen wünschten denselben ebenfalls, da sie sicher waren, auf dem rechten Ufer Entschädigungen zu erhalten; nur die geistlichen Fürsten allein, mit der Säkularisation bedroht, verlangten den Krieg. Die italienischen Mächte Piemont und Toscana verlangten nichts sehnlicher als eine Gelegenheit zum Kriege, aber sie zitterten unter der eisernen Hand der französischen Republik. Sie erwarteten, daß Neapel oder Oesterreich das Signal geben sollten. Oesterreich, obgleich von allen, die monarchische Coalition bildenden Höfen, zum Kriege der geneigteste, zögerte noch immer mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit, einen Entschluß zu fassen, hauptsächlich jedoch fürchtete es für seine durch den Krieg schon äußerst erschöpften Völker. Frankreich hatte ihm zwar neue Republiken entgegen gestellt, die Schweiz und Rom, die eine auf seinen Flanken, die andere in Italien; obgleich es dadurch sehr erzürnt und ganz zur Rückkehr in den Kampf gestimmt worden war, so hätte es doch diese neue republikanische Coalition nicht beachtet, wenn man es durch einige Eroberungen hätte entschädigen wollen. Zu diesem Zwecke hatte es die Conferenzen in Selz vorgeschlagen. Diese Conferenzen sollten im Sommer des Jahres 1798, nicht weit von dem Congresse zu Rastadt in Uebereinstimmung mit demselben statt finden. Von deren Resultate hing der Entschluß Oesterreichs und der Erfolg aller versuchten Bemühungen, eine neue Coalition zu bilden, ab.

François de Neufchateau war als Abgeordneter Frankreichs dahin gesandt worden. Zu diesem Zwecke hatte man die kleine Stadt Selz, wegen ihrer Lage an

den Ufern des Rheines, nicht weit von Rastatt, aber auf dem linken Ufer gewählt. Diese letztere Bedingung war nothwendig, da die Verfassung dem Director verbot, sich von Frankreich vor dem Verlauf einer bestimmten Zeitfrist zu entfernen. Herr von Cobentzl war von Oesterreich abgesendet; schon in den ersten Augenblicken konnte man die Gesinnungen dieser Macht erkennen. Sie wollte durch Erweiterung ihres Gebietes für jene Eroberungen entschädigt sein, die das republikanische System in der Schweiz und Italien gemacht hatte. Frankreich wollte vor Allem Aufklärungen und Verständigungen über das Ereigniß in Wien, sowie eine Genugthuung für den Bernadotte zugefügten Schimpf. Aber Oesterreich vermied stets sich über diesen Punkt näher zu erklären und vertagte immer die Verhandlungen über denselben. Der französische Unterhändler kam jedoch stets darauf zurück, hatte übrigens aber den Befehl, sich mit der geringsten Genugthuung zu begnügen. Frankreich hatte gewünscht, daß der nur zum Scheine in Ungnade gefallene Minister Thugut wirklich in Ungnade fiele, und daß man, wenn auch nur den unbedeutendsten Schritt thäte, um sich bei Bernadotte wegen des ihm zugefügten Schimpfes entschuldigend zu erklären. Herr von Cobentzl begnügte sich zu sagen, daß sein Hof jene Vorgänge mißbillige, aber er wollte sich auf keine Genugthuung einlassen, und beharrte auf den verlangten Gebietsvergrößerungen. Es war klar, daß die Forderungen der Eigenliebe erst dann befriedigt werden würden, wenn man jenen des Ehrgeizes genug gethan hatte. Oesterreich sagte, daß die Richtung der römischen und helvetischen Republik und der augenscheinliche Einfluß, den Frankreich auf die cisalpinische, ligurische und batavische Republik ausübe, eine Verletzung des Vertrages von Campo-Formio und eine gefährliche Veränderung der europäischen Zustände sei; es sagte, wenn man Frankreich seine letzten Usurpationen verzeihen solle,

so müsse es Entschädigungen bieten, und als solche verlangte der österreichische Unterhändler neue Provinzen in Italien. Er verlangte, daß die Linie der Etsch weiter hinausgeschoben und das österreichische Gebiet bis zur Adda und zum Po ausgedehnt würde, d. h. daß man dem Kaiser die größere Hälfte der cisalpinischen Republik gebe. Herr von Cobentzl schlug vor, diese Republik durch einen Theil von Piemont zu entschädigen, den übrigen Theil dieses Königreiches dem Erzherzoge von Toscana, und dem Könige von Piemont als Entschädigung den Kirchenstaat zu übertragen. So würde der Kaiser um den Preis einer Vergrößerung seiner Staaten in der Lombardei und für seine Familie in Toscana, die helvetische Republik, die Entthronung des Papstes und die Zerstückelung des Königreiches Piemont genehmigt haben. Frankreich konnte aus vielen Gründen nicht beistimmen, erstens konnte es nicht das kaum gebildete Cisalpinien zerstückeln, und Provinzen, die es befreit, und deren Freiheit es verbürgt und dieselbe sogar bezahlen hatte lassen, wieder unter das österreichische Joch beugen; ferner hatte es im vergangenen Jahre mit dem Könige von Piemont einen Vertrag geschlossen, indem es ihm den Besitz seiner Staaten garantirte. Diese Bürgschaft war hauptsächlich gegen Oesterreich gerichtet, und Frankreich konnte daher Piemont nicht aufopfern. François de Neufchateau war daher nicht im Stande, den Vorschlägen des Herrn von Cobentzl Folge zu geben, und man trennte sich, ohne etwas bebeschlossen zu haben. Herr von Degelmann, der als Gesandter nach Paris geschickt werden sollte, kam nicht, und man erklärte, daß die Cabinette fortfahren würden, wie früher durch ihre beim Congresse zu Rastadt beglaubigten gegenseitigen Minister zu correspondiren. Diese Trennung wurde allgemein als eine Art Bruch betrachtet.

Seit diesem Augenblicke waren die Entschließungen Oesterreichs offenbar festgesetzt, aber bevor es die Feindseligkeiten wieder beginnen wollte, suchte es sich die Mitwirkung der Hauptmächte Europa's zu sichern. Herr v. Cobentzl ging nach Berlin und sollte von dort nach Petersburg gehen. Der Zweck dieser Reise war, in Uebereinstimmung mit England die Bildung einer neuen Coalition zu betreiben. Der Kaiser von Rußland hatte eine der wichtigsten Personen seines Reiches, den Fürsten von Repnin nach Berlin gesandt, um im Vereine mit Herrn von Cobentzl und der englischen Gesandtschaft den jungen König zur Brechung seiner Neutralität zu vermögen.

Frankreich hatte seiner Seits einen seiner ausgezeichnetsten Bürger, Sieyes, nach Berlin gesandt. Der Ruf von Sieyes war vor der Herrschaft des Convents ungeheuer gewesen, während der Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses jedoch war derselbe erloschen. Man sah ihn plötzlich wieder erwachen, als jede Existenz wieder ihre natürlichen Fortschritte verfolgen konnte, und der Name Sieyes war nach dem Namen Bonaparte's der größte Name Frankreichs geworden. Denn in Frankreich bringt der Ruf wissenschaftlicher Tiefe, vereint mit großem militärischen Ruhme, die meiste Wirkung hervor. Sieyes war also eine der zwei großen Persönlichkeiten der damaligen Zeit. Stets mit der Regierung grollend und gegen sie ankämpfend, nicht aus Ehrgeiz, wie Bonaparte, sondern nur aus Laune gegen eine Constitution, die nicht aus seinen Händen hervorgegangen war, fiel er den Regierenden zuweilen sehr lästig. Man kam auf die Idee, ihm eine Gesandtschaft zu geben, denn dies war eine Gelegenheit ihn zu entfernen, ihn zugleich für die Republik nutzbringend zu verwenden und hauptsächlich ihm die Mittel zu seiner Existenz zu gewähren. Die Revolution hatte sie ihm alle geraubt, indem sie die geistlichen Pfründen aufhob. Eine große Gesandtschaft

bot die Mittel, sie ihm wieder zu geben. Die größte Gesandtschaft, die die Republik damals hatte, war die in Berlin, denn man hatte weder in Oesterreich, noch Rußland oder England Gesandte. Berlin war der Schauplatz aller Intriguen, und Sieyes, obgleich im Handhabung der Geschäfte nicht sehr gewandt, war ein feiner und sicherer Beobachter. Außerdem machte ihn sein großer Ruf vorzüglich geeignet, Frankreich zu vertreten, in welches Land er mehr als jeder andere paßte.

Der König sah nicht mit besonderem Vergnügen einen solchen Revolutionsmann in seine Staaten kommen, indeß wagte er doch nicht, ihn zurückzuweisen. Sieyes betrug sich mit Anstand und Würde, wurde auch eben so empfangen, aber allein gelassen. Wie alle unsere Gesandten im Auslande, wurde er genau beobachtet, und so zu sagen, sequestrirt. Die Deutschen waren sehr neugierig, ihn zu sehen, aber sie wagten es nicht. Sein Einfluß am Hofe von Berlin war null. Es war nur das Gefühl seines Vortheiles, was den König von Preußen gegen die Bitten Englands, Oesterreichs und Rußlands einnahm. Während man sich in Deutschland bemühte, den König von Preußen zum Kriege zu stimmen, traf der Hof von Neapel, seit Nelson's Siege voll Freude und Verwegenheit, ungeheure Kriegsrüstungen und suchte mehr als je Toscana und Piemont zum Bündnisse gegen die Republik zu vermögen. Frankreich hatte ihm aus einer Art von Gefälligkeit die Besetzung des Herzogthums Benevent zugestanden. Aber dieses Zugeständniß hatte den neapolitanischen Hof nicht beruhigt, und er schmeichelte sich, im nächsten Kriege wenigstens die Hälfte der päpstlichen Staaten zu erobern.

Die Unterhandlungen in Rastatt wurden noch immer mit Erfolg für Frankreich fortgesetzt. Da Treilhard Direktor geworden und Bonaparte nach Egypten abgegangen war, so wurden dieselben beim Congresse durch

Johann Debry und Roberjot ersetzt. Nachdem sie die Rheinlinie erhalten hatten, so blieben noch eine Menge militärischer, politischer und Handelsfragen zu erörtern. Unsere Deputation war außerordentlich anmaßend geworden und verlangte weit mehr, als sie von Rechtswegen verlangen konnte. Zuerst forderte sie alle Rheininseln, was vorzüglich in militärischer Beziehung ein wichtiger Artikel war. Sie wollte weiter Kehl und sein Gebiet, Straßburg gegenüber, Castel und dessen Gebiet, Mainz gegenüber, behalten. Ferner verlangte sie die Herstellung der Handelsbrücke zwischen den beiden Breisach, fünfzig Morgen Landes gegenüber der alten Brücke von Hüningen, und die Schleifung der wichtigen Festung Ehrenbreitstein. Sie verlangte außerdem, daß die Rheinschiffahrt sowohl, als die, aller sich in den Rhein ergießenden Flüsse frei und alle Zollrechte aufgehoben wurden, daß die Waaren auf den beiden Ufern einem gleichen Douanenrechte unterworfen, die Leinpfade bleiben und von den Uferbewohnern erhalten werden sollten. Endlich forderte sie noch eine letzte und äußerst wichtige Bedingung, und zwar die: daß die Schulden der auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetretenen Provinzen, auf die Entschädigung bestimmten am rechten Ufer übertragen werden sollten.

Die Reichsdeputation erwiederte mit Grund, daß die Rheinlinie den beiden Nationen eine gleiche Sicherheit bieten müßte, daß man eben in Berücksichtigung dieser gleichen Sicherheit Frankreich die geforderte Linie bewilligt habe, daß aber diese Sicherheit für Deutschland nicht mehr bestehen würde, wenn Frankreich alle offensiven Punkte erhielte, ob es nun die Insel oder Castel, Kehl, fünfzig Morgen Landes, Hüningen gegenüber u. s. w. bekäme. Die Deputation des Reiches entsprach daher den Forderungen Frankreichs nicht, und schlug als wahrhafte Theilungslinie den Thalweg vor, d. i. die Mitte des schiffbaren Hauptarmes. Alle Inseln zur Rechten

dieser Linie sollten Deutschland, alle an dem linken Ufer gelegenen Frankreich angehören. Auf diese Weise legte man zwischen beiden Nationen das wahrhafte Hinderniß, welches aus einem Flusse eine militärische Linie bildet, nämlich den schiffbaren Hauptarm. In Folge dieses Grundsatzes verlangte die Deputation die Schleifung von Castel und Kehl, und verweigerte die fünfzig Morgen Landes, Hüningen gegenüber. Sie wollte nicht, daß Frankreich einen Angriffspunkt behalte, während Deutschland alle solche verlor. Sie verweigerte ferner mit geringerem Rechte die Schleifung von Ehrenbreitstein, da diese Festung mit der Sicherheit der Stadt Coblenz unverträglich war. Sie gewährte die freie Rheinschifffahrt, aber verlangte sie für die ganze Ausdehnung derselben, und wollte, daß Frankreich die batavische Republik zwingen sollte, diese Freiheit anzuerkennen. Was die freie Schifffahrt der im Innern von Deutschland befindlichen und in den Rhein mündenden Flüsse anbelangt, so sagte sie, dies läge nicht in ihrem Wirkungskreise und betreffe jeden Staat persönlich. Sie bewilligte die Leinwege, und erklärte, daß alle sich auf Zölle und deren Aufhebung hinzielende Angelegenheiten und Forderungen einem zu schließenden Handelsvertrage überwiesen werden sollten. Endlich forderte sie bezüglich der am linken Rheinufer befindlichen und an Frankreich abgetretenen Staaten, daß deren Schulden nach dem Grundsatze, daß die Schuld bei ihrem Pfande bleibt, auch auf diesen Staaten haften bleiben sollten, so wie, daß die Besitzungen des unmittelbaren Reichsadels als Privateigenthum betrachtet und unter diesem Titel demselben belassen würden. Die Deputation verlangte noch als Nebenbedingung, daß die Franzosen das rechte Rheinufer räumen und die Blokade von Ehrenbreitstein, die die Einwohner zum Hungertode verurtheile, aufheben sollten.

Diese entgegengesetzten Anforderungen gaben während des ganzen Sommers Gelegenheit zu einem Wechsel von Noten und Gegennoten. Endlich wurde gegen den Monat Vendémiaire des Jahres VI (August und September 1798) von der französischen Deputation der Thalweg angenommen. Der schiffbare Hauptarm wurde als Gränze zwischen Frankreich und Deutschland erklärt, und die Inseln sollten diesem Grundsatze gemäß getheilt werden. Frankreich willigte in die Schleifung von Castel und Kehl, aber es forderte die Insel Petersau, die in dem Rheine, ungefähr in der Höhe von Mainz, liegt und für diese Stadt von großer Wichtigkeit ist. Das deutsche Reich gestattete seinerseits die Demolirung Ehrenbreitstein's. Die freie Rheinschifffahrt und die Aufhebung aller Zölle wurden bewilligt. Es blieb nur noch übrig, sich über die Herstellung der Handelsbrücken, über die Güter des Immediatadels, über die Anwendung der Emigrationsgesetze in den abgetretenen Ländern und über die Schulden derselben zu verständigen. Die weltlichen Fürsten hatten erklärt, daß man alle mit der Ehre und Sicherheit des Reiches verträglichen Zugeständnisse machen sollte, um endlich den für Deutschland so nothwendigen Frieden zu erlangen. Es lag klar am Tage, daß die Mehrzahl dieser Fürsten unterhandeln wollte. Preußen munterte sie dazu auf. Aber Oestreich begann jetzt ganz entgegengesetzte Gesinnungen zu zeigen, und die geistlichen Fürsten gegen den Gang der Verhandlungen aufzuhetzen. Obgleich die Abgeordneten des Reiches sich ganz für den Frieden aussprachen, so beobachteten sie doch die größte Zurückhaltung, aus Furcht vor Oesterreich und lavirten zwischen ihm und Preußen. Die französischen Minister legten eine ausnehmende Schroffheit an den Tag; sie lebten für sich allein in einer Art völliger Isolirung, so wie überhaupt alle unsere Minister in Europa. Dies war

die Lage des Congresses, zu Ende des Sommers des Jahres VI (1708).

Während sich diese Ereignisse im Orient und Europa zutrugen, hatte Frankreich, dem noch immer die Sorge der Leitung der fünf neuen Republiken oblag, endlose Sorgen. Es gab fortwährende Schwierigkeiten in der Leitung der öffentlichen Stimmung, für den Unterhalt unserer Truppen, die Aufrechthaltung der Einigkeit zwischen unsern Gesandten und Generalen, und der guten Harmonie mit den Nachbarstaaten.

Beinahe überall mußte man wie in Frankreich zu Werke gehen, d. h. nachdem man eine Partei geschlagen hatte, auch bald auf die andere losschlagen. In Holland hatte man am 3. Pluviose (22. Januar) eine Art von 18. Fructidor veranstaltet, um die Föderalisten zu verjagen, die alten Reglements zu vernichten und dem Lande eine übereinstimmende Verfassung, ungefähr der französischen ähnlich, zu geben. Aber diese Revolution war allzusehr zum Vortheile der Demokraten ausgefallen; diese hatten sich aller Gewalt bemächtigt und nach Ausschließung aller ihnen verdächtig scheinenden Deputirten von der Nationalversammlung, hatten sie sich selbst als Direktorium und als Conseils constituirt, ohne deßhalb neue Wahlen vorzunehmen. Sie hatten dadurch den französischen Nationalconvent und seine berüchtigten Dekrete vom 5. und 13. Fructidor nachahmen wollen. Sie hatten sich seit dieser Zeit gänzlich der Leitung der Geschäfte bemächtigt und überschritten die Linie, auf der das französische Direktorium alle seinem Schutze anvertrauten Republiken erhalten wollte. Der General Dändels, einer der ausgezeichnetsten Männer der gemäßigten Partei, kam nach Paris, verständigte sich mit unsern Direktoren, und kehrte wieder nach Holland zurück, um den Demokraten den nämlichen Streich zu versetzen, den man ihnen erst kürzlich zu Paris versetzt hatte, indem man sie durch Spal-

tungen der Wahlkollegien von dem gesetzgebenden Körper ausschloß. So mußte man alles, was in Frankreich geschah, unmittelbar nachher in den von ihm abhängigen Staaten wiederholen. Joubert hatte den Befehl, Dändels zu unterstützen. Dieser vereinigte sich mit den Ministern und trieb mit dem Beistande der batavischen und französischen Truppen das Direktorium und die Conseils auseinander, errichtete eine provisorische Regierung und ordnete neue Wahlen an. Delacroix, der französische Minister, der die Demokraten unterstützt hatte, wurde zurückgerufen. Diese Auftritte brachten ihre gewöhnliche Wirkung hervor; man ermangelte nicht zu sagen, daß die republikanischen Verfassungen nicht für sich bestehen könnten, und man alle Augenblicke zu der Unterstützung der Bajonette greifen müsse, so wie, daß die neuen Staaten sich in der vollkommensten Abhängigkeit von Frankreich befänden.

In der Schweiz hatte die Errichtung der einigen und untheilbaren Republik auch nicht ohne Kämpfe bewerkstelligt werden können. Die kleinen Kantone Schwyz, Zug und Glarus, durch Priester und Schweizeraristokraten aufgereizt, hatten geschworen, sich der Annahme der neuen Ordnung der Dinge zu widersetzen. Der General Schauenburg hatte, ohne sie gerade durch Gewalt zwingen zu wollen, allen andern Kantonen die Communicationen mit denselben untersagt. Die kleinen aufrührerischen Kantone griffen alsogleich zu den Waffen und fielen plündernd und verheerend in Luzern ein. Schauenburg setzte sich gegen sie in Marsch und zwang sie nach einigen hartnäckigen Gefechten, um Frieden zu bitten. Man mußte ebenfalls das Schwert und sogar das Feuer anwenden, um die Bauern von Oberwallis, die in Niederwallis eingefallen waren, um ihre Herrschaft wieder herzustellen, zu bezwingen. Ungeachtet dieser Hindernisse war die Constitution im Prairial (Mai 1798) überall in Wirksamkeit. Die helvetische Regierung war in Aarau versam-

melt. Aus einem Direktorium und zwei Conseils zusammengesetzt, fing sie an, sich in der Verwaltung des Landes zu versuchen. Der neue französische Commissär war Rapinat, Schwager Rewbell's. Die Umstände machten die Verwaltung sehr schwierig. Die Priester und Aristokraten, in den Bergen versteckt, erspähten den günstigen Augenblick, um die Volksmenge aufs neue wieder aufzuwiegeln. Man mußte gegen sie auf seiner Hut sein, die französische Armee, die man ihnen entgegen stellen konnte, erhalten und zufrieden stellen, die Verwaltung organisiren und solche Maaßregeln treffen, daß man bald auf eine unabhängige Weise existiren konnte. Diese Aufgabe war für die helvetische Regierung nicht minder schwierig, als wie für den bei ihr beglaubigten Commissär.

Es war ganz natürlich, daß Frankreich sich der Kassen der ehemaligen aristokratischen Kantone bemächtigte, um die Kosten des Krieges damit zu decken. Das in den Kassen enthaltene Geld und die in den Magazinen enthaltenen Vorräthe, von den ehemaligen Kantonen aufgespeichert, waren zum Unterhalte der französischen Armee unumgänglich nothwendig. Es war dies nur die Ausübung des gewöhnlichen Eroberungsrechtes; die Republik hätte allerdings darauf Verzicht leisten können, allein die Nothwendigkeit zwang sie dazu. Rapinat erhielt den Befehl, alle Kassen zu versiegeln. Viele Schweizer, selbst solche, die die Revolution gewünscht hatten, nahmen es sehr übel, daß man sich des Geldes und der Magazine der alten Regierung bemächtige. Die Schweizer sind, wie alle Bergvölker klug und tapfer, aber ausnehmend geizig. Sie wollten wohl, daß man ihnen die Freiheit brächte und sie ihrer Oligarchen entledigte, aber sie wollten nicht die Kosten dafür bezahlen. Während Holland und Italien, beinahe ohne sich zu beklagen, die ungeheuere Last der langwierigsten und zerstörendsten Feldzüge getragen

hatten, erhoben die schweizerischen Patrioten einen furchtbaren Lärm wegen einiger Millionen, deren man sich bemächtigt hatte und protestirte auf diese Weise gegen die Maaßregel, die die Kassen zur Disposition Frankreichs stellte. Das helvetische Direktorium ließ seiner Seits neue Siegel auf die Rapinat's legen. Rapinat ließ auf der Stelle die Siegel des helvetischen Direktoriums wieder abnehmen und erklärte demselben, daß es sich auf die Verwaltungsmaßregeln zu beschränken habe, daß es gegen die Autorität Frankreich nichts thun könnte, und daß in Zukunft seine Gesetze und Dekrete erst dann in Kraft treten würden, wenn sie nichts, den Beschlüssen des französischen Commissärs und Generals Zuwiderlaufendes enthielten. Die Feinde der Revolution, deren sich mehrere in den helvetischen Conseils eingeschlichen hatten, triumphirten über diesen Kampf und schrieen über Tyrannen. Sie sagten, daß ihre Unabhängigkeit verletzt sei und daß die Franzosen ihnen statt der vorgeblichen Freiheit nur neues Joch und Elend gebracht hätten. Diese Opposition gab sich nicht nur in den Conseils, sondern auch im Direktorium und den Ortsobrigkeiten kund. Zu Luzern und Bern verwalteten ehemalige Aristokraten diese Posten, und setzten der Erhebung der fünfzehn Millionen, die den alten adeligen Familien als Kriegssteuer auferlegt worden war, alle möglichen Hindernisse entgegen. Rapinat nahm es auf sich, die helvetischen Regierungs- und Verwaltungsbehörden zu säubern. Durch einen Brief vom 28. Prairial (16. Juni) verlangte er von der helvetischen Regierung die Entlassung zwei der Direktoren, Bay und Pfiffer, ferner die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, und die Erneuerung der Verwaltungskammern von Bern und Luzern. Diese im Tone eines Befehles ausgesprochene Forderung konnte nicht wohl verweigert werden. Die Entlassungen wurden augenblicklich veranlaßt, aber die Rohheit, mit der sich Rapinat

dabei benahm, erweckte neues Geschrei und wälzte alles Unrecht auf seine Seite. Er stellte in der That seine Regierung bloß, da er zur Bezweckung jener Veränderungen, die er so leicht durch andere Mittel hätte erhalten können, offen alle Formen verletzte. Rapinat wurde zurückgerufen, aber die entlassenen Mitglieder blieben nichtsdestoweniger ausgeschlossen. Die helvetischen Conseils ernannten, um die beiden entlassenen Direktoren zu ersetzen, zu solchen Ochs, den Verfasser der Constitution, und den Oberst La Harpe, den Bruder des in Italien gefallenen französischen Generals, einer der Urheber der Revolution des Kantons Wallis und einer der rechtschaffensten von den besten Gesinnungen beseelten Bürgern seines Vaterlandes.

Es wurde eine offensive und defensive Allianz zwischen der helvetischen und französischen Republik am 2. Fructidor (19. Aug.) geschlossen. Nach diesem Vertrage hatte diejenige der zwei Mächte, die sich im Kriege befand, das Recht der Intervention der andern anzusprechen und Unterstützung zu verlangen, deren Stärke je nach den Umständen bestimmt werden sollte. Die Unterstützung heischende Macht sollte die, als solche gestellten Truppen, bezahlen; die freie Schifffahrt auf allen Flüssen der Schweiz und Frankreich wurde gegenseitig festgesetzt. Zwei Straßen sollten eröffnet werden, die eine von Frankreich nach Cisalpinien über Wallis und den Simplon, die andere von Frankreich nach Schwaben, den Rhein aufwärts, am östlichen Ufer des Constanzer Sees hinziehend. Durch dieses System der vereinigten Republiken sicherte sich Frankreich zwei große Militärstraßen, um sich entweder in die Staaten seiner Alliirten, oder nach Maaßgabe schnell nach Italien oder Deutschland begeben zu können. Es waren nicht so sehr die Straßen, als das Bündniß mit Frankreich, welches diese Staaten der Gefahr als Kriegsschauplatz zu dienen, aussetzte. Die Straßen waren nur ein

Mittel, schneller herbeizueilen, nnd sie bei Zeit zu beschützen, indem man in Deutschland und Italien die Offensive ergriff.

Die Städte Genf und Mühlhausen wurden mit Frankreich vereinigt. Die italienischen Vogteien, die lange Zeit zwischen der cisalpinischen und helvetischen Republik geschwankt hatten, entschieden sich endlich für diese und erklärten ihre Vereinigung mit derselben. Die Graubündner, welche das Direktorium gerne mit der Schweiz vereinigt hätte, waren in zwei Parteien getheilt, und schwankten zwischen der österreichischen und helvetischen Herrschaft. Unsere Truppen beobachteten sie. Die Mönche und fremden Agenten führten in Unterwalden neue traurige Auftritte herbei. Sie hetzten die Bauern dieses Thales zum Aufstande gegen die französischen Truppen. Ein heftiges Gefecht fand bei Kanz statt, und man war genöthigt, den unglücklichen Flecken in Brand zu stecken, um die fanatischen Bauern, die sich darin festgesetzt hatten, zu verjagen.

Die nämlichen Schwierigkeiten boten sich jenseits der Alpen dar. Eine Art Anarchie herrschte zwischen den Unterthanen der neuen Staaten und ihren Regierungen, zwischen den Regierungen und unsern Armeen, und zwischen den Gesandten und unsern Generalen. Es war eine erschreckliche Verwirrung. Die kleine ligurische Republik war gegen Piemont erboßt und wollte um jeden Preis dort eine Revolution herbeirufen. Eine große Anzahl piemontesischer Democraten hatten sich in ihren Schoos geflüchtet, und war dann bewaffnet und organisirt, hervorgebrochen, und in ihr Vaterland eingefallen, um den Umsturz der königlichen Regierung zu versuchen. Ein anderer Haufen war von Cisalpinien aufgebrochen und über Domo d'Ossola vorgerückt. Aber diese Versuche wurden zurückgewiesen und eine Menge Menschen unnütz geopfert. Die ligurische Republik hatte deshalb noch nicht verzich-

tet, die piemontische Regierung zu necken; sie nahm die Flüchtlinge neuerdings auf, bewaffnete sie und wollte selbst gegen Piemont Krieg führen. Der französische Gesandte zu Turin, Ginguené, hatte seiner Seits nicht wenig Mühe, auf die fortwährenden Klagen Piemont's zu antworten, und es zur Mäßigung in seinen Racheplanen gegen die Patrioten zu bewegen. Die cisalpinische Republik war in einer entsetzlichen Unordnung. Bonaparte hatte bei ihrer Constituirung nicht Zeit gehabt, genau die Rücksichten zu berechnen, die bei der Theilung des Gebietes und der Zahl der Beamten nnumgänglich beobachtet werden mußten, noch war es ihm möglich gewesen, die Municipalregierung und das Finanzsystem zu organisiren. Dieser kleine Staat hatte für sich allein 240 Abgeordnete. Da die Departements zu zahlreich waren, so wurde das Land durch die Menge der Beamten beinahe ausgesaugt. Es hatte kein regelmäßiges und gleichmäßiges Steuersystem. Bei einem beträchtlichen Reichthum hatte es doch keine Finanzen und konnte kaum die vertragsmäßigen Subsidien unserer Armeen bezahlen. Außerdem hatte die Verwirrung in jeder Beziehung den höchsten Gipfel erreicht. Seit der von Berthier, zum Zwecke der Verwirklichung des Allianzvertrages mit Frankreich vorgenommenen Ausschließung einiger Mitglieder des Conseils, hatten die Revolutionäre den Sieg davon getragen, und die Sprache der Jakobiner herrschte in den Conseils, wie in den Clubs. Unsere Armee unterstützte diese Bewegung und alle revolutionären Uebertreibungen. Brune war nach Vollendung der Unterwerfung der Schweiz nach Italien zurückgekehrt, wo er den Oberbefehl über alle französischen Truppen erhielt, seit Berthier nach Egypten gegangen war. Er stand an der Spitze der heftigsten Patrioten. Lahoz, der Befehlshaber der lombardischen Truppen, deren Organisation durch Bonaparte begonnen war, theilte in hohem Grade

dieselben Ideen und Gefühle. Es gab außerdem in Folge des Betragens der französischen Offiziere viele Ursache zur Unordnung. Sie betrugen sich in Cisalpinien, wie in einem eroberten Lande. Sie mißhandelten die Einwohner, verlangten Wohnungen, die ihnen dem Vertrage nach nicht zukamen, verwüsteten die Orte, die sie bewohnten, erlaubten sich häufig Requisitionen, wie in Kriegszeiten, erzwangen von den Localverwaltungen Verabfolgung von Geldern, und griffen in die Kassen der Städte ohne irgend eine Art von Vorwand, als ihren Willen anzuführen. Die Commandanten der Festungen hauptsächlich nahmen sich unerträgliche Freiheiten heraus. So hatte sich der Commandant von Mantua erlaubt, die Fischerei des See's zu seinem Vortheil zu verpachten. Die Generale richteten ihre Forderungen und Ansprüche ihrem Grade gemäß ein, und unabhängig von allen ihren sonstigen Erpressungen machten sie mit den Gesellschaften sonst noch einen höchst anstößigen Gewinn. Jene Gesellschaft, die die Verproviantirung der Armeen über sich genommen hatte, überließ dem Generalstab 40 Procent von ihrem Gewinnste, und man kann daraus urtheilen, was sie gewinnen mußte, um ihren Beschützern solche Vortheile zufließen lassen zu können. In Folge häufiger Desertionen stand in den Reihen nicht die Hälfte der Mannschaft, die als effektiv in den Listen aufgeführt war, so daß die Republik das Doppelte von dem Betrage, den sie hätte zahlen sollen, bezahlte. Ungeachtet aller dieser Unterschleife waren die Soldaten schlecht bezahlt, und der Sold des größern Theiles der Armee war seit mehreren Monaten im Rückstande. Auf diese Weise wurde das Land, welches wir besetzt hielten, furchtbar bedrückt, ohne daß unsere Soldaten irgend einen Nutzen davon gezogen hätten. Die cisalpinischen Patrioten duldeten alle diese Unordnungen, weil der Generalstab ihnen seinen Beistand gewährte. Zu Rom standen die Sachen besser.

Eine Commission, die aus Daunou, Florent und Faypoult bestand, regierte das befreite Land mit Weisheit und Rechtschaffenheit. Diese drei Männer hatten eine Verfassung entworfen, die angenommen worden war, und bis auf einige kleine Differenzen und verändertem Namen ganz der französischen glich. Die Direktoren hießen Consuls, der Rath der Alten, Senat; der zweite Rath, Tribunal. Doch genügte es nicht, nur eine Verfassung zu geben, man mußte sie auch in Kraft setzen. Es war nicht, wie man vielleicht hätte glauben können, der Fanatismus der Römer, der sich ihrer Feststellung entgegensetzte, sondern nur ihre Trägheit. Es gab nur wenige Bauern der Apeninen, die sich durch die Mönche aufgereizt, zu einer Art Opposition bildeten, die übrigens leicht zu beschwichtigen war. Aber es herrschte unter den Einwohnern Rom's, die zu dem Consulate, dem Senate oder dem Tribunale berufen waren, eine gewaltige Sorglosigkeit und gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit. Es bedurfte großer Anstrengungen, sie zu bewegen, alle zwei Tage Sitzung zu halten, und für den Sommer verlangten sie durchaus Ferien. Dieser Trägheit gesellte sich eine Unerfahrenheit und unbedingte Unfähigkeit zur Verwaltung bei. Es herrschte bei den Cisalpinern zwar mehr Eifer, aber es war ein Eifer ohne Aufklärung und ohne Maaß, der dadurch ebenso verderblich als die römische Sorglosigkeit wurde. Es war zu fürchten, daß nach der Abreise der französischen Commission, die römische Regierung entweder sich durch Unthätigkeit oder das Zurückziehen ihrer Mitglieder auflösen würde. Und dennoch waren die Anstellungen in Rom sehr beliebt, sowie sie in jedem Staate ohne Industrie stets beliebt waren.

Die französische Commission hatte allen den Unterschleifen, die seit den ersten Augenblicken unseres Eintrittes in Rom begangen worden waren, ein Ende gemacht. Sie hatte sich der Verwaltung der Finanzen

bemächtigt, und leitete sie mit Rechtschaffenheit und Gewandtheit. Faypoult, ein redlicher und fähiger Beamter, hatte für den römischen Staat ein sehr passendes Steuersystem entworfen. Es war ihm so gelungen, den Bedürfnissen der Armee zu entsprechen, und er hatte nicht nur der noch zu Rom befindlichen Armee, sondern auch der zu Civita-Vecchia eingeschifften Division den rückständigen Sold bezahlt. Wenn die Finanzen in Cisalpinien auf gleiche Weise verwaltet worden wären, so würde das Land nicht ausgesogen worden sein, und unsere Soldaten hätten im Ueberflusse gelebt. Die Militärgewalt in Rom war gänzlich der Commission unterworfen. Der General St. Cyr, der an Massena's Stelle befehligte, zeichnete sich durch seine Rechtschaffenheit aus; aber da er den Geschmack an der Herrschaft, der unter seinen Kameraden allgemein wurde, ebenfalls zu theilen anfing, so schien er unzufrieden, der Commission unterworfen zu sein. Besonders in Mailand war man über die Vorgänge in Rom sehr mißvergnügt. Die italienischen Demokraten waren erzürnt, die römischen Demokraten entweder gänzlich vernichtet, oder von der Commission im Zaume gehalten zu sehen. Der französische Generalstab, von welchem die in Rom liegenden Divisionen abhingen, sah sich mit Schmerz einen so reichen Theil des eroberten Landes entrinnen, und seufzte nach dem Augenblicke, wo die Commission sich ihrer Funktionen begeben würde.

Man würde mit Unrecht dem französischen Direktorium die in den verbündeten Ländern herrschenden Unordnungen vorwerfen. Keine Macht, so stark sie auch gewesen, hätte die Leidenschaften, die die Regierung trübten, in ihrem Ausbruche zu hindern vermocht, und was die Erpressungen betraf, so war es selbst Napoleon nicht geglückt, sie in den eroberten Provinzen ganz zu verhindern. Was ein Individuum voll Genie und Kraft nicht

hatte vollführen können, konnte eine aus fünf Gliedern bestehende und in ungeheuerer Entfernung liegende Regierung noch weniger ausführen. Es herrschte übrigens in der Majorität unseres Direktoriums der beste Wille und Eifer, die Wohlfahrt der Republiken zu sichern, sowie eine lebhafte Entrüstung gegen die Unverschämtheit unserer Generale und die offenbaren Diebstähle der Lieferanten. Mit Ausnahme von Barras, der zur Hälfte bei dem Gewinne der Gesellschaften betheiligt und die Hoffnung aller unruhigen Köpfe Mailand's war, machten sie mit der größten Energie die Ereignisse in Italien offenkundig. Larévellière, dessen strenge Rechtschaffenheit durch so viele Unordnungen empört war, schlug dem Direktorium einen Plan vor, der gleich genehmigt wurde. Er verlangte, daß eine Commission fortfahren solle, die römische Regierung zu leiten und die Militärbehörden in Schranken zu halten; daß ein Gesandter nach Mailand geschickt werde, um dort die französische Regierung zu vertreten und allen Einfluß des Generalstabs aufzuheben; daß dieser Gesandte ferner ermächtigt wurde, die an der cisalpinischen Constitution nothwendigen Aenderungen vorzunehmen, sowie die Zahl der Departements, der öffentlichen Beamten und Abgeordneten zu reduciren; daß endlich diesem Gesandten ein tüchtiger Geschäftsmann beigegeben werde, um ein passendes Abgaben- und Comptabilitätssystem zu entwerfen. Trouvé, ehemaliger Minister Frankreichs am Hofe zu Neapel, und Faypoult, eines der Mitglieder der römischen Commission, wurden nach Mailand geschickt, um diese von Larévellière vorgeschlagenen Maaßregeln in Ausführung zu bringen.

Trouvé sollte, sobald er zu Mailand angekommen sein würde, sich gleich mit den aufgeklärtesten Männern Cisalpiniens umgeben, und mit ihnen sich über alle, sowohl an der Constitution, als im Regierungs-Personale nothwendigen Abänderungen berathen, selbe dann durch

die ihm ergebenen Deputirten in den Conseils vorschlagen lassen und nöthigenfalls mit der Autorität Frankreichs unterstützen. Uebrigens sollte er seine Einwirkung so viel wie möglich verbergen.

Als Trouvé von Neapel nach Mailand gekommen war, führte er augenblicklich die ihm aufgetragenen Maaßregeln mit Umsicht aus. Aber das Geheimniß seiner Sendung war nur schwer zu verbergen. Man wußte bald, daß er gekommen war, um an der Verfassung Veränderungen vorzunehmen und besonders die Zahl der Stellen jeder Art zu verringern. Die Patrioten, die aus dem Benehmen des Gesandten wohl ersahen, daß die Maaßregeln hauptsächlich gegen sie berechnet waren, waren wüthend darüber. Sie suchten in dem französischen Generalstabe, der selbst gegen die neue Autorität, der er sich unterwerfen mußte, sehr aufgebracht war, eine Stütze zu finden, und man sah einen ärgerlichen Kampf zwischen der französischen Legation und dem von italienischen Patrioten umgebenen Generalstabe erwachsen. Trouvé, so wie Diejenigen, die ihn besuchten, wurden in den cisalpinischen Conseils mit außerordentlicher Heftigkeit angegriffen. Man behauptete, der französische Gesandte käme, um die Constitution zu verletzen und einen jener Unterdrückungsacte, die das Direktorium noch gegen jede seiner verbündeten Republiken ausgeübt hätte, auch an ihr zu versuchen. Trouvé hatte alle möglichen Unannehmlichkeiten sowohl von Seiten der italienischen Patrioten als von unsern Offizieren zu erdulden. Letztere betrugen sich auf einem von ihm gegebenen Balle höchst unanständig und erregten großes Aergerniß. Diese Scenen waren sehr bedauernswerth, besonders wegen der Wirkung, die sie auf die fremden Gesandten hervorbrachten. Man gab ihnen nicht nur das Schauspiel der ärgerlichsten Spaltung, sondern man beschimpfte sie auch bei den diplomatischen Diners, indem man in ihrer Gegenwart auf

den Untergang aller Könige trank. Der heftigste Jakobinismus herrschte zu Mailand. Brune und Lahoz reis'ten nach Paris, um sich den Beistand von Barras zu sichern. Aber das Direktorium von ihren Absichten unterrichtet, war unerschütterlich in seinen Beschlüssen. Lahoz erhielt in dem Augenblicke selbst seiner Ankunft zu Paris den Befehl sogleich wieder abzureisen. Brune erhielt die Weisung, nach Mailand zurückzukehren, und bei den Veränderungen, die Trouvé anzuordnen für gut finden würde, mitzuwirken.

Nachdem die Constitution den nöthigsten Modifikationen unterworfen worden war, versammelte Trouvé die vernünftigsten und einsichtsvollsten Deputirten bei sich und legte sie ihnen vor. Sie billigten sie zwar einstimmig, aber die Aufregung war so groß, daß sie es nicht wagten, dieselben als von ihnen ausgehend, den beiden Conseils vorzulegen. Trouvé war denn genöthigt, die französische Autorität, die er gern hätte verbergen mögen, offen zu entfalten. Uebrigens lag im Grunde wenig daran, wie die Sache ausgeführt wurde. Es wäre unvernünftig gewesen, wenn Frankreich, das alle diese Republiken geschaffen und ihr Fortbestehen unterstützte, nicht von seiner Macht Gebrauch gemacht hätte, in denselben die ihm am passendsten erscheinende Ordnung der Dinge herzustellen. Aergerlich war, daß es nicht schon in den ersten Tagen und auf einmal die nothwendige Ordnung herstellte, indem es dann nicht genöthigt gewesen wäre, so oft seine Oberherrschaft geltend zu machen. Am 30. August versammelte Trouvé das Direktorium und die zwei Conseils Cisalpinien's und legte ihnen die neue Constitution und alle Verwaltungs- und Finanzgesetze, die Faypoult verfaßt hatte, vor. Die Conseils waren von 240 auf 120 Mitglieder herabgesetzt. Die bei der Regierung und bei den Conseils zu behaltenden Mitglieder waren bezeichnet. Ein regelmäßiges Abgabensystem

war festgestellt. Er gab persönliche und indirekte Steuern, ein System, welches man eben in Frankreich einzuführen evrsuchte und das den Patrioten sehr mißfiel. Alle diese Veränderungen wurden gebilligt und angenommen. Brune war genöthigt gewesen, den Beistand der französischen Truppen zu leihen, dadurch wurde der Zorn der cisalpinischen Patrioten in Schranken gehalten, und die Revolution ohne Hindernisse vollzogen. Ueberdies wurde noch beschlossen, daß demnächst eine Berufung der Urversammlungen stattfinden sollte, um die an der Verfassung vorgenommenen Aenderungen zu billigen.

Die Aufgabe Trouvé's war gelöst; da die französische Regierung aber die Erbitterung sah, die Trouvé hervorgerufen hatte, so dachte sie, es sei unmöglich ihn in Cisalpinien zu lassen, und gab ihm eine andere Gesandtschaft, in der Absicht Jemanden nach Mailand zu schicken, der den letzten Vorgängen ganz fremd sei. Unglücklicherweise ließ sich das Direktorium ein ehemaliges Mitglied der Jakobiner aufdringen, das ein gewandter und niedriger Schmeichler von Barras geworden, der ihn mit dem Betruge der Lieferanten vertraut gemacht, ihm einen Antheil daran verschafft und ihn auf den Weg der Ehren gebracht hatte. Dies war Fouché, mit dessen Ernennung Barras seine Collegen übervortheilte.

Fouché reiste nach Mailand, um Trouvé zu ersetzen, und Trouvé sollte sich nach Stuttgart begeben. Aber Brune, die Abreise Trouvé's benützend, erlaubte sich mit einer Kühnheit, die nur durch die damals herrschende militärische Zügellosigkeit erklärt werden kann, an dem Werke des Ministers höchst wichtige Veränderungen vorzunehmen. Er verlangte die Entlassung von dreien, der durch Trouvé ernannten Direktoren, wechselte mehrere Minister und nahm an der Verfassung mehrere Veränderungen vor. Einer der drei Direktoren, dessen Entlassung er verlangt hatte, Namens Sopranzy, hatte

muthvoll die Einreichung derselben verweigert; da ließ er ihn durch seine Soldaten ergreifen und gewaltsam aus dem Regierungspalaste reißen. Er beeilte sich dann, die Urversammlungen zu berufen und von ihnen das, mit seinen Modificationen verunstaltete Werk Trouvé's billigen zu lassen. Fouché, der inzwischen angekommen war, hätte sich dem widersetzen und nicht erlauben sollen, daß man Veränderungen, zu denen der General nicht beauftragt war, sanktionirte; aber er ließ Brune ganz nach seinem Gefallen schalten. Die Modificationen Trouvé's und die noch neueren Brune's wurden von den Urversammlungen, die gleichzeitig von dem militärischen Despotismus und der Heftigkeit der Patrioten unterjocht wurden, ohne Widerrede gebilligt.

Als das französische Direktorium diese Umstände erfuhr, wankte es keinen Augenblick. Es cassirte Alles, was Brune angeordnet, setzte denselben ab und beauftragte Joubert die Dinge wieder in den Zustand zu bringen, in dem sie Trouvé gelassen hatte. Fouché machte Einwendungen und behauptete, daß, da die neue Verfassung mit den von Brune vorgenommenen Veränderungen schon einmal bestätigt wäre, so würde es von übler Wirkung sein, sie nochmals zu ändern. Er hatte Recht und gewann selbst Joubert für seine Ansichten. Aber das Direktorium konnte nicht eine solche Frechheit seiner Generale dulden, noch ihnen überhaupt gestatten, eine gleiche Gewalt in den verbündeten Staaten auszuüben. Es rief Fouché zurück, der auf diese Weise nur wenige Tage in Cisalpinien zubrachte, und befahl die vollkommene integrale Herstellung der Verfassung, wie sie Trouvé im Namen Frankreichs entworfen hatte. Was die Individuen anbelangte, deren Entlassung Brune erzwungen hatte, so bewog man sie, dieselbe zu erneuern, um abermaligen Veränderungen vorzubeugen.

Cisalpinien blieb demnach constituirt, wie es das Direktorium gewollt hatte, mit Ausnahme einiger von Brune entlassener Individuen. Aber diese fortwährenden Wechsel, diese politischen Plänkeleien, diese ewigen Kämpfe unserer Civil- und Militäragenten brachten die beklagenswertheste Wirkung hervor, entmuthigten die neu befreiten Völker, brachten die Mutterrepublik in Mißkredit und bewiesen die Schwierigkeit, alle diese Staatskörper in ihrer Bahn zu erhalten.

Die Ereignisse in Cisalpinien wurden dem Direktorium zum ernsten Vorwurfe gemacht, denn es ist der Gebrauch, jedes politische Ereigniß zu einer Beschwerde zu machen, sobald man eine Regierung angreift; ja selbst die Hindernisse, die ihr auf ihrem Wege aufstoßen, werden ihr zum Verbrechen gemacht. Die doppelte Opposition, die sich wieder in den Conseils zu zeigen anfing, griff die Vorgänge und Maaßregeln in Italien auf verschiedene Weise an. Das Thema war für die Opposition der Patrioten sehr einfach: man hatte, sagten sie, ein Attentat gegen die Unabhängigkeit einer verbündeten Republik begangen; man hatte selbst die französischen Gesetze verletzt, denn die so eben veränderte cisalpinische Verfassung war durch einen Allianzvertrag garantirt, und dieser von den Conseils genehmigte Vertrag konnte nicht von dem Direktorium eigenmächtig aufgehoben werden. Von der constitutionellen oder gemäßigten Opposition konnte man mit Recht eher ihre Billigung als ihren Tadel erwarten, da die in Cisalpinien geschehenen Veränderungen hauptsächlich und ausschließlich gegen die Patrioten gerichtet waren. Aber bei dieser Oppositionspartei befand sich Lucian Bonaparte. Er suchte stets Gelegenheit zu Händeln mit der Regierung und glaubte außerdem, das vom Direktorium angegriffene Werk seines Bruders vertheidigen zu müssen. Auch er schrie wie die

Patrioten, daß die Unabhängigkeit der Alliirten angegriffen, die Verträge verletzt seien u. s. w.

Die beiden Oppositionen sprachen sich täglich offener und unumwundener aus. Sie fingen an dem Direktorium gewisse Rechte, die es durch das Gesetz vom 19. Fructidor erlangt und von denen es zuweilen Gebrauch gemacht hatte, streitig zu machen. So gab dieses Gesetz ihm das Recht, die Clubbs zu schließen und Journale, deren Richtung ihm gefährlich schienen, zu unterdrücken. Das Direktorium hatte einige zu ungestüm gewordene Clubbs geschlossen und einige Journale, die augenscheinlich in einer böswilligen Absicht falsche Neuigkeiten verbreitet hatten, unterdrückt. Es war ein Journal, das behauptete, das Direktorium wolle den Canton Wallis mit Frankreich vereinigen; das Direktorium unterdrückte dasselbe. Die Patrioten erhoben sich gegen diese Willkühr der Macht und verlangten die Unterdrückung mehrerer Artikel des Gesetzes vom 19. Fructidor. Die Conseils entschieden, daß diese Artikel in Kraft bleiben sollten, bis ein neues Preßgesetz festgestellt sein würde. Zur Vorbereitnng dieses Gesetzes wurden sogleich die Arbeiten angeordnet.

Das Direktorium erfuhr einen gleichen Widerspruch in Bezug auf Finanzangelegenheiten. Es handelte sich, das Budget des Jahres VI (1797 — 1798) zu schließen, und das des Jahres VII (1798 — 1799) vorzulegen. Jenes des Jahres VI war auf sechshundert sechszehn Millionen fixirt gewesen; aber außer einem Deficit von zwei und sechszig Millionen hatten noch bedeutende Rückstände in den Einkünften statt gefund.n. Die Gläubiger waren ungeachtet des feierlichen Versprechens, das consolodirte Drittel zu bezahlen, doch nicht integraliter bezahlt worden. Man setzte fest, daß sie als Zahlung ihrer Rückstände, Anweisungen auf die noch rückständigen Abgaben erhalten sollten. Man mußte auf der Stelle das Budget des Jahres VII,

an dessen Schwelle man stand, festsetzen. Die Ausgaben wurden ohne die Annahme eines neuen Continentalkrieges auf sechshundert Millionen festgesetzt. Man mußte die Grund- und Personalsteuer, die viel zu hoch angesetzt waren, herabsetzen, und die Stempel-, Einregistrirungs- und Douanen-Abgaben erhöhen. Man dekretirte Zusatzcentimen für die Localausgaben und eine Steuer für die Stadtthore zum Unterhalte der Hospitäler und anderer Anstalten. Der Minister Ramel behauptete, daß, ungeachtet dieser Steuererhöhungen, doch höchstens nur drei Viertheile dieser Abgaben eingehen würden, und daß man dieselben viel zu hoch anschlüge, wenn man sie auf vierhundert fünfzig bis fünfhundert Millionen berechne. Er verlangte deshalb neue Hülfsquellen, um die Ausgaben von sechshundert Millionen wirklich decken zu können. Er beantragte eine Thür- und Fenstersteuer, so wie eine Abgabe auf das Salz. Es erhob sich deshalb eine lebhafte Diskussion. Man dekretirte die Thür- und Fenstersteuer und bereitete einen Bericht über die Salzsteuer vor.

Diese Widersprüche hatten für sich selbst nichts Gefährliches, aber sie waren die Anzeichen eines dumpfen Hasses, der nur öffentlicher Unglücksfälle zum Ausbruche bedurfte. Das Direktorium über den Zustand Europa's genau unterrichtet, sah nur zu wohl, wie neue Gefahren sich aufthürmten und den Continentalkrieg vorbereiteten. Es konnte nach der Bewegung und dem Benehmen der verschiedenen Cabinette beinahe nicht mehr daran zweifeln.

Cobentzel und Replin hatten Preußen seine Neutralität nicht entreißen können, und dasselbe mit großem Mißvergnügen verlassen. Aber Paul I., vollkommen verführt, hatte einen Allianztractat mit Oesterreich geschlossen, und man sagte, seine Truppen seien bereits im Marsch begriffen. Oesterreich rüstete sich mit ungemeiner Thätigkeit; der neapolitanische Hof verordnete die Ein-

schreibung seiner ganzen Bevölkerung. Es hätte die höchste Unklugheit verrathen, keine Kriegsvorbereitungen zu treffen, wenn man von der Weichsel bis zum Volturno eine gleiche Bewegung sah. Unsere Armeen waren durch Desertion sehr vermindert, nnd das Direktorium beschloß daher, deren Ergänzung und Recrutirung durch eine kräftige, noch zu vollziehende Maaßregel zu bewerkstelligen. Der Convent hatte zweimal zu der Bevölkerung Frankreichs seine Zuflucht genommen, aber jedesmal auf eine außergewöhnliche Weise ohne ein permanentes Gesetz bezüglich der jährlichen Truppenaushebung zu geben. Im März 1793 hatte er eine Aushebung von 300,000 Mann angeordnet; im August desselben Jahres hatte er die schöne und große Entschließung gefaßt, die Nation sich in Masse, Generation für Generation erheben zu lassen. Seitdem existirte die Republik nur durch diese Maaßregel allein, indem sie diejenigen, die zu dieser Zeit unter die Waffen getreten waren, zwang, unter ihren Fahnen zu bleiben. Aber das Feuer und die Krankheiten hatten einen großen Theil derselben aufgerieben, und der Frieden eine große Zahl zu ihren Herden zurückgeführt. Man hatte zwar nur 12000 Abschiede ertheilt, aber es waren wenigstens zehnmal so viel desertirt, und es war sehr schwer, gegen Männer Strenge zu gebrauchen, die während sechs Jahren ihr Vaterland vertheidigt und dasselbe um den Preis ihres Blutes hatten triumphiren gemacht. Die Cadres blieben und waren vortrefflich. Man mußte sie jetzt durch neue Aushebungen ausfüllen und nicht eine außergewöhnliche und zeitliche, sondern eine allgemeine und bleibende Maaßregel ergreifen; man mußte ein Gesetz schaffen, welches in gewisser Hinsicht ein integrirender Theil der Verfassung wurde. Man erfand die Conscription.

Der General Jourdan war der Berichterstatter dieses großen und heilsamen Gesetzes, das man miß

braucht hat, wie man alle Dinge der Welt mißbraucht, welches aber dessen ungeachtet Frankreich gerettet und dessen Ruhm auf die höchste Stufe erhoben hat. Durch dieses Gesetz wurde jeder Franzose während einer Epoche seines Lebens von Rechtswegen zum Soldaten erklärt. Diese Periode war in dem Alter von 20 bis 25 Jahren. Die zu diesem Alter gelangten jungen Leute wurden Jahr für Jahr in fünf Klassen eingetheilt. Je nach der Nothwendigkeit hob die Regierung Mannschaft aus, bei der ersten Klasse, jener von 20 Jahren, und zwar bei den jüngsten jeder Klasse anfangend. Sie konnte nun stufenweise die fünf Klassen, je nach der Maaßgabe des Bedürfnisses einberufen. In Friedenszeiten waren die Conscribirten verpflichtet, bis zu ihrem 25. Jahre zu dienen. So war die Dauer der Dienstzeit zwischen einem und fünf Jahren, je nachdem die Soldaten früher oder später einberufen wurden, schwankend. In Kriegszeiten war die Dauer unbestimmt; es lag dann in der Macht der Regierung, Abschiede zu ertheilen, wenn sie glaubte, dies ohne Gefahr thun zu können. Es gab hierbei gar keine Ausnahme, ausgenommen für die, die sich vor dem Gesetze verheirathet oder in früheren Kriegen schon ihre Schuld an das Vaterland bezahlt hatten. Dieses Gesetz sorgte demnach für die gewöhnlichen Fälle; aber sobald das Vaterland in Gefahr erklärt wurde, hatte die Regierung das Recht, wie im Jahr 1793, die ganze Bevölkerung zu bewaffnen, und es begann wieder die Aushebung in Masse.

Dieses Gesetz wurde ohne Wiederspruch angenommen, und als eine der wichtigsten Schöpfungen der Revolution betrachtet *). Das Direktorium verlangte sogleich davon Gebrauch machen zu dürfen, und reclamirte die Aushebung

*) Es wurde am 29. Fructidor des Jahres VI (5. Septbr.) gegeben.

von 200,000 Conscribirten, um die Armeen zu ergänzen und auf einen Achtung gebietenden Fuß zu bringen. Diese Forderung wurde durch allgemeinen Zuruf am 2. Vendemiaire des Jahres VII (23. September 1798) bewilligt. Obgleich die beiden Oppositionen dem Direktorium häufig widersprachen, und seine Pläne und Vorschläge entweder aus Laune oder Eifersucht häufig verwarfen, so wollten sie indessen doch, daß die Republik ihr Ansehen und ihren Einfluß gegenüber den europäischen Mächten bewahre. Eine Aushebung von Menschen erheischt auch eine Erhebung von Geld. Das Direktorium verlangte zu dem Budget einen Zusatz von einhundertfünfundzwanzig Millionen, wovon neunzig zur Ausrüstung der 200,000 Conscribirten, fünfunddreißig zur Herstellung unserer, seit dem letzten Unglücksfalle sehr herabgekommenen Marine dienen sollten. Es war nur die Frage, woher man dieselben nehmen sollte. Der Minister Ramel stellte dar, daß die Anweisungen zur Rückzahlung der beiden Drittel der Schuld beinahe ganz eingegangen waren, und daß nun noch vierhundert Millionen in Nationalgütern blieben, die ganz frei waren und zu den neuen Bedürfnissen der Republik verwendet werden konnten. Man beschloß demnach den Verkauf von 125,000,000 Nationalgütern. Ein Zwölftel sollte gleich baar bezahlt werden, der Rest in Obligationen der Käufer, in einer Frist von achtzehn Monaten nach und nach zahlbar. Diese Obligationen sollten fünf Prozent Interessen tragen. Diese Papiere sollten einer Baarzahlung gleich geachtet werden, weil man sie den Gesellschaften geben konnte. Die Güter sollten um den achtfachen Werth des Einkommens verkauft werden. Diese Hilfsquelle wurde ebenso wenig als das Recrutirungsgesetz, dessen unmittelbare Folge es war, bestritten.

Das Direktorium setzte sich also auf diese Weise in Stand, den Drohungen Europa's zu antworten, und die Würde der Republik aufrecht zu erhalten. Zwei Ereig-

nisse von nicht besonderer Bedeutung hatten in Irland und Ostende stattgefunden. Irland hatte sich empört und das Direktorium den General Humbert mit 15,000 Mann hingesendet *). Unglücklicherweise war eine Geldsendung, welche der Schatz machen sollte, verspätet worden, und eine zweite Division von 6000 Mann unter den Befehlen des Generals Sarrazin hatte nicht unter Segel gehen können. General Humbert war demzufolge ohne Beistand geblieben. Er hatte sich lange Zeit gehalten, lang genug, um zu beweisen, daß die Ankunft der erwarteten Verstärkung der Sachlage eine ganz andere Wendung verliehen haben würde. Aber so wurde er nach einer Reihe von ehrenvollen Gefechten gezwungen, mit seinem ganzen Corps die Waffen zu streckeu. Uebrigens batten die Engländer einen gleichen Unfall erlitten, was diesen Verlust einigermaaßen wieder aufhob. Die Engländer kamen von Zeit zu Zeit, einige Bomben gegen die französischen Häfen im Ocean zu werfen. Sie beabsichtigten eine Landung zu Ostende, um die Schleusen zu zerstören, aber sie wurden auf's Aeußerste verfolgt, von ihren Schiffen abgeschnitten und 2000 Mann an der Zahl gefangen genommen.

Obgleich Oesterreich mit Rußland und England ein Bündniß geschlossen hatte, und es sowohl auf eine russische Armee als auf Subsidien Englands rechnen konnte, so zögerte es doch noch immer, mit der französischen Republik den Kampf zu erneuern. Spanien, das nur mit Verdruß das Kriegsfeuer auf dem Continent wieder angefacht sah, und ebenso die Fortschritte des republikanischen Systems, wie dessen Ruin fürchtete, da es in dem ersten Falle auch revolutionirt und im zweiten, wegen seiner

*) Er landete am 5. Fructidor (22. August) und wurde am 22. (8. September) durch den General Cornwallis geschlagen und gefangen genommen.

Allianz mit Frankreich gezüchtigt wurde, hatte sich von Neuem zu Vermittlungsversuchen herbeigelassen, nm die erzürnten Gegner zu beruhigen. Da seine Vermittlung wieder Erörterungen herbeiführte und eine Möglichkeit der Ausgleichung sehen ließ, so gab dies zu neuen Zögerungen oder wenigstens zu fortgesetzter Langsamkeit Ursache. Zu Neapel, wo ein wüthender Kriegseifer herrschte, war man über jeden Aufschub entrüstet und man wollte ein neues Mittel versuchen, den Kampf zu entspinnen, um Oesterreich zu zwingen, das Schwert zu ziehen. Die Thorheit dieses kleinen Hofes war beispiellos. Es war das Loos der Bourbonen dieser Epoche, durch ihre Frauen zu allen möglichen Fehlern verleitet zu werden. Man sah zu gleicher Zeit drei, die ein trauriges Beispiel zu dieser Behauptung lieferten. Ludwig XVI., Karl IV. und Ferdinand; das Schicksal des unglücklichen Ludwig XVI. ist bekannt. Karl IV. und Ferdinand, obgleich auf ganz verschiedenen Wegen, wurden beide durch denselben Einfluß in's unvermeidliche Verderben geführt. Man hatte das Volk die englische Cocarde aufstecken lassen, und Nelson wurde wie ein schützender Gott behandelt.

Die Regierung hatte befohlen, ein Fünftel der Bevölkerung auszuheben, was eine Art Narrheit war, denn es hätte genügt, den fünfzigsten Theil gut zu bewaffnen, um einen Platz unter den Mächten einzunehmen. Jedes Kloster mußte einen vollständig ausgerüsteten Reiter stellen, ein Theil von den Gütern des Clerus war verkauft und alle Auflagen verdoppelt worden; endlich hatte man jenen unglücklichen Projektmacher Mack, dessen militärische Plane bis jetzt alle verunglückt waren, und dem das Geschick Unglücksfälle höchst sonderbarer Art aufbewahrte, nach Neapel gerufen und ihn an die Spitze der neapolitanischen Armee gestellt. Man bewilligte ihm den Triumph vor dem Siege und

gab ihm den Titel: Befreier von Italien, denselben Titel, den Bonaparte geführt hatte. Diesen großen Mitteln fügte man noch neuntägige Gebete zu allen Heiligen, Gebete zum heiligen Januarius und Strafen gegen die einer französischen Gesinnung verdächtigen bei.

Der kleine Hof in Neapel setzte seine Intriguen in Piemont und Toscana fort. Er verlangte, daß die Piemonteser sich im Rücken der Cisalpinier und die Toscaner im Rücken der, Rom bewachenden Armee, empören sollten. Die Neapolitaner würden die Gelegenheit benutzt haben, um die Armee von Rom in der Front anzugreifen; die Oesterreicher würden ebenfalls davon Nutzen ziehend, die cisalpinische Armee in der Front angegriffen haben und man schloß nach diesen Combinationen, daß auch nicht ein Franzose davon kommen würde. Der König von Piemont, ein religiöser Fürst, hegte noch immer einiges Bedenken wegen des ihn an Frankreich bindenden Allianzvertrages, aber man überredete ihn, daß ein Unterdrückern geleistetes Versprechen nicht bindend sei, und daß die Piemonteser das Recht hätten die ihnen verbündeten Franzosen bis auf den letzten Mann zu ermorden. Uebrigens bildeten seine Bedenklichkeiten nicht so sehr das eigentliche Hinderniß, als die sorgsame und strenge Ueberwachung des Direktoriums. Was den Erzherzog von Toscana anbelangt, so mangelte es ihm gänzlich an Mitteln. Neapel, um ihn zu entscheiden, versprach, ihm durch die Flotte Nelson's eine Armee zuschicken.

Das Direktorium seiner Seits war sehr auf seiner Hut und traf alle nothwendigen Vorsichtsmaaßregeln. Die ligurische Republik hatte in ihrer steigenden Erbitterung gegen Piemont dessen Fürsten endlich den Krieg erklärt. Dem Hasse der Prinzipien gesellte sich ein alter Haß der Nachbarschaft, und die beiden kleinen Mächte wollten um jeden Preis mit einander in Krieg gerathen. Das Direktorium mischte sich in den Streit, bedeutete

der ligurischen Republik, daß sie die Waffen ruhen lassen müsse und erklärte dem Könige von Piemont, daß es die Aufrechthaltung der Ruhe in seinen Staaten übernehmen wolle, aber, daß er den französischen Truppen gestatten müsse, die Citadelle von Turin zu besetzen. Eine gleiche Forderung ließ sich nur durch das Mißtrauen rechtfertigen, das dieser Hof einflößte. Es herrschte eine Unverträglichkeit zwischen den alten und neuen Staaten und sie konnten einander nicht trauen. Der König von Piemont sträubte sich zwar gegen diese Zumuthung, aber er wußte kein Mittel, den Forderungen des Direktoriums zu widerstehen, und die Franzosen besetzten die Citadelle und begannen sofort sie auszurüsten. Das Direktorium hatte die Armee von Rom von der cisalpinischen getrennt und den Oberbefehl über dieselbe dem Generale Championnet, der sich am Rheine ausgezeichnet hatte, übertragen. Diese Armee war im ganzen römischen Staate zerstreut; der General Casa-Bianca stand mit 4—5000 Mann in der Mark Ancona; 2—3000 Mann standen unter dem Befehle des Generals Lemoine am entgegengesetzten Abhange der Apenninen, in der Nähe von Terni; Macdonald mit dem linken Flügel hatte mit ungefähr 5000 Mann an den Ufern der Tiber seine Aufstellung genommen, und außer diesen Truppen befand sich noch eine kleine Reserve in Rom. Die sogenannte Armee von Rom bestand also höchstens aus 15—16,000 Mann. Die Nothwendigkeit, das Land zu überwachen, so wie die Schwierigkeit des Lebensunterhaltes hatten uns genöthigt, unsere Truppen so weit aus einander zu vertheilen, so daß ein thätiger und gut unterstützter Feind, wenn er die Gelegenheit zu ergreifen verstanden hätte, die Franzosen ihre Isolirung bitter bereuen machen konnte.

Man rechnete in Neapel sehr auf diesen Umstand, und schmeichelte sich die Franzosen zu überraschen, und sie einzeln zu vernichten. Welcher Ruhm, die Initiative zu er-

greifen, den ersten Sieg davon zu tragen, und so Oesterreich zu zwingen, die Laufbahn zu betreten, die man ihm eröffnet hatte! Dies waren die Gründe, welche die neapolitanische Regierung bestimmten, die Initiative zu ergreifen. Sie hoffte, daß die Franzosen leicht geschlagen sein würden, und daß Oesterreich dann nicht mehr zögern könnte, wenn nur einmal das Schwert gezogen wäre. Herr von Gallo und der Fürst Belmonte Pignatelli, die Europa und die Geschäfte etwas besser kannten, widersetzten sich der Ergreifung der Initiative, aber man hörte nicht auf ihre weisen Rathschläge. Um diesen armen König zu bestimmen und ihn seinen unschuldigen Beschäftigungen zu entreißen, wurde ihm, wie man sagt, ein falscher Brief des Kaisers untergeschoben, der den Wiederanfang der Feindseligkeiten verlangte. Seit diesem Augenblicke wurde die Marschordre für das Ende des Novembers gegeben. Die ganze neapolitanische Armee wurde in Bewegung gesetzt; der König selbst reis'te mit einem glänzenden Gefolge zur Armee, um den Operationen beizuwohnen. Man sandte keine Kriegserklärung, sondern nur eine Aufforderung an die Franzosen, den römischen Staat zu räumen; sie antworteten derselben, indem sie sich ungeachtet des Mißverhältnisses der Zahl, zum Kampfe vorbereiteten.

In der gegenseitigen Lage der beiden Armeen war nichts leichter als die französische Armee zu überwältigen, da dieselbe, wie schon gesagt, in den römischen Provinzen an den beiden Seiten der Apenninen zerstreut war. Man mußte in gerader Richtung auf ihr Centrum marschiren, und die ganze Masse der neapolitanischen Armee zwischen Rom und Terni werfen. Der linke Flügel der Franzosen der jenseits der Apenninen lag, um die Marken zu bewachen, würde von dem rechten, an den Ufern der Tiber aufgestellten Flügel, dadurch abgeschnitten worden sein. Man hätte sie so verhindert, sich zu vereinigen und sie

in fortwährender Verwirrung bis nach Oberitalien getrieben. Die Halbinsel würde dann wenigstens befreit gewesen, und Toscana, der römische Staat und die Marken unter die Herrschaft Neapels gekommen sein. Die Anzahl der neapolitanischen Truppen machte diesen Plan noch leicht ausführbarer und sicherer; aber es war unmöglich, daß Mack sich eines so einfachen Manövers bediente. Wie in seinen früheren Planen, wollte er den Feind durch eine Menge detaschirter Corps umzingeln. Er hatte ungefähr 60,000 Mann, von denen 40,000 die active Armee bildeten, und 20,000 als Besatzungen in den festen Plätzen lagen. Statt die Masse dieser Streitkräfte gegen Terni zu dirigiren, welches der Hauptpunkt seiner Operationen sein sollte, theilte er dieselbe in sechs Colonnen. Die erste auf dem Rücken der Apenninen längs des adriatischen Meeres marschirend, sollte auf der Straße von Ascoli in die Marken eindringen; die zweite und dritte sollten, sich mit der ersten in Verbindung setzend, jenseits der Berge operiren, und die eine gegen Terni, die andere gegen Magliano marschiren; die vierte, die das Hauptcorps bildete, wurde gegen Frascati und Rom dirigirt und eine fünfte, welche längs des mittelländischen Meeres hinzog, war beauftragt, die pontinischen Sümpfe zu durchziehen, und sich auf der Via Appia zu vereinigen. Eine sechste endlich wurde auf der englischen Flotte eingeschickt und nach Livorno gesandt, um Toscana zu insurgiren und den Franzosen den Rückzug abzuschneiden. So war Alles vorbereitet, um die Franzosen zu umzingeln und sie alle zu vernichten, aber nichts, um sie vorher zu schlagen.

Das war die Ordnung, in der Mack mit seinen 40,000 Mann marschirte. Die Menge seiner Bagage, die Indisciplin der Truppen, sowie der schlechte Zustand der Wege machten seine Bewegungen sehr langsam. Die neapolitanische Armee bildete einen langen Schweif ohne Ordnung und ohne Zusammenhalten

Championnet, zu guter Zeit von der Gefahr unterrichtet, detaschirte zwei Corps um den feindlichen Marsch zu beobachten, und den Rückzug der isolirten Corps zu beschützen. Da er nicht glaubte, Rom halten zu können, so beschloß er rückwärts an den Ufern der Tiber, zwischen Civita Castellana und Civita Ducale eine feste Stellung zu nehmen, daselbst seine Streitkräfte zu concentriren, und dann wieder die Offensive zu ergreifen.

Während Championnet diesen klugen Rückzug bewerkstelligte und Rom räumte, nur 800 Mann in der Engelsburg zurücklassend, rückte Mack stolz auf allen Straßen vor und schien nirgends einen Widerstand zu finden. Er langte am 9. Frimaire des Jahres VI (29. November 1798) vor den Thoren Roms an, und rückte ohne Hinderniß in die Stadt ein. Man hatte dem Könige einen Triumphempfang bereitet. Dieser arme Fürst als Eroberer und Befreier behandelt, wurde ganz berauscht von dieser Art kriegerischen Ruhmes, den man ihm bereitet hatte. Uebrigens rieth man ihm, von seinem Siege einen edeln Gebrauch zu machen, und er lud demzufolge den Papst zur Rückkehr und Besitznahme seiner Staaten ein. Seine Armee war indessen weniger großmüthig, als er, und beging furchtbare Plündereien. Der römische Pöbel, ein Wechselbalg wie jeder Pöbel, stürzte sich auf die Häuser derer, die man als Revolutionäre anklagte, und zerstörte sie. Die sterblichen Ueberreste des unglücklichen Düphot wurden ausgegraben und schändlich beschimpft.

Während sich die Neapolitaner auf diese Weise in Rom beschäftigten, führte Championnet mit einer seltenen Thätigkeit und Umsicht den von ihm entworfenen Plan aus. Da er einsah, daß der Hauptpunkt im Centrum an der obern Tiber liege, so ließ er Macdonald bei Civita Castellana eine feste Stellung nehmen und verstärkte ihn mit allen Truppen, über die er nur verfügen konnte. Er versetzte einen Theil seiner Armee,

der in den Marken stand, über die Apenninen, und ließ dem General Casa Bianca nur so viel Truppen, als er unumgänglich nothwendig brauchte, um den Marsch des Feindes auf dieser Seite aufzuhalten. Er selbst eilte nach Ancona um die Ankunft seiner Parks und Munition zu beschleunigen. Sich nicht mehr als nothwendig, von dem hinter seinem Rücken in Toscana stattfindenden Vorbereitungen beängstigen lassend, beauftragte er nur einen Offizier mit einem schwachen Detaschement, die dortigen Vorgänge zu beobachten.

Die Neapolitaner begegneten die Franzosen auf allen Straßen, auf denen sie marschirten. Sie waren zwar dreimal so zahlreich; allein sie hatten es mit den berühmten Truppen Italiens zu thun, und sie fanden, daß ihre Aufgabe schwierig war. Die in den Merken gegen Ascoli vorrückende Colonne wurde von Casa-Bianca weit zurückgeschlagen, und auf der Straße von Terni wurde ein neapolitanischer Obrist mit seinem ganzen Corps durch General Lemoine gefangen genommen. Diese ersten Kriegserfahrungen waren nicht besonders geeignet, die Neapolitaner zu ermuthigen. Indessen traf Mack seine Dispositionen, um die Stellung von Civita-Castellana, die er für die wichtigste hielt, und auf der sich Macdonald mit dem Gros unserer Truppen befand, anzugreifen und zu nehmen. Civita-Castellana ist das alte Veji; dasselbe liegt in einer Schlucht, in einer sehr starken Stellung. Die Franzosen hielten mehrere vorgeschobene Posten, die die Laufgräben beschützten. Am 14. Frimaire des Jahres VII (4. Dezember) griff Mack mit beträchtlichen Streitkräften Borghetto, Nepi und Rignano an. Auf das andere Ufer der Tiber detachirte er eine Hülfscolonne, die sich Rignano's bemächtigen sollte. Keiner dieser Angriffe gelang. Eine der in Flucht geschlagenen Colonnen verlor ihre ganze Artillerie; eine zweite wurde umzingelt und verlor 3000 Gefangene.

Die Andern völlig entmuthigt, beschränkten sich auf bloße Demonstrationen. Die neapolitanischen Truppen vermochten nirgends dem Angriffe der französischen Stand zu halten. Mack, etwas außer Fassung gebracht, entsagte seiner Absicht, die Centralposition von Civita-Castellana zu nehmen, und fing nun an zu begreifen, daß er nicht auf diesem Punkte die feindliche Linie hätte angreifen sollen. Zu Terni, dem den Apeninnen am nächsten liegenden und von den Franzosen am schwächsten vertheidigten Punkte, hätte sein Angriff vollführt werden sollen. Er dachte jetzt nur daran seine Truppen von Civita-Castellana nach Terni zurückzuziehen. Aber um diese Bewegung zu verbergen, hätte es einer Raschheit bedurft, die bei undisciplinirten Truppen unmöglich ist. Es brauchte mehrere Tage, um das Gros der Armee über die Tiber zurückgehen zu machen, und Mack verzögerte durch seine eigene Schuld, eine schon ohnehin zu langsame Operation. Macdonald, welchen er durch verschiedene Demonstrationen in Civita-Castellana zurückzuhalten glaubte, war schon über die Tiber gegangen; Lemoine war in Terni verstärkt worden. So war man den Neapolitanern auf allen Punkten, die sie zu überfallen gedachten, zuvor gekommen. Die erste Bewegung des Generals Metsch von Calvi auf Otricoli führte nur eine Niederlage herbei; am 19. Frimaire (9. Dezember) von Otricoli nach Calvi zurückgeworfen, wurde dieser General umzingelt, und mit einer Abtheilung von 4000 Mann, von einem Corps von 3500 Franzosen, die Waffen zu strecken genöthigt. Von diesem Augenblicke dachte Mack nur daran, nach Rom zurückzukehren und sich von Rom bis zu dem Fuße der Gebirge von Frascati und Albano zurückzuziehen, um seine Armee dort zu sammeln, und neue Bataillone an sich zu ziehen. Es war dies eine traurige Hülfsquelle, denn nicht die Quantität, sondern die Qualität der Soldaten mußte man verbessern; und das geschah

nicht, indem man sich einige Stunden vom Schlachtfelde zurückzog, da dort nicht der Ort war, ihnen Tapferkeit und Disciplin einzuflößen.

Als die Kunde dieser traurigen Ereignisse zu dem Ohre des Königs von Neapel kam, so floh er eiligst aus Rom, das er wenige Tage vorher als Triumphator betreten hatte. Die Neapolitaner räumten dasselbe zu großer Zufriedenheit der Römer in größter Unordnung. Ihre Anwesenheit war denselben schon viel lästiger geworden, als die der Franzosen. Championnet kehrte nach Rom zurück, nachdem er dasselbe vor 17 Tagen verlassen hatte. Er war es, der in Wirklichkeit die Ehren des Triumphes verdient hatte, indem er sich mit 15—16,000 Mann geschickt concentrirt hatte, hatte er gegen 40,000 Mann abermals die Offensive ergriffen und sie in Unordnung vor sich hergetrieben. Championnet wollte sich nicht auf die einfache Vertheidigung der römischen Staaten beschränken, sondern faßte das kühne Project, mit seiner schwachen Armee die Eroberung des Königreiches Neapel zu unternehmen. Das Unternehmen war schwierig, weniger wegen der Stärke der neapolitanischen Armee, als wegen der Stimmung der Einwohner, die einen langen und gefährlichen Parteigänger-Krieg gegen sie führen konnten. Championnet beharrte nichts desto weniger auf seinem Plane, vorzurücken. Er brach von Rom auf, um den Rückzug Mack's zu verfolgen; er machte auf dem Marsche eine große Anzahl Gefangener und brachte die in Toscana ausgeschiffte Colonne in eine solche Verwirrung, daß nur 3000 Mann den Franzosen entkamen.

Mack zog sich, gänzlich demoralisirt, schnell in das Königreich Neapel zurück, und machte erst vor Capua auf der Linie des Volturno Halt. Er traf eine Auswahl aus seinen besten Truppen, und stellte sie vor Capua und der ganzen Linie des Flusses auf. Der Volturno ist sehr tief und bildet eine schwer zu überschreitende

Schranke. Während dessen war der König nach Neapel zurückgekehrt und hatte durch seine schnelle Rückkehr eine allgemeine Verwirrung verbreitet. Das Volk wüthend über die Niederlagen der Armee, schrie über Verrath, verlangte Waffen und drohte die Generale, Minister und alle Jene, denen es die Unglücksfälle des Krieges zuschrieb, zu ermorden. Es wollte auch über alle Jene herfallen, die man anklagte, die Franzosen und die Revolution herbei zu wünschen. Dieser schändliche Hof zauderte nicht, den Lazzaroni's Waffen zu geben, deren Gebrauch sich leicht voraussagen ließ. Kaum hatte diese Art von Barbaren die Ueberbleibsel der Arsenale empfangen, als sie sich empörten und sich zu Herren von Neapel machten. Immer Verrath schreiend, bemächtigten sie sich eines Boten des Königs und ermordeten ihn. Der Günstling Acton, den man das Unglück zuzuschreiben begann, die Königin, der König und der ganze Hof geriethen in tödtlichen Schrecken. Neapel schien nicht mehr ein hinlänglich sicherer Aufenthaltsort für sie, und der Gedanke nach Sizilien zu flüchten, wurde ebenso schnell gefaßt, als ausgeführt. Am 13. Nivose (31. Dezember) wurden die Kronschätze, alle Reichthümer der Paläste von Neapel und Caserta und ein Schatz von 20 Millionen auf Nelson's Flotte eingeschifft, und der ganze Hof ging nach Sicilien unter Segel. Acton, der Urheber dieser öffentlichen Unglücksfälle, wollte nicht den Gefahren eines längeren Aufenthaltes trotzen, und schiffte sich mit der Königin ein. Mitten unter einem Sturme und bei dem Scheine der Flammen der in Brand gesteckten Schiffswerfte verließ dieser feige und verbrecherische Hof das Königreich, und überließ es so den Gefahren, in die er es gestürzt hatte. Man sagt, er hätte den Befehl zurückgelassen, den höheren Bürgerstand, der revolutionärer Gesinnungen angeklagt war, sämmtlich zu ermorden; Alles bis zum Notarsrange sollte geopfert werden. Der Fürst

Pignatelli blieb, mit den königlichen Vollmachten versehen, in Neapel

Während dieser Zeit rückte Championnet in Neapel vor; er hatte jetzt seiner Seits denselben Fehler begangen, wie Mack, indem er sich in mehrere Colonnen getheilt hatte, die sich erst vor Capua vereinigen sollten. Diese Vereinigung aber in einem schwierigen, durchschnittenen Lande, in Mitte eines fanatischen und von allen Seiten gegen diese vorgeblichen Feinde Gottes und des heiligen Januarius aufgewiegelten Volkes, war noch sehr ungewiß.

Championnet mit dem Gros seiner Armee an den Ufern des Volturno angelangt, wollte einen kühnen Handstreich gegen Capua ausführen; aber durch eine zahlreiche Artillerie zurückgewiesen, sah er sich genöthigt, auf diesen Handstreich zu verzichten und seine Truppen in Erwartung der andern Colonnen einstweilen zurückzuziehen. Dieser Angriff fand am 14. Nivose des Jahres VII (3. Januar 1799) statt. Die neapolitanischen Bauern, an allen Punkten insurgirt, fingen unsere Couriere und unsere Convois auf. Championnet hatte von seinen andern Colonnen keine Nachricht, und seine Lage konnte für sehr bedenklich gehalten werden. Mack benützte diesen Umstand, um ihm freundschaftliche Anerbietungen zu machen, aber Championnet, auf das Glück der Franzosen rechnend, wies kühn und entschlossen alle Vorschläge Mack's zurück. Glücklicherweise stießen seine Colonnen zu ihm und er schloß einen Waffenstillstand unter folgenden Bedingungen: Mack sollte die Linie des Volturno verlassen, die Stadt Capua an die Franzosen abtreten, sich hinter die Linie von Regi-Lagni, auf der Seite des mittelländischen Meeres und hinter die des Ofanto, auf der Seite des adriatischen Meeres zurückziehen und außerdem noch einen großen Theil des Königreiches Neapel abtreten. Außer diesen Zugeständnissen an Gebiet, stipu-

lirte man eine Contribution von 8 Millionen. Dieser Waffenstillstand wurde am 22. Nivose (11. Januar) unterzeichnet.

Als man zu Neapel die Nachricht von diesem Waffenstillstande erfuhr, überlieferte sich das Volk der ausschweifendsten Wuth und schrie mehr als jemals, daß es von den Offizieren der Krone verrathen werde. Der Anblick des Commissärs, der beauftragt war, die Contribution von 8 Millionen in Empfang zu nehmen, trieb die Menge zu den äußersten Excessen; sie empörte sich und verhinderte so die Ausführung des Waffenstillstandes. Der Tumult wuchs zu einer solchen Höhe, daß der Prinz Pignatelli voll Schrecken Neapel verließ. Diese schöne Hauptstadt blieb demnach den Lazzaronis zum Raube. Es gab keine anerkannte Autorität mehr und man war mit einer fürchterlichen Umwälzung bedroht. Endlich nach drei Tagen des wüthendsten Tumultes, gelang es, ein Oberhaupt zu wählen, das das Vertrauen der Lazzaronis und einige Mittel, sie im Zaume zu halten, besaß; es war dies der Prinz von Moliterno. Gleichzeitig herrschten in der Armee von Mack die nämlichen wüthenden Unruhen. Seine Soldaten, weit entfernt, ihr Unglück und ihre Niederlagen ihrer Feigheit zuzuschreiben, legten dieselbe vielmehr ihrem General zur Last und wollten ihn ermorden. Der gepriesene Befreier Italiens, der einen Monat vorher die Ehren des Triumphes erhalten hatte, hatte jetzt keinen andern Zufluchtsort, als das Lager der Franzosen. Er bat Championnet um die Erlaubniß, sich zu ihm flüchten zu dürfen. Der edelmüthige Republikaner, die unziemliche Sprache, deren sich Mack in seiner Correspondenz gegen ihn bedient hatte, vergessend, gewährte ihm ein Asyl, einen Platz an seiner Tafel und ließ ihm seinen Degen.

Championnet, durch Neapel's Weigerung den Waffenstillstand zu vollziehen, zu weiteren Feindseligkeiten

befugt, rückte gegen Neapel vor, mit der Absicht, sich desselben zu bemächtigen. Das Unternehmen war schwierig, denn ein zahlloser Pöbel, der im offenen Felde durch einige Schwadronen Cavallerie verjagt worden wäre, wurde hinter den Mauern einer Stadt äußerst gefährlich. Man hatte einige Gefechte zu liefern, um sich dem Platze zu nähern, und die Lazzaronis zeigten dabei mehr Muth, als die neapolitanische Armee. Die ungeheuere Größe und Nähe der Gefahr, hatte ihre Wuth verdoppelt. Der Prinz von Moliterno, der sie einigermaßen im Zaume halten wollte, sagte ihnen bald nicht mehr zu, und sie hatten aus ihrer Mitte zwei Anführer erwählt: Paggio und Michele, genannt der Narr. Sie überlieferten sich seit diesem Augenblicke den größten Excessen und begingen jede Art von Gewaltthaten gegen die des Jakobinismus angeklagten Bürger. Die Unordnung und Verwirrung geriethen auf einen solchen Punkt, daß alle Klassen, die Freunde der Ordnung waren, den Eintritt der Franzosen sehnlichst herbei wünschten. Die Einwohner ließen Championnet benachrichtigen, daß sie sich mit ihm vereinigen würden, um ihm Neapel zu überliefern; der Prinz von Moliterno versprach sich des Forts San Elmo zu bemächtigen und es den Franzosen zu übergeben. Am 4. Pluviose (23. Januar) begann Championnet den Sturm. Die Lazzaronis vertheidigten sich muthig, aber die Bürger, die sich des Forts San Elmo und verschiedener Posten der Stadt bemächtigt hatten, gestatteten den Franzosen den Eintritt. Die Lazzaronis nichtsdestoweniger entmuthigt, hatten sich in den Häusern verschanzt und vertheidigten die Stadt von Straße zu Straße, ja beabsichtigten vielleicht, dieselbe anzuzünden; aber man nahm einen ihrer Häuptlinge gefangen, behandelte denselben sehr rücksichtsvoll und versprach den heiligen Januarius zu achten. Dadurch er-

langte man endlich, daß er all' die Seinigen die Waffen niederlegen ließ.

Seit diesem Augenblicke war Championnet der Herr Neapels und des ganzen Königreichs; er beeilte sich, die allgemeine Ordnung herzustellen und die Lazzaronis zu entwaffnen. Er proclamirte allsogleich, den Absichten der französischen Regierung gemäß, die neue Republik. Man gab ihr einen alterthümlichen Namen, nämlich den der parthenopäischen Republik. Dies war der Ausgang der Thorheiten und Schändlichkeiten des neapolitanischen Hofes. Zwanzigtausend Franzosen und der kurze Zeitraum von zwei Monaten hatten hingereicht, seine ungeheueren Pläne zu zerstören und seine Staaten in eine Republik zu verwandeln. Dieser kurze Feldzug Championnet's hatte ihm plötzlich einen glänzenden Ruhm verschafft. Die Armee von Rom nahm jetzt den Titel einer Armee von Neapel an, und wurde von der Armee von Italien getrennt. Championnet wurde demzufolge auch unabhängig von Joubert.

Während diese Ereignisse in der Halbinsel stattgefunden hatten, war der Fall des Königreiches Piemont endlich vor sich gegangen. Joubert hatte sich, wie schon erzählt, aus einer Vorsicht, die die Umstände rechtfertigten, der Citadelle von Turin bemächtigt, und dieselbe mit der in den piemontesischen Arsenalen vorräthigen Artillerie ausgerüstet. Aber diese Vorsicht war bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge noch immer sehr unzureichend. Noch immer herrschte Verwirrung in Piemont; die Republikaner machten fortwährend neue Versuche und hatten eben bei einem mißlungenen Ueberfalle Alexandria's 600 Mann verloren. Ein aus der Citadelle von Turin hervorgegangener Maskenzug, wo der ganze Hof dargestellt war und der sowohl das Werk von Piemontesern, als französischen Offizieren war, welche von den Generalen nicht immer in Ordnung gehalten werden

konnten, hätte beinahe in Turin einen blutigen Kampf hervorgerufen. Der piemontesische Hof konnte nicht ein Freund der Franzosen sein, denn die Correspondenz des Ministers von Neapel mit dem Herrn von Priocca bewies dies hinlänglich. In solchen Umständen konnte Frankreich, eben einem neuen Kriege ausgesetzt, auf seinen Communicationswegen, den Alpen, nicht zwei kämpfende Parteien und eine feindliche Regierung lassen. Es hatte auf den Hof von Piemont dasselbe Recht, was die Vertheidiger einer Festung auf alle Gebäude haben, welche die Vertheidigung derselben hindern und versperren. Es wurde beschlossen, den König von Neapel zur Abdankung zu zwingen. Man unterstützte die Republikaner und half ihnen, sich Novara's, Susa's, Alexandria's und Chivasso's zu bemächtigen. Dann sagte man dem Könige, daß er nicht länger in Staaten leben könnte, die sich empörten, und die nächstens zum Kriegsschauplatze dienen würden; man verlangte seine Abdankung und ließ ihm übrigens die Insel Sardinien. Die Abdankung wurde den 19ten Frimaire (9. Dezember 1798) unterzeichnet. So besaßen die zwei mächtigsten Fürsten Italiens, der von Neapel und der von Piemont, von ihren Staaten nur noch zwei Inseln. Bei den sich nun gestaltenden Verhältnissen wollte man sich nicht die Mühe geben, eine neue Republik zu schaffen, und man beschloß, daß bis zu Ausgange des Krieges Piemont von Frankreich provisorisch verwaltet werden sollte. In Italien blieb nur noch Toscana zu nehmen. Eine bloße Anzeige hätte zwar, um es zu besetzen, genügt, aber man verschob dieselbe bis zu dem Augenblicke, wo sich Oesterreich offen erklärt haben würde.

Sechstes Kapitel.

Verwaltungssystem der Republik und der Armee im Anfang des Jahres 1799. — Kriegerische Vorbereitungen. — Aushebung von 200,000 Conscribirten. — Mittel und Kriegsplane der Republik und der koalisirten Mächte. — Eröffnung des Feldzugs von 1795. — Einfall der Graubündner. — Gefecht von Pfullendorf. — Feldzüge von Stockach. — Rückzug Jordan's. — Militärische Operationen in Italien. — Schlacht von Magnano; Rückzug Lefebvre's. — Ermordung der französischen Gesandten zu Rastadt. — Wirkungen unserer ersten Unglücksfälle. — Vervielfachte Anklagen gegen das Direktorium. — Wahlen des Jahres VII. — Sieyes ist an Rewbell's Stelle zum Direktor ernannt.

Dies war die Sachlage im Anfang des Jahres 1799. Der Krieg war nach den Ereignissen, die wir eben berichtet, nicht mehr zweifelhaft. Außerdem ließen die aufgefangenen Correspondenzen, die Schilderhebung des Königs von Neapel, der ohne die Gewißheit einer wichtigen Intervention gewiß nicht die Initiative ergriffen hätte, so wie die ungeheueren Vorbereitungen Oesterreichs und die Ankunft eines russischen Corps in Mähren, nicht mehr daran zweifeln. Man befand sich im Nivose (Januar 1799) und es war voraussichtlich, daß die

Feindseligkeiten noch vor Verlauf zweier Monaten beginnen würden. So war die Unvereinbarkeit der zwei durch die Revolution einander gegenübergestellten Systeme mehr als je bewiesen. Frankreich hatte im Jahre 1788 den Krieg mit drei Republiken ihm zur Seite begonnen, und zwar der batavischen, ligurischen und cisalpinischen, und jetzt gab es durch die Gründung der helvetischen, römischen und parthenopäischen Republiken deren sechs. Diese Ausdehnung ist weniger als das Resultat des Eroberungsgeistes, als das des Systemsgeistes zu betrachten. Man war genöthigt gewesen, den bedrückten Wadtländern beizustehen, man war zu Rom durch die Ermordung des unglücklichen Duphot provocirt worden; man hatte in Neapel nur einen Angriff zurückgewiesen, und so wurde man genöthigt, auf's Neue den Kampf zu beginnen. Es ist gewiß, daß das Direktorium, obgleich ein grenzenloses Vertrauen auf die französische Macht setzend, doch den Frieden wünschte, sowohl aus politischen als aus finanziellen Gründen, ebenso wie der Kaiser, obschon er den Krieg beabsichtigte, ihn doch noch gerne hinausgeschoben hätte. Indessen hatten sich Alle so benommen, als wollten sie sogleich den Kampf erneuern, so groß war die Unverträglichkeit der beiden Systeme. Die Revolution hatte der französischen Regierung ein ungewöhnliches Vertrauen und Kühnheit eingeflößt. Das letzte Ereigniß in Neapel, obgleich an und für sich unbedeutend, hatte sie noch mehr überzeugt, daß Alles vor der Gewalt der französischen Bajonette weichen müsse. Dies war übrigens auch die Meinnng von ganz Europa. Es bedurfte nichts weniger als der ungeheuern Masse der gegen Frankreich vereinigten Kräfte, um seinen Feinden den Muth zu geben, sich mit ihm zu messen. Aber dies Vertrauen der französischen Regierung war doch zu übertrieben und verbarg ihr zum Theil die Schwierigkeiten ihrer gegenwärtigen Stellung. Die Folge hat bewiesen, daß ihre Hilfsquellen ungeheuer,

aber in diesem Augenblicke noch nicht gehörig organisirt und genug gesichert waren, um den Sieg zu verbürgen. Das Direktorium hatte außer Frankreich, Holland, die Schweiz und ganz Italien, welche Länder eben so viele Republiken waren, zu verwalten. Sie durch Vermittlung ihrer Regierungen zu verwalten, war, wie man sah, noch viel schwieriger, als wenn sie direct von uns regiert worden wären. Man konnte aus Mangel einer Organisation dieser Länder gar keine Hilfsquellen, weder an Geld noch an Menschen, aus denselben ziehen; und man mußte sie indessen doch vertheidigen und auf einer Linie kämpfen, die sich vom Texel ohne Unterbrechung bis zum adriatischen Meere zog; eine Linie, die in ihrer Front von Oesterreich und Rußland angegriffen und von den englischen Flotten in Holland oder Neapel im Rücken bedroht wurde. Die Kräfte, die eine solche militärische Stellung erheischten, konnte man nur aus Frankreich ziehen. Die Armeen waren gegenwärtig sehr schwach. Vierzigtausend unserer besten Soldaten kämpften unter unserem großen Feldherrn in Egypten. Die in Frankreich stehenden Armeen waren durch Desertionen, die der Frieden stets herbeiführt, beinahe um die Hälfte schwächer geworden. Die Regierung bezahlte die nämliche Menge Soldaten, aber deren offensiver Stand belief sich kaum auf 150,000 Mann. Die Verwaltungen und Generalstäbe zogen aus dem überzähligen Solde ihren Gewinn, und das war eine unnütze Last für unsere Finanzen. Diese 150,000 Mann bildeten ganz vortreffliche Cadres, die man mit den neuen Conscribirten ausfüllen konnte, aber dazu war Zeit nothwendig, und man hatte deren seit Einführung der Conscription nicht hinlänglich genug gehabt. Endlich waren die Finanzen durch die schlechte Organisation des Steuerwesens und der Einnahme der Abgaben noch immer in einem Zustande gänzlichen Verfalls. Man hatte ein Budget von 600 Millionen votirt,

und eine außerordentliche Unterstützung von 125 Millionen, die man von den überbleibenden 400 Millionen der Nationalgüter nehmen sollte; aber die Langsamkeit der Einzahlungen und Irrthümer in der Verwerthung gewisser Produkte, ließen ein beträchtliches Deficit zurück. Dazu fing die Subordination, ein so nothwendiger Hebel in einer so großen Staatsmaschine, allmählig zu verschwinden an. Die Soldaten waren nur noch schwer im Zaume zu halten. Der beständige Kriegszustand, in dem sich die Republik befand, machte sie ihre Nothwendigkeit fühlen und sie wurden gebieterisch und voller Ansprüche. In reichen Ländern liegend, wollten sie auch davon Nutzen ziehen, und sie waren in der That auch Theilnehmer aller Plünderungen. Wo sie waren, wollten sie auch ihre Meinung zur herrschenden erheben und beachteten kaum die Befehle der Civilagenten. Man sah dies bei dem Streite Brune's mit Trouvé. Im Innern endlich trat die Opposition, welche wir seit dem 18. Fructidor wachsen und zwei verschiedene Färbungen annehmen sahen, wieder kräftiger und bestimmter hervor. Die bei den letzten Wahlen unterdrückten Patrioten hielten sich bereit, in den neuen zu triumphiren. Die Gemäßigten tadelten kaltblütig, aber bitter alle Maaßregeln der Regierung, und machten ihr, wie es der Gebrauch jeder Opposition ist, selbst die für sie oft unüberwindlichen Schwierigkeiten zum Vorwurf. Die Regierung ist die Gewalt selbst, sie muß triumphiren und desto schlimmer für sie, wenn es nicht geschieht. Man hört nie ihre Entschuldigungen, nie ihre Erklärungen, warum sie nicht gesiegt habe, an.

Dies war die Stellung des Direktoriums in dem Augenblicke, wo der Krieg mit Europa wieder begann. Er that unter mächtigen Anstrengungen sein Möglichstes, um wieder Ordnung in diese große Maschine zu bringen. In Italien herrschte noch überall Verwirrung; die Hülfsquellen dieser reichen Gegenden waren geplündert,

und gingen unnütz für die Armee verloren; nur einige Plünderer zogen davon Nutzen. Die mit Errichtung und Verwaltung der römischen Republik beauftragte Commission hatte ihre Aufgabe vollendet und alsogleich fing der Einfluß der Generalstäbe an sich bemerkbar zu machen. Die als zu gemäßigt gehaltenen Consuln wurden gewechselt und die für den Unterhalt der Armee vortheilhaften Verträge gebrochen. Die Commission, in der Faypoult die finanziellen Maaßregeln besorgte, hatte einen vortheilhaften Vertrag zur Unterhaltung der zu Rom stationirten Truppen und zum Transport der nach Frankreich bestimmten Kunstgegenstände geschlossen, und zur Zahlung die dem Clerus genommenen Nationalgüter bestimmt. Dieser Vertrag, abgesehen von der Mäßigkeit des Preises, hatte noch den Vortheil, daß er den Nationalgütern eine Anwendung verschaffte. Er wurde aber cassirt und der Gesellschaft Baudin, die ganz Italien aussaugte, übertragen. Diese Compagnie wurde durch die Generalstäbe, denen sie ein Procent ihres Gewinnstes überließ, unterstützt. Piemont, das man eben besetzt hatte, bot eine neue Beute zum Verschlingen dar, und die anerkannte Rechtlichkeit Joubert's war keine Garantie gegen die Habsucht des Generalstabs und der Gesellschaften. Vorzüglich Neapel, war man bedacht zu plündern. Es waren im Direktorium vier rechtschaffene Männer, Rewbell, Larévellière, Merlin und Treilhard, die von diesen Unordnungen empört waren. Larévellière hauptsächlich, der strengste und von den Excessen in Italien, durch seine besondern Verbindungen mit Trouvé in Neapel und der Commission in Rom am genauesten unterrichtet, wollte, daß man die größte Strenge entfalten sollte. Er setzte einen von ihm ausgehenden weisen Vorschlag durch, der dahin ging, daß in allen von Frankreich abhängigen Ländern oder in solchen, wo französische Armeen ständen, Commissäre errichtet werden soll-

ten, die ganz unabhängig von den Generalstäben sich mit der Civil- und Finanzverwaltung zu befassen hätten. Zu Mailand, Turin, Rom und Neapel sollten Commissionen, die von den alliirten Ländern an Frankreich vertragsmäßig zu zahlenden Contributionen einnehmen, Käufe und Verkäufe schließen, alle Verwaltungsmaaßregeln besorgen und mit einem Worte die Bedürfnisse der Armee bestreiten, ohne den Militärbehörden irgend eine Verwaltung von Geldern zu lassen. Die Commissionen hatten indeß Befehl, den Generalen die Fonds, die sie verlangen würden, auszuzahlen, ohne nach ihrer Verwendung zu fragen, da sie nur der Regierung allein davon Rechenschaft zu geben hätten. So waren die militärischen Autoritäten noch immer sehr geschont. Die vier Direktoren setzten diesen Beschluß durch und beauftragten auf der Stelle den General Scherer, denselben mit äußerster Strenge vollziehen zu lassen. Da dieser für seine Collegen einige Nachsicht zeigte, so notificirte man ihm, daß er für alle entstehenden und nicht unterdrückten Unordnungen würde persönlich verantwortlich gemacht werden.

Diese Maaßregel, so gerecht sie auch war, mußte die Generalstäbe sehr verletzen. Vorzüglich in Jalien schienen sie sich zu empören; sie sagten, man entehre den Stand durch die Vorsichtsmaaßregeln, die man gegen ihn nehme, man hemme die Generale in ihren Plänen und beraube sie aller Macht. Championnet hatte zu Neapel schon den Gesetzgeber gespielt, und Commissionen zur Verwaltung des eroberten Landes niedergesetzt. Faypoult war vom Direktorium zur Uebernahme des ganzen Theils der finanziellen Verwaltung gesandt worden. Er ließ die nothwendigen Befehle ergehen, um die Leitung der Finanzen in seine Hände übergehen zu lassen, und widerrief mehrere von Championnet getroffene, sehr übelverstandene Maaßregeln. Dieser, mit dem ganzen Hochmuth der Leute seines Standes (beson-

ders wenn sie siegreich sind) erfüllte General betrachtete sich als beleidigt, und ließ einen kühnen Befehl ergehen, mittelst welchem er Faypoult und die übrigen Mitglieder der Commission binnen 24 Stunden aus Neapel wies. Ein gleiches Benehmen war nicht zu dulden. Die Befehle des Direktoriums zu mißachten und seine Bevollmächtigten aus Neapel jagen, war eine Handlung, die die strengste Züchtigung verdiente, außer man wollte sich der höchsten Gewalt entkleiden und sie den Generalen übergeben. Das Direktorium wankte nicht, und mit Hülfe der Mitglieder, die, dieser ewigen militärischen Plündereien müde, denselben ein Ende setzen wollten, schritt es zu energischen Maaßregeln. Championnet, ungeachtet des Glanzes seiner letzten Siege, wurde abgesetzt und einer Militärcommission zur Untersuchung überantwortet. Unglücklicherweise blieb der Insubordinationsgeist nicht dabei stehen. Der tapfere Joubert ließ sich überreden, daß durch die Maaßregeln des Direktoriums die Soldatenehre verletzt sei, und wollte unter den, den Generalen jüngst vorgeschriebenen Bedingungen nicht mehr das Commando behalten; er verlangte seine Entlassung. Das Direktorium nahm sie an. Bernadotte verweigerte aus den nämlichen Gründen, Joubert im Oberbefehl nachzufolgen. Dessenungeachtet gab das Direktorium nicht nach und beharrte in seinen Verordnungen.

Das Direktorium beschäftigte sich hierauf mit der Aushebung der Conscribirten, die ziemlich langsam vor sich ging. Da die beiden ersten Classen nicht genügten, um die 200,000 Mann zu stellen, so ließ es sich ermächtigen, so lange aus allen Classen Aushebungen zu veranstalten, bis die bestimmte Zahl complet wäre. Um Zeit zu gewinnen, wurde verordnet, daß die Gemeinden selbst mit der Ausrüstung der neuen Rekruten sich befassen und daß die Ausgaben dafür von der Grundsteuer in Abzug gebracht werden sollten. Diese kaum

ausgerüsteten neuen Rekruten sollten sich dann auf die Gränzen begeben, dort in Garnisonsbataillonc formirt und statt der in den festen Plätzen und Reservelagern liegenden Truppen zum Dienste verwendet werden. Sobald ihre Abrichtung hinlänglich vollendet, sollten sie dann wieder zu den activen Armeen stoßen.

Das Direktorium beschäftigte sich auch mit dem Deficit. Der Minister Ramel, der seit dem Bestehen des Direktoriats noch immer mit Einsicht und Rechtlichkeit unsere Finanzen verwaltete, erklärte, das Deficit würde 65 Millionen betragen, ohne die Rückstände, die durch die Verspätung der noch zu zahlenden Abgaben entständen, zu rechnen. Es entstand ein heftiger Streit über den Betrag des Deficits. Die Gegner des Direktoriums schätzten es auf 15 Millionen. Ramel bewies, daß das Deficit zum wenigsten sich auf 65 und leicht auch auf 75 Millionen belaufen könne. Man hatte eine Thür- und Fenstersteuer eingeführt, aber sie genügte nicht. Es wurde über Einführung der Salzsteuer diskutirt; aber da erhob sich lautes Geschrei, man sagte, man wolle das Volk unterdrücken, indem man die öffentlichen Lasten auf eine einzige Classe häufe, man erneuere die Salzsteuer u. s. w. — Lucian Bonaparte war unter allen Andern derjenige, der seine Einwürfe mit der größten Hartnäckigkeit und Bitterkeit geltend machte. — Die Anhänger der Regierung antworteten, sich auf die Nothwendigkeit berufend. Die Salzsteuer wurde durch den Rath der Alten verworfen. Um den Ertrag derselben herbeizubringen, verdoppelte man die Thür- und Fenstersteuer, ja verzehnfachte sogar die Steuer auf die Einfahrtsthore. Man verkaufte die Güter der protestantischen Kirche und dekretirte, daß der Clerus als Entschädigung für seine Güter Gehalte von der Regierung empfangen sollte. Man sollte ferner die Summen, die man noch von den Eigenthümern der vom Staate unge-

trennt gebliebenen Güter zu fordern hatte, zur Verfügung der Regierung. Unglücklicherweise kamen alle diese Hülfsquellen nicht schnell genug ein. Außer den Schwierigkeiten, den Ertrag der Steuern auf 600 Millionen hinaufzubringen, war auch noch eine zweite in der Langsamkeit der Betreibung der Steuern. Man war auch dieses Jahr, wie alle vorhergehenden, genöthigt, den Lieferanten Anweisungen auf die noch rückständigen Steuern zu geben. Den Rentenbesitzern, denen man seit der Rückzahlung der beiden Drittel die größte Pünktlichkeit versprochen hatte, wurden ebenfalls Steueranweisungen als Bezahlung gegeben. So sah man sich von Neuem zu Ergreifung von allen möglichen Auswegen gezwungen. Mit Aushebung von Soldaten und Eintreibung von Abgaben, um sie zu erhalten, war jedoch nicht Alles gethan; man mußte sie nach einem zweckmäßigen Plane vertheilen und ihnen Generale geben. Man mußte, wie wir schon gesagt haben, Holland, die Rheinlinie, die Schweiz und ganz Italien decken, d. i. man mußte vom Golfe von Tarent bis zum Texel operiren. Holland war zwar von einer Seite durch die Neutralität Preußens, die gewiß schien, geschützt; doch eine englisch-russische Flotte sollte hier eine Landung in's Werk setzen, und es war äußerst wichtig, diese Gefahr wo möglich abzuwenden. Die Rheinlinie war durch Mainz und Straßburg beschützt, und obgleich es nicht sehr wahrscheinlich war, daß Oesterreich die Durchbrechung derselben wagen würde, so war es doch immer zweckmäßig, ein Observationscorps aufzustellen. Sei es nun, daß man selbst die Offensive ergreifen oder selbe feindlicher Seits abwarten wollte, so mußte man die Oesterreicher jedenfalls an den Ufern der obern Donau und in den Umgegenden von Constanz treffen. Man bedurfte einer aktiven Armee, um entweder aus dem Elsaß oder der Schweiz hervorbrechend, damit in die baierischen Ebenen vorzudringen. Endlich erforderte

die Deckung der Schweiz ein Beobachtungscorps und eine große Armee, um Oberitalien gegen die Oestreicher und Niederitalien gegen die Neapolitaner und Engländer zu behaupten.

Dies Schlachtfeld war ungeheuer und noch nicht so gekannt und gewürdigt, wie seither in Folge der langen Kriege und unsterblichen Feldzüge. Man glaubte damals noch, die Gebirge seien die Schlüssel der Ebenen. Die Schweiz, in der Mitte dieser großen Operationslinie, auf der man kämpfen wollte, gelegen, schien der Schlüssel des Continents, und Frankreich, das die Schweiz besetzt hielt, demnach im Besitz eines entscheidenden Vortheils zu sein. Durch den Besitz der Quellen des Rheins, der Donau und des Po's, schien es, als wenn es auch im Besitze des Laufes dieser Ströme wäre; dies war ein Irrthum. Man begreift, daß zwei Armeen, die unmittelbar einen ihrer Flügel ans Gebirge lehnen, wie die Oesterreicher und Franzosen, als sie in den Umgebungen Verona's und Rastadt's kämpften, auf den Besitz dieser Gebirge halten, da sie, im Besitz derselben befindlich, den Feind mittelst der Höhen überflügeln können. Aber wenn man sich in einer Entfernung von 50 und 100 Stunden von den Gebirgen schlägt, so hört deren Besitz auf, irgend wichtig zu sein. Während man sich erschöpfen würde, um den Besitz des St. Gotthard's zu behaupten, würden am Rhein oder am untern Po stehende Armeen Zeit haben, über das Schicksal von Europa zu entscheiden. Aber man schloß von dem Kleinen auf das Große. Man glaubte, weil die Höhen für ein Schlachtfeld von wenigen Stunden wichtig sind, daß demzufolge die, die Alpen in ihrer Gewalt habende Macht auch den Continent beherrsche. Die Schweiz gewährt uns einen wirklichen Vortheil, und zwar, daß sie nämlich Frankreich gegen Oesterreich und Oesterreich gegen Frankreich, unmittelbare Debouchés bietet. Man begreift daher, daß für die Ruhe dieser zwei

Mächte, so wie die Ruhe Europa's die Schließung dieser Debouchés eine Wohlthat sei. Je mehr man die Berührungspunkte und Mittel zur Invasion entfernen kann, desto besser thut man, besonders zwischen zwei Mächten, die nicht gegen einander kämpfen können, ohne daß der ganze Continent davon erschüttert wird. Es ist in diesem Sinne, daß die Neutralität der Schweiz im Interesse von ganz Europa liegt, und man hat vollkommen Recht gehabt, daraus einen Grundsatz der Sicherheit zu machen.

Als Frankreich in die Schweiz einfiel und sie an sich riß, hatte es sich den Vortheil direkter Einfallspunkte nach Oesterreich und Italien erobert, und in dieser Hinsicht konnte man den Besitz der Schweiz als äußerst wichtig für Frankreich anerkennen. Aber wenn die Vielzahl von Einfallspunkten einen Vortheil für die Macht bietet, die die Offensive ergreift und dazu die Mittel in Händen hat, so bietet sie gleicher Weise eine Nachtheil für jene Macht, die durch ihre untergeordneten geringeren Kräfte auf die Defensive beschränkt ist. Diese muß dann wünschen, daß die Zahl der Angriffspunkte so beschränkt als möglich sei, um ihre Kräfte mit Erfolg concentriren zu können. Wenn es für das, zur Ergreifung der Offensive hinlänglich vorbereitete Frankreich, vortheilhaft war, aus der Schweiz nach Baiern zu debouchiren, so war es für das auf die Defensive beschränkte Land ärgerlich, nicht auf die Neutralität der Schweiz zählen zu können, und den ganzen Raum von Mainz bis Genua decken zu müssen, anstatt wie es im Jahr 1793 geschah, seine Kräfte zwischen Mainz und Straßburg einerseits und zwischen dem Montblanc und Genua andererseits concentiren zu können.

So konnte die Besetzung der Schweiz für Frankreich, im Falle es auf die Defensive beschränkt wurde, gefährlich werden. Aber es war weit entfernt, an einen solchen Fall jemals zu glauben. Der Plan der Regierung

war, überall die Offensive zu ergreifen, und wie unlängst furchtbare Streiche zu führen. Aber die Vertheilung seiner Kräfte war höchst unglücklich getroffen. Man stellte eine Observationsarmee in Holland und eine andere auf der Rheinlinie auf. Eine andere Armee sollte von Straßburg aufbrechen, den Schwarzwald passiren und in Baiern einfallen. Eine weitere Armee sollte in der Schweiz um den Besitz der Gebirge kämpfen und so den einen Flügel, der an der Donau operirenden und den andern, der italienischen Armee stützen. Eine andere große Armee sollte vom Etschgebiete aufbrechen, um die Oesterreicher über den Isonzo zu jagen. Ein letztes Observationscorps sollte endlich Unteritalien decken und Neapel bewachen. Man wollte, daß die Armee von Holland 20,000, jene des Rheins 40,000, jene der Donau 80,000, die der Schweiz 40,000, die Italiens 80,000 und die Neapels 40,000 Mann zählen sollte, was im Ganzen, die Besatzungen nicht gerechnet, 300 000 Mann ausmachte. Mit solchen Kräften wurde die Vertheilung allerdings weniger mangelhaft. Aber wenn man auch durch die Aushebung der Conscribirten, unsere Armeen in einiger Zeit auf diesen Stand bringen konnte, so war man doch gegenwärtig weit, selbst von der Annäherung an diese Zahlen entfernt. In Holland konnte man nur 10,000 Mann lassen; am Rhein war es kaum möglich, einige tausend Mann zu versammeln. Die zur Zusammensetzung dieser Observationsarmee bestimmten Truppen wurden im Innern zurückgehalten, theils um über die noch bedrohte Vendée zu wachen, theils um für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe, während der sich jetzt vorbereitenden Wahlen zu sorgen. Die zu den Operationen an der Donau bestimmte Armee zählte aufs Höchste 40,000 Mann, jene der Schweiz 30,000, die Italiens 50,000 und Neapels 30,000 Mann. Auf diese Weise beliefen sich unsere Armeen auf kaum 160—170,000 Mann, und es war

die auffallendste Unklugheit, sie vom Texel bis zum Golf von Tarent zu zerstreuen.

Da das Direktorium, durch die revolutionäre Kühnheit fortgerissen, die Offensive ergreifen wollte, so mußte man sorgfältiger als je bei der Wahl der Angriffspunkte zu Werke gehen, sich in hinreichenden Massen auf diesen Punkten versammeln, und sich nicht zerstreuen, um auf allen Punkten zugleich zu kämpfen. So mußte man in Italien, statt sich von Verona bis Neapel zu zersplittern, nach Bonapartes Beispiel den größten Theil seiner Macht an der Etsch versammeln und hier entscheidende Schläge ausführen. An der Donau mußte man, anstatt Tausende von Tapfern unnütz am Fuße des Gotthards aufzuopfern, die Armee der Schweiz und des Rheins vermindern, jene der Donau damit vergrößern, und in Baiern eine entscheidende Schlacht schlagen. Man konnte selbst die Angriffspunkte vermindern, indem man an der Etsch sich beobachtend verhielt und nur an der Donau einen gewaltigen entscheidenden Streich führte, indem man die Masse, die ihn zu führen bestimmt, bedeutend vergrößerte. Bonaparte und der Erzherzog Carl haben beide bewiesen, der erste durch große Beispiele und der zweite durch tiefe Raisonnements, daß ein Kampf zwischen Oesterreich und Frankreich sich an der Donau entscheiden müßte. Hier ist der kürzeste Weg um zum Ziele zu gelangen. Eine in Baiern siegreiche französische Armee, machte alle Erfolge einer in Italien siegenden österreichischen Armee zu Nichte, da erstere Wien viel näher ist.

Zur Entschuldigung der Plane des Direktoriums muß man sagen, daß man bis jetzt noch nie ein so weites Schlachtfeld zu übersehen gehabt hatte, und Bonaparte, der einzige Mann, der dies konnte, in Egypten war. So vertheilte man die wirklich disponiblen 160,000 Mann in der von uns beschriebenen Ordnung auf der schon an-

gegebenen Linie. 10,000 Mann sollten Holland beobachten, einige Tausend den Rhein; 40,000 Mann bildeten die Donau-Armee, 30,000 die der Schweiz, 50,000 die Italiens und 30,000 die Neapels. Die Conscribirten sollten bald die Massen verstärken und sie zu der vom Direktorium bestimmten Höhe bringen.

Die Wahl der Generale war nicht glücklicher als die Entwerfung des Planes. Es ist wahr, daß seit dem Tode Hoche's und der Abreise von Bonaparte, Kleber und Désaix die Wahl ziemlich beschränkt war. Indeß blieb noch ein General, der sich eines großen und verdienten Rufes erfreute, dies war Moreau. Man konnte kühner und unternehmender, aber gewiß nicht fester oder sicherer sein, wie er. Ein Staat von einem solchen Mann vertheidigt, konnte nicht untergehen. Wegen seines Benehmens in der Angelegenheit Pichegru's in Ungnade gefallen, hatte er bescheiden eingewilligt, bloß Inspekteur der Infanterie zu werden. Man schlug ihn dem Direktorium zum Oberbefehl der Armee in Italien vor. Seitdem Bonaparte die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese schöne Gegend gelenkt und selbe zum Zankapfel Frankreichs und Oesterreichs geworden, schien dieser Oberbefehl der Wichtigste. Darum dachte man an Moreau. Barras widersetzte sich diesem Vorschlage aus allen Kräften. Er spielte den eifrigen Patrioten und stellte Moreau wegen seines Benehmens vom 18. Fructidor als verdächtig dar. Seine Collegen hatten die Schwäche ihm nachzugeben; Moreau wurde übergangen und blieb einfacher Divisionsgeneral in der Armee, die er als Chef hatte kommandiren sollen. Er nahm edelmüthig einen seinen Talenten untergeordneten Rang ein. Joubert und Bernadotte hatten aus den schon früher angeführten Gründen den Oberbefehl über die italienische Armee abgelehnt. Man dachte darum an Scherer, den Kriegs-Minister. Dieser General hatte sich durch seine Erfolge

in Belgien und durch seine Schlacht von Loano viel Ruf erworben. Er hatte Geist, aber einen durch das Alter und Kränklichkeit aufgeriebenen Körper, und war nicht geeignet, junge Leute voll Kühnheit und Kraft zu befehligen. Außerdem hatte er sich mit der Mehrzahl seiner Kameraden brouillirt, indem er versuchte die Zügellosigkeit und militärische Willkür mit Strenge zu unterdrücken. Barras schlug ihn als General für die italienische Armee vor. Man sagt, es wäre geschehen, um ihn aus dem Kriegsministerium zu bringen, wo seine Strenge unbequem zu werden anfing. Da indeß die Militairs, die man um Rath fragte, besonders Joubert und Bernadotte, von seiner Fähigkeit so sprachen, wie man allgemein in der Armee davon sprach, nämlich mit viel Hochachtung, so wurde er zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien ernannt. Er sträubte sich sehr dagegen, indem er sein Alter, seine Gesundheit und hauptsächlich seine Inpopularität, als Folge des von ihm bekleideten Postens anführte; aber man bestand darauf, und so war er genöthigt, den Oberbefehl anzunehmen.

Championet, vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde im Befehl der Armee von Neapel durch Macdonald ersetzt. Diese Wahlen waren vortrefflich und die Republik konnte sich dazu Glück wünschen. Die wichtige Armee an der Donau wurde Jourdan anvertraut. Ungeachtet seiner Unglücksfälle in den Feldzügen des Jahres 1798 hatte man seine in den Jahren 1793 und 1794 geleisteten Dienste nicht vergessen, und man hoffte, er würde nicht hinter seinen ersten Waffenthaten zurückbleiben. Da man diese Armee nicht Moreau gab, so konnte sie sonst nicht in besseren Händen sein. Unglücklicherweise war sie an Zahl so gering, daß man, um sie mit Vertrauen zu commandiren, die Kühnheit des Siegers von Arcole und Rivoli haben mußte. Bernadotte erhielt die Armee des Rheines und Brüne, jene Hollands.

Oesterreich hatte viel mächtigere und größere Vorbereitungen getroffen, als Frankreich; da es nicht, wie wir, auf sichern Erfolg rechnete, so hatte es die zwei Jahre, die seit dem Waffenstillstand von Leoben verflossen, dazu angewendet, neue Truppen auszuheben, sie vollkommen auszurüsten und abzurichten. Es konnte augenblicklich 225,000 Mann (effektiv) ins Feld stellen, ohne die Rekruten zu zählen, die noch abgerichtet wurden. Rußland stellte ihm ein Contingent von 60,000 Mann, deren fanatische Tapferkeit in ganz Europa berühmt war, und die durch den berühmten Suwarow befehligt wurden. Die neue Coalition operirte auf diese Weise gegen unsere Linie mit ungefähr 300,000 Mann. Man kündigte noch zwei russische mit englischen Truppen vereinte Contingente an, die nach Holland und nach Neapel bestimmt waren.

Der Plan für den Feldzug der Coalition war nicht besser entworfen, als der unserige. Es war eine pedantische Conception des Hofkriegsrathes, vom Erzherzog Karl sehr mißbilligt, aber ihm und allen Generalen streng vorgezeichnet, ohne daß sie sich erlauben durften, denselben zu modifiziren. Dieser Plan beruhte wie der der Franzosen auf der Voraussetzung, daß die Gebirge die Schlüssel der Ebene seien. So hatte man beträchtliche Streitkräfte angehäuft, um Tyrol und Graubünden zu sichern, und wenn es möglich wäre, den Franzosen die große Alpenkette zu entreißen. Der zweite Gegenstand, an dem dem Hofkriegsrath so viel zu liegen schien, war Italien. Ansehnliche Truppenmassen waren hinter der Etsch aufgestellt. Der wichtigste Kriegsschauplatz, jener der Donau, schien nicht der zu sein, mit dem man sich am meisten beschäftigt hatte. Was man am glücklichsten getroffen hatte, war, daß man den Erzherzog Karl dahinstellte. Die Streitkräfte der Oesterreicher waren, wie folgt, vertheilt. Erzherzog Karl befand sich mit 54,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Cavallerie in Baiern. In Vor-

arlberg, längs des Rheins bis zu seiner Einmündung in den Bodensee, commandirte General Hotze 24,000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie. Bellegarde war mit 46,000 Mann, darunter 2000 Mann Cavallerie, in Tyrol. Kray hatte an der Etsch 64,000 Mann und 11,000 Pferde, was im Ganzen 75,000 Mann ausmachte. Das russische Corps sollte zu Kray in Italien stoßen, um dort mit ihm vereint zu kämpfen. Man sieht, daß die 26,000 Mann von Hotze und die 46,000 Mann von Bellegarde in den Bergen zu kämpfen bestimmt waren. Sie mußten die Quellen der Ströme erobern, während die Armeen in den Ebenen den Lauf derselben zu überschreiten suchten. Von Seite der Franzosen war die helvetische Armee zu demselben Zwecke in den Gebirgen. So mußten auf beiden Seiten eine Menge Tapferer sich auf unzugänglichen Felsen, deren Besitz nicht im geringsten auf den Lauf des Krieges influirte, gegenseitig nutzlos vernichten.

Die französischen Generale hatten nicht ermangelt, das Direktorium von der Unzugänglichkeit ihrer Mittel in jeder Hinsicht zu unterrichten. Jourdan, der sich genöthigt gesehen hatte, mehrere Bataillone nach Belgien zu senden, um dort ausgebrochene Unruhen zu stillen und eine halbe Brigade, der helvetischen Armee zur Ergänzung einer andern, von dort nach Italien gesandten halben Brigade zuzuschicken, zählte nur noch 38,000 Mann. Mit solchen untergeordneten Kräften konnte er nicht mit Erfolg gegen den Erzherzog Karl kämpfen. Er verlangte die rasche Bildung der Armee Bernadotte's, der noch kaum 5—6000 Mann versammelt hatte, und hauptsächlich die bezeichneten neuen Feldbataillons. Er wünschte, daß man ihm erlaubte, die helvetische oder die Rheinarmee an sich zu ziehen, worin er durchaus nicht Unrecht hatte. Massena beklagte sich seinerseits, weder Magazine noch Transportmittel zu haben, die doch in einer un-

fruchtbaren und nur schwer zugänglichen Gegend unumgänglich nothwendig sind, um eine Armee zu erhalten.

Das Direktorium erwiederte auf diese Bemerkungen, daß die Conscribirten in möglichst kurzer Zeit in Feldbataillons formirt und der Armee zugesandt werden würden, daß die helvetische Armee unverweilt auf 40,000 und die Donau-Armee auf 60,000 Mann erhöht werden würde; sobald die Wahlen beendet seien, würden die im Innern rückbehaltenen Bataillone augenblicklich nach dem Rheine abgehen und den Kern dieser Armee bilden. Bernadotte und Massena hatten Befehl, Jourdan's Operationen zu unterstützen, und sich seinen Ansichten zu fügen. Da es noch immer auf die Wirkung der Offensive zählte und von demselben Vertrauen in seine Soldaten erfüllt war, so wollte es, daß seine Generale ungeachtet des Mißverhältnisses der Zahl, den Angriff beschleunigen, und die Oesterreicher durch einen ungestümen Ueberfall außer Fassung bringen sollten. Demzufolge wurden nun auch die Befehle ertheilt.

Die Graubündner, in zwei Parteien getheilt, hatten lange zwischen der österreichischen und schweizerischen Herrschaft geschwankt. Endlich hatten sie die Oesterreicher in ihre Thäler gerufen. Das Direktorium, sie als schweizerische Unterthanen betrachtend, hatte Massena den Befehl gegeben, ihr Territorium zu besetzen, jedoch vorher die Oesterreicher zu Räumung des Gebietes aufzufordern. Im Weigerungsfalle sollte Massena augenblicklich angreifen. Gleichzeitig, als die Russen noch immer in Oesterreich vorrückten, richtete es zwei Noten, die eine an den Congreß zu Rastadt, die andere an den Kaiser. Es erklärte dem deutschen Bunde und dem deutschen Kaiser, daß, wenn binnen acht Tagen nicht ein Gegenbefehl dem Vorrücken der Russen Einhalt gethan, es den Krieg als erklärt betrachten würde. Jourdan hatte Befehl,

nach Erlöschen dieses Termins alsogleich den Rhein zu überschreiten.

Der Congreß zu Rastadt war ausnehmend weit in seinen Arbeiten vorgerückt. Nachdem die Frage von der Rheinlinie, der Theilung der Inseln, der Erhaltung der Brücken, abgethan, beschäftigte man sich nur mit der Schuldenfrage. Der größte Theil der deutschen Fürsten, mit Ausnahme der kirchlichen, wünschte sich zu verständigen, um den Krieg zu vermeiden; da sie jedoch meist Oesterreich unterworfen waren, so wagten sie es nicht, sich hierüber auszusprechen. Die Mitglieder der Deputationen verließen nach und nach beinahe alle den Congreß, und bald war man außer Stand, sich ferner zu berathen. Der Congreß erklärte, der Note des Direktoriums nicht antworten zu können, und berichtete deshalb an den Reichstag nach Regensburg. Die an den Kaiser gerichtete Note wurde nach Wien gesandt und blieb ohne Antwort. Der Krieg war also factisch erklärt. Jourdan hatte den Befehl, den Rhein zu überschreiten und durch den Schwarzwald bis an die Quellen der Donau vorzudringen. Er überschritt den Rhein am 11. Ventose des Jahres VII (1. März). Der Erzherzog ging am 13. Ventose (3. März) über den Lech. So waren die Grenzen, die sich beide Mächte vorgeschrieben hatten, überschritten. Obgleich jedoch Jourdan einen Angriffsmarsch machte, hatte er doch den Befehl, dem Feind die ersten Schüsse thun zu lassen, bis die Kriegserklärung vom gesetzgebenden Körper gebilligt wäre.

Während dieser Zeit operirte Massena in Graubünden. Er nöthigte die Oesterreicher selbes am 16. Ventose (6. März) zu verlassen. Graubünden besteht aus dem obern Rhein- und obern Innthale und Engadein. Massena beschloß, den Rhein bei seiner Einmündung in den Constanzer See zu überschreiten und so alle in den obern Thälern zerstreuten Corps zu überwältigen. Lecourbe,

der den rechten Flügel commandirte und durch seine ausnehmende Thätigkeit und ungewöhnliche Kühnheit, der zum Gebirgskrieg der geeignetste General war, sollte aus der Gegend des Sanct Gothard aufbrechen, den Rhein in der Nähe seiner Quelle überschreiten und sich in das Innthal werfen. General Deßoles sollte ihn unterstützen, indem er sich mit einer Division der Armee von Italien aus dem Veltlin in das Etschthal begab.

Diese geschickten Anordnungen wurden mit großer Kraft und Energie ausgeführt. Am 16. Ventose (6. März) wurde der Rhein an allen Punkten überschritten. Die Soldaten warfen Wagen in den Fluß und gingen dann wie auf einer Brücke hinüber. In zwei Tagen war Massena Herr des ganzen Rheins, von seinen Quellen bis zu dessen Einmündung in den Constanzer See, und erbeutete 25 Kanonen und 5000 Gefangene. Lecourbe führte seinerseits mit nicht geringerem Glück die Befehle seines Chefs aus. Er überschritt den obern Rhein, marschirte von Dissentis nach Tusis im Thale von Albula, und von diesem Thale warf er sich kühn in das Innthal, die höchsten noch ganz mit Schnee bedeckten Berge Europa's überschreitend. Eine gezwungene Verzögerung hatte Dessoles verhindert, sich von Veltlin an die obere Etsch zu begeben, und so sah sich Lecourbe der Gefahr ausgesetzt, von allen in Tyrol stehenden österreichischen Truppen überflügelt zu werden. In der That warf sich Laudon, während der französische General keck im Innthale vorrückte, ihm mit einem Corps in den Rücken; aber der unerschrockene Lecourbe marschirte wieder zurück, griff Laudon an, überwältigte ihn, machte eine große Anzahl Gefangene, und setzte seinen Marsch im Innthale wie früher fort.

Dieser glänzende Anfang ließ das Directorium glauben, daß auf den Alpen wie in den neapolitanischen Ebenen, die Franzosen überall einem an Zahl überlegenen

Feinde trotzen könnten, und bestätigte es in der Idee, daß man bei der Offensive bleiben und die Zahl durch Kühnheit ersetzen müsse.

Das Directorium schickte endlich die Kriegserklärung *), die es von den Conseils erhalten, mit dem Befehl, auf der Stelle anzugreifen. Jourdan war aus den Engpässen des Schwarzwaldes hervorgebrochen, und hatte das, zwischen der Donau und dem See von Constanz liegende Land, besetzt. Der von diesem Strom und dem See gebildete Winkel erweitert sich immer mehr, je weiter man nach Deutschland vordringt. Jourdan, der seine Linke an die Donau und seine Rechte an den Constanzer See anlehnen wollte, um die Verbindung mit Massena zu erhalten, war deßhalb genöthigt, seine Linie immer mehr zu verlängern, je weiter er vorrückte, und sie demnach auch zu schwächen, was für ihn, bei dem in überlegener Anzahl gegenüberstehendem Feinde, von äußerst gefährlichen Folgen sein konnte. Er war zuerst auf der einen Seite bis Mengen und auf der andern bis Markdorf vorgedrungen, aber da er erfuhr, daß die Rheinarmee nicht vor dem 10. Germinal (30. März) organisirt sein würde, und er fürchtete, daß er durch das Neckarthal umgangen werden könnte, fand er es für angemessen, eine rückgängige Bewegung zu machen. Die Befehle seiner Regierung jedoch und die günstigen Erfolge Massena's entschieden ihn, wieder vorzurücken. Er wählte eine treffliche Stellung zwischen dem See von Constanz und der Donau. Die Ostrach und die Ach beinahe von demselben Punkte entspringend, und sich, der eine in die Donau, der andere in den Constanzer See ergießend, bilden eine gerade Linie, hinter welcher sich Jourdan aufstellte. Saint-Cyr stand mit dem linken Flügel in Mengen,

---

*) Diese Kriegserklärung geschah am 22. Ventose des Jahres VII (12. März.)

Souham mit dem Centrum in Pfullendorf, Férino mit dem rechten Flügel in Barendorf; Lefebvre mit der Division der Vorhut in Ostrach und d'Hautpoult commandirte die Reserve. Ostrach war der zugänglichste Punkt der ganzen Linie. Am Ursprung zweier Gießbäche gelegen, bot er zwei Sümpfe dar, die man jedoch auf einer langen Chaussee umgehen konnte. Auf diesen Punkt beschloß Erzherzog Karl, der sich den Feind nicht zuvorkommen lassen wollte, seinen Hauptangriff zu richten. Er sandte zwei Colonnen gegen den linken und rechten Flügel der Franzosen, Saint-Cyr und Férino ab. Aber seine ganze 50,000 Mann starke Macht warf er gegen die Stellung von Ostrach, wo höchstens 9000 Franzosen standen. Das Gefecht begann den 2. Germinal (22. März Morgens) und war eines der blutigsten. Die Franzosen entfalteten bei diesem ersten Zusammentreffen eine Tapferkeit und eine Hartnäckigkeit, die selbst die Bewunderung des Erzherzogs erregten. Jourdan eilte auf diesen Punkt herbei, aber die Länge seiner Linie, sowie die Natur des Terrains erlaubten nicht, durch eine rasche Bewegung die Kräfte seiner Flügel auf das Centrum zu werfen. Der Durchgang wurde erzwungen und nach einem ehrenvollen Widerstande sah sich Jourdan genöthigt, sich nach Siegen und Tuttlingen zurückzuziehen. Eine Niederlage am Anfang eines Feldzuges war gefährlich, denn sie zerstreute den Zauber ihrer Unbesiegbarkeit und Kühnheit, dessen die Franzosen nothwendig bedurften, um das Gleichgewicht zwischen ihnen und dem Feinde herzustellen. Indeß hatte die geringe Anzahl seiner Streitkräfte diese Niederlage beinahe unvermeidlich gemacht.

Jourdan gab es übrigens deßhalb nicht auf, bei der Offensive zu bleiben. Da er wußte, daß Massena jenseits des Rheines vorwärts rückte, und er auf die Mitwirkung der Donauarmee rechnete, so hielt er sich verpflichtet, einen letzten Versuch zu wagen, seinen Collegen

zu unterstützen, indem er sich gegen den See von Constanz wandte. Er hatte aber noch ein anderes Motiv, dies war das Verlangen, Stockach, wo sich die Straßen Schwabens und der Schweiz kreuzen, und das zu verlassen er bei seinem Rückzuge nach Siegen und Tuttlingen die Unklugheit gehabt hatte, wieder zu besetzen. Er setzte seine Bewegung auf den 5. Germinal (25. März) fest.

Der Erzherzog Karl war über die Richtung, die er den Bewegungen seiner Armee geben sollte, noch nicht einig mit sich. Er wußte nicht, sollte er gegen die Schweiz vorrücken, um Jourdan von Massena zu trennen, oder sollte er gegen die Quellen der Donau marschiren, um ihn vom Rhein, seiner Operationsbasis abzuschneiden. Der Marsch gegen die Schweiz schien ihm das Vortheilhafteste für die beiden Armeen; denn die Franzosen hatten eben so viel Interesse, sich mit der helvetischen Armee zu verbinden, als die Oesterreicher, sie von selber zu trennen. Aber er war in Ungewißheiten über die Absicht Jourdan's und beschloß, um sich wo möglich davon zu unterrichten, eine Recognoscirung vorzunehmen. Er hatte dieselbe für denselben Tag beabsichtigt, an welchem Jourdan ihn anzugreifen gedachte.

Die Beschaffenheit dieser Gegenden machte die Stellung beider Armeen außerordentlich verwickelt. Der strategische Punkt war Stockach, wo sich die Straßen Schwabens und der Schweiz kreuzen. Diese Stellung war es, die Jourdan erobern, und Erzherzog Karl bewahren wollte. Die Stockach, ein kleiner Fluß, vor der gleichnamigen Stadt gelegen, windet sich in vielen Krümmungen durch die Gegend, bis sie sich endlich in den Constanzer See ergießt. An diesem Flusse hatte der Erzherzog seine Stellung eingenommen. Sein linker Flügel lag auf den Höhen zwischen Renzingen und Wahlwies und hinter einem Bogen der Stockach; sein Centrum lag auf einem hohen Plateau, der Nellenberg genannt, und vor der

Stockach, sein rechter Flügel auf der Verlängerung des genannten Plateau's und längs der Straße von Stockach nach Liptingen. Auch er war, wie das Centrum, vor der Stockach aufgestellt. Die äußerste Spitze dieses Flügels war durch das dichte Gehölz, das sich bis auf die Straße von Liptingen erstreckt, gedeckt. Diese Stellung hatte große Fehler. Da der linke Flügel hinter der Stockach, der rechte Flügel und das Centrum aber vor derselben standen, so konnten Letztere leicht durch einen gut ausgeführten heftigen Angriff hineingeworfen werden. Ueberdies hatte die ganze Armee nur einen einzigen Ausgang und zwar gegen die Stadt Stockach; im Falle eines schnellen forçirten Rückzuges wurden das Centrum, der rechte und linke Flügel auf eine einzige Straße zusammengedrängt, was, wenn sie unglücklicherweise zusammentrafen, eine verhängnißnißvolle und unglückliche Verwirrung herbeiführen mußte. Aber da es in der Absicht des Erzherzogs lag, Stockach zu behalten, so konnte er sich nicht wohl anders postiren, und die Nothwendigkeit war die Entschuldigung für die mißliche Wahl seiner Schlachtordnung. Er hatte sich nur zwei wirkliche Fehler vorzuwerfen, und die waren: keine Feldverschanzungen aufgeworfen zu haben, um seinen rechten Flügel und sein Centrum besser zu beschützen, so wie, eine zu große Truppenmasse zur Deckung des ohnehin durch die Stockach beschützten linken Flügels verwendet zu haben. Er hatte übrigens den Vortheil einer ungeheuern Mehrzahl.

Jourdan war über einen Theil der Dispositionen des Erzherzogs in Unwissenheit; denn nichts ist schwieriger als eine Recognoscirung, hauptsächlich in einem so durchschnittenen Lande, wie das, in dem die beiden Armeen sich bewegten. Er hielt noch immer die Oeffnung, des durch die Donau und den Constanzer See gebildeten Winkels, von Tuttlingen bis Steußlingen besetzt. Diese Linie war sehr ausgedehnt und die Beschaffenheit des

Landes, die keine schnelle Concentrirung der Streitkräfte erlaubte, machte diesen Uebelstand noch größer. Er beauftragte den General Férino, der den rechten Flügel bei Steußlingen kommandirte, gegen Wahlwies, und Souham, unter dessen Befehlen das bei Eigeltingen stehende Centrum stand, gegen Kenzingen vorzurücken. Diese beiden Generale sollten mit ihren Truppen vereint dahinwirken, den linken Flügel und das Centrum des Erzherzogs zu durchbrechen, indem sie die Stockach passirten und den Nellenberg erstürmten. Jourdan beabsichtigte dann seinen linken Flügel, seine Avantgarde und Reserve gegen Liptingen zu werfen, um durch das Gehölz, das den rechten Flügel des Erzherzogs deckte, vorzudringen um ihn so in der Flanke zu fassen und aus seiner Stellung zu vertreiben. Diese Anordnungen hatten den Vortheil für sich, daß sie mit dem größten Theil der Armee den linken Flügel des Erzherzogs, der durch seine ungünstige Lage den meisten Gefahren ausgesetzt war, ernstlich bedrohten. Unglücklicherweise hatten alle Colonnen der Armee viel zu entfernte Abmarschpunkte. Um Liptingen anzugreifen, brachen die Avantgarde und die Reserve von Emmingen ob der Eck und der linke Flügel von Tuttlingen, in der Entfernung eines Tagmarsches auf. Diese Isolirung war um so gefährlicher, als die französische Armee nur 36,000 Mann stark, also um ein Drittel schwächer wie die österreichische Armee war.

Am 5. Germinal (25. März) begegneten sich die beiden Armeen. Die französische Armee marschirte zu einer Schlacht, die österreichische zu einer Recognoscirung. Die Oesterreicher, die etwas früher als die Franzosen aufgebrochen waren, überraschten unsere Vorhut, wurden aber durch das Gros unserer Division an allen Punkten zurückgeworfen. Férino auf dem rechten Flügel nnd Souham im Centrum, kamen nach Wahlwies, Orsingen, Nenzingen, an's Ufer der Stockach und an den Fuß des

Nellenberges, warfen die Oesterreicher in ihre frühere Stellung, die sie diesen Morgen verlassen, zurück und begannen auf allen Punkten einen ernsten Angriff auf diese Stellung. Sie hatten die Stockach zu überschreiten und den Nellenberg zu erstürmen. Eine lange Kanonade entspann sich auf der ganzen Linie.

Auf unserem linken Flügel war der Erfolg rascher und vollkommener. Die Vorhut, gegenwärtig nach der Verwundung Lefebvre's durch General Soult befehligt, trieb die, bis Emmingen ob der Eck vorgerückten Oesterreicher zurück, verjagte sie von Liptingen, brachte sie in der Ebene in gänzliche Verwirrung, verfolgte sie mit außerordentlicher Hitze, und war so glücklich, ihnen das Gehölz wegzunehmen. Eben dies Gehölz deckte, wie schon erwähnt, den österreichischen, rechten Flügel; wenn die Franzosen ihre Bewegung verfolgten, so konnten sie denselben in den Hohlweg von Stockach werfen und ihm eine Niederlage beibringen. Aber es war vorauszusehen, daß man diesen Flügel auf Kosten des linken Flügels und des Centrums verstärken würde, und daß man daher mit bedeutenden Streitkräften gegen denselben operiren müßte. Man mußte daher, wie es in dem ursprünglichen Plane lag, auf diesem Punkte die Avantgarde, die Reserve und den linken Flügel zusammentreffen machen. Unglücklicherweise wollte Jourdan, auf den eben errungenen allzuleichten Vortheil vertrauend, einen zu großen Zweck erreichen, und befahl dem General St. Cyr, anstatt ihn an sich zu ziehen, mit seinem Marsche einen langen Bogen zu beschreiben, und so die Oesterreicher zu umzingeln und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Das hieß sich allzusehr mit der Ernte der Früchte des Sieges beeilen, ehe noch der Sieg errungen war. Jourdan behielt auf dem eigentlichen entscheidenden Punkte nur die Division der Avantgarde und die dem Befehl d'Hautpoult's anvertraute Reserve.

Während dieser Zeit machte der rechte Flügel der Oesterreicher, da er das Geschütz, was ihm Deckung gewährte, genommen sah, wieder Kehrt, und vertheidigte mit äußerster Hartnäckigkeit die Chaussee von Liptingen nach Stockach, die sich durch das erwähnte Gehölz zieht. Man schlug sich mit großer Erbitterung, als der Erzherzog herbeieilte. Ohne die Bewegung St. Cyr's in seinem Rücken zu beachten, sah er wohl ein, daß wenn Jourdan zurückgeschlagen, St. Cyr dadurch nur um so viel größerer Gefahr ausgesetzt sein würde, und er beschloß daher, sich auf einen entscheidenden Schlag gegen den gegenwärtigen bedrohten Punkt zu beschränken.

Man stritt sich noch immer mit ungeheuerer Erbitterung um das Gehölz. Die Franzosen, an Zahl weit geringer, widerstanden mit einem Muthe, den der Erzherzog selbst bewunderungswürdig nannte; aber der Prinz griff selbst die Franzosen mit einigen Bataillonen auf der Straße von Liptingen an, und entriß denselben ihre Beute. Sie verloren endlich das Gehölz und befanden sich auf der offenen Ebene von Liptingen, dem Punkte, von wo sie ausmarschirt waren. Jourdan ließ von St. Cyr Unterstützung verlangen, aber es war zu spät. Es blieb ihm noch seine Reserve und er entschloß sich, einen Cavallerieangriff zu wagen, um die verlorenen Vortheile wieder zu erlangen. Er ließ vier Cavallerie-Regimenter zugleich vorrücken. Dieser Angriff, der in seinen Wirkungen durch einen gleichzeitigen Gegenangriff der Kürassiere gehemmt wurde, fiel nicht glücklich aus; und nun entstand eine schreckliche Verwirrung auf der Ebene von Liptingen. Nachdem die Franzosen Wunder der Tapferkeit gethan, lös'ten sie sich auf. Jourdan machte heldenmüthige Anstrengungen, um die Flüchtlinge aufzuhalten, aber er wird selbst in dem wilden Strome mit fortgerissen. Indessen wagten die durch das Gefecht sehr erschöpften Oesterreicher nicht, uns zu verfolgen.

Der Tag war jetzt beendigt. Ferino und Souham hatten sich zwar gehalten, aber es war ihnen nicht gelungen, weder das Centrum noch den linken Flügel der Oesterreicher zu forciren. St. Cyr stand in dem Rücken der Oesterreicher. Man konnte nicht sagen, daß die Schlacht verloren war, denn die Franzosen hatten überall das Schlachtfeld behauptet und eine seltene Tapferkeit entwickelt; aber bei der Ueberlegenheit des Feindes und der Isolirung ihrer einzelnen Corps, hieß nicht: gesiegt haben: geschlagen sein. Man mußte nun auf der Stelle den in großer Gefahr schwebenden St. Cyr zurückrufen, die übelzugerichtete Avantgarde und Reserve versammeln, und den linken Flügel und das Centrum zurückziehen. Jourdan gab augenblicklich die dahin abzweckenden Befehle und ließ St. Cyr befehlen, sich so schnell als möglich zurückzuziehen. Die Stellung desselben war sehr gefährlich geworden, aber er führte seinen Rückzug mit jener Entschlossenheit aus, die ihn stets auszeichnete, und gelangte ungefährdet an die Donau. Der Verlust war auf beiden Seiten gleich gewesen. An Todten, Verwundeten und Gefangenen zählte man ungefähr 5000 Mann.

Nach dieser unglücklichen Schlacht konnten die Franzosen nicht mehr das Feld behaupten, und waren gezwungen hinter einer festen Linie Schutz zu suchen. Sollten sie sich nun nach der Schweiz oder nach dem Rheine zurückziehen? Es war augenscheinlich, daß, wenn sie sich mit der Armee Massena's vereinigten, sie durch diese Diversion wieder eine imposante Stellung einnehmen konnten. Leider glaubte Jourdan anders handeln zu müssen; er fürchtete für die Rheinlinie, an der Bernadotte erst 7—8000 Mann versammelt hatte und beschloß, sich nach dem Eingang der Engpässe des Schwarzwaldes zurückzuziehen. Er nahm hier eine Stellung, die er für hinlänglich stark hielt, und reiste, das Commando der Armee, Ernould, dem Chef des Generalstabes überlas-

send, nach Paris, um sich über den untergeordneten Stand, in der man seine Armee belassen, zu beklagen. Die Resultate sprachen lauter, als alle Beschwerden der Welt, und es wäre besser gewesen, er wäre bei seiner Armee geblieben, als nach Paris zu gehen um sich zu beschweren.

Zum Glück befahl der Hofkriegsrath dem Erzherzog, einen bedeutenden Fehler, der den der Franzosen wieder gut machte. Wenn der Erzherzog seine errungenen Vortheile benützend, unsere besiegte Armee ohne Rast verfolgt hätte, so hätte er selbe in gränzenlose Verwirrung bringen, ja sie vollends vernichten können. Es wäre dann immer noch Zeit gewesen, nach der Schweiz zu eilen und den aller Unterstützung beraubten Massena, der auf 30,000 Mann beschränkt, sich in die höhern Alpenthäler gedrängt befand, anzugreifen. Es wäre nicht unmöglich gewesen, ihm den Weg nach Frankreich abzuschneiden. Aber der Hofkriegsrath verbot dem Erzherzog gegen den Rhein vorzudringen, ehe nicht die Schweiz geräumt sei; dies war die Folge des damals angenommenen Prinzips, die Gebirge als Schlüssel der Kriegsschauplatzes zu betrachten.

Während dieser Ereignisse in Schwaben, wurde der Krieg in den obern Alpen fortgeführt. Massena gegen die Quellen des Rheins, Lecourbe gegen die des Inn's und Dessoles gegen die der Etsch operirend, hatten mit abwechselnden Erfolge gekämpft. Jenseits des Rheines, in geringer Entfernung von der Stelle, wo er in den Constanzer See mündet, war eine Position, deren Eroberung dringend nothwendig war, es war die von Feldkirch. Massena hatte dieselbe mit seiner ganzen Hartnäckigkeit gestürmt, aber ohne Erfolg und mit dem fühlbaren Verluste von 2000 Mann. Lecourbe hatte bei Taufers und Dessoles bei Nauders glänzende Gefechte geliefert, die jedem 3—4000 Gefangene eingetragen und den Verlust bei Feldkirch reichlich ersetzt hatten. So hat-

ten die Franzosen durch ihre Lebhaftigkeit und Kühnheit in den Alpen die Oberhand behalten.

Die Operationen in Italien begannen den Tag nach der Schlacht von Stockach. Die Franzosen hatten ungefähr 30,000 Mann Conscribirte erhalten, was ihre Macht in Italien auf 116,000 Mann erhöhte. Sie waren, wie folgt, vertheilt: 30,000 Mann alter Truppen bewachten unter Macdonald Rom und Neapel. Die 30,000 Conscribirten waren als Besatzungen in den Plätzen vertheilt. Es blieben 56,000 Mann unter Scherer. Dieser hatte von diesen 56,000 Mann 5000 unter General Gauthier zu Besetzung Toscanas, und 5000 Mann unter Dessoles zu Operationen in dem Veltlin detachirt. Es blieben demnach 46,000 Mann, mit welchen Scherer an der Etsch, diesem wichtigen Punkte, der die Gegenwart unserer ganzen Streitkräfte erfordert hätte, operiren konnte. Außer dem Uebelstand, daß auf einem so entscheidenden Punkte verhältnißmäßig nur eine geringe Truppenzahl aufgestellt war, war noch ein zweiter, der den Franzosen nicht minder verderblich war. Der General flößte seiner Armee kein Vertrauen ein; er war, wie wir schon erwähnt haben, nicht jung genug, und dann hatte er sich während seines Ministeriums sehr unpopulär gemacht. Er fühlte dies selbst, und hatte nur ungern das Commando angenommen. Er belauschte Nachts die Soldaten in ihren Zelten und konnte mit seinen eigenen Ohren die Beweise seiner Unpopularität hören. Das waren zu Anfang eines großen und schwierigen Feldzugs sehr ungünstige Umstände.

Die Oesterreicher sollten von Melas und Suwarow commandirt werden. Bis zu deren Eintreffen gehorchten sie dem Freiherrn von Kray, einem der besten Generale des Kaisers. Schon vor der Ankunft der Russen waren sie in Oberitalien 85,000 Mann stark. Ungefähr 60,000 befanden sich schon an der Etsch. Beiden Armeen

war der Befehl ertheilt worden, die Offensive zu ergreifen. Die Oesterreicher sollten bei Verona herausbrechen, längs des Fußes der Gebirge hinmarschiren, und alle Festungen maskirend jenseits des Flusses vorrücken. Diese Bewegung hatte zum Zweck, die Operationen der Armee von Tyrol zu unterstützen. Scherer hatte keine andere Weisung erhalten, als über die Etsch vorzurücken. Doch sein Auftrag war sehr schwierig, denn die Oesterreicher waren an der ganzen Linie überall in Vortheil. Diese Linie ist durch den Feldzug von 1796 hinlänglich bekannt. Verona und Legnago, die sie beherrschen, waren in den Händen der Oesterreicher. Ueber was immer für einen Punkt eine Brücke zu schlagen, war ungemein gefährlich, denn die im Besitz von Legnago und Verona befindlichen Oesterreicher konnten, während die Armee einen Uebergang versuchte, sich auf deren Flanken werfen.

Wenn man nicht den Befehl zur Ergreifung der Offensive gehabt hätte, so wäre das Sicherste gewesen, den Feind oberhalb Verona debouchiren zu lassen und ihn auf einem mit Muße gewählten Terrain zu erwarten, ihm eine Schlacht zu liefern und die Resultate des Sieges benutzend, über die Etsch zu schreiten. Scherer, der gezwungen war, die Initiative zu ergreifen, war lange Zeit unschlüssig, welchen Weg er einschlagen sollte, und entschied sich endlich für einen Angriff zu seiner Linken. Man erinnert sich ohne Zweifel der Lage Rivoli's in den Gebirgen beim Eingange in Tyrol, weit oberhalb Verona's. Die Oesterreicher hatten alle Zugänge stark verschanzt, und bei Pastrengo ein Lager aufgeschlagen. Scherer entschloß sich, zuerst dieses Lager zu nehmen und sie dann auf dieser Seite über die Etsch zurückzuwerfen. Die drei Divisionen, Serrurier, Delmas und Grenier, wurden mit diesem Auftrage betheilt. Moreau, der als einfacher Divisionsgeneral unter Scherer diente, sollte mit den beiden Divisionen Hatry und

Victor Verona beunruhigen. General Montrichard sollte mit einer Division eine Demonstration gegen Legnago ausführen. Diese Vertheilung der Truppen bewies hinlänglich die Unsicherheit und das Schwanken des Oberbefehlshabers.

Der Angriff fand am 6. Germinal (16. März), den Tag nach der Schlacht von Stockach statt. Die Divisionen, die den Befehl hatten, das Lager von Pastrengo auf verschiedenen Punkten anzugreifen, eroberten dasselbe mit einer Tapferkeit, die der alten Armee von Italien würdig war, und bemächtigten sich dann Rivoli's. Sie nahmen den Oesterreichern 1500 Gefangene und viele Kanonen. Diese überschritten in aller Eile die Etsch auf einer Brücke, die sie bei Polo über selbe geworfen hatten, und fanden noch hinlänglich Zeit, selbe abzubrechen. Im Centrum, unterhalb Verona, schlug man sich um mehrere vor der Stadt gelegene Dörfer. Kaim vertheidigte und nahm solche abwechselnd mit einer ganz nutzlosen Hartnäckigkeit. Das Dorf San Massimo wurde siebenmal genommen und wiedergenommen. Moreau, nicht weniger hartnäckig als sein Gegner, ließ ihn keinen Vortheil erringen, und drängte ihn endlich nach Verona hinein. Montrichard setzte sich mit seiner unnützen Demonstration gegen Legnago ernstlichen Gefahren aus. Kray, durch falsche Nachrichten getäuscht, glaubte, die Franzosen würden ihren Hauptangriff gegen die untere Etsch richten und hatte einen großen Theil seiner Streitkräfte dahin verlegt. Indem er nun bei Legnago hervorbrach, versetzte er Montrichard in große Gefahr; dieser zog sich jedoch, mit geschickter Benützung der Vortheile des Terrains, auf Moreau zurück.

Der Tag war sehr blutig gewesen, und auf dem linken Flügel, so wie im Centrum ganz zum Vortheil der Franzosen ausgefallen. Man konnte den Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf Seite der

Franzosen auf 4000, den der Oesterreicher jedoch gewiß über 8000 anschlagen. Indeß hatten die Franzosen ungeachtet dieses errungenen Vortheils nur sehr unbedeutende Resultate dadurch erzweckt. Bei Verona selbst hatten sie die Oesterreicher nur in die Stadt zurückgedrängt; oberhalb Verona hatten sie den Feind allerdings über die Etsch geworfen und die Mittel gewonnen, den Fluß zu überschreiten, indem sie die Brücke von Polo herstellten, aber es war leider nur von geringer Wichtigkeit, die Etsch an dieser Stelle zu überschreiten. Man wird sich erinnern, daß die längs dieses Flusses laufende Straße durch Verona geht, und es keinen andern Ausgang gibt, um in die Ebene debouchiren zu können. Es genügte daher nicht, bei Polo über die Etsch zu setzen, denn man stand nach dem Uebergang, Verona eben so gegenüber, wie Moreau im Centrum, und man war genöthigt, die Stadt zu nehmen. Wenn man an dem Tage der Schlacht selbst die Unordnung, in welche die Oesterreicher durch den Angriff des Lagers von Pastrengo versetzt wurden, benutzt und sich beeilt hätte, die Brücke von Polo wieder herzustellen, so wäre es ein Leichtes gewesen, mit den Flüchtlingen in die Stadt einzudringen, besonders unter Begünstigung des hartnäckigen Gefechtes, welches Moreau an der andern Seite der Etsch dem General Kaim lieferte.

Leider geschah nichts von allen dem. Doch konnte man übrigens diesen Fehler wieder gut machen, wenn man den folgenden Tag kräftig zu Werke ging und die ganze Masse der Armee vor Verona und oberhalb desselben gegen die Brücke von Polo warf. Aber Scherer zögerte drei Tage, ehe er einen Entschluß faßte. Er ließ endlich einen Weg jenseits der Etsch aufsuchen, der ihm erlaubte, Verona zu umgehen. Die Armee war entrüstet über diese unnütze Zögerung und beklagte sich laut, daß man die in der Schlacht vom 6. (26.) er-

rungenen Vortheile nicht benutze. Endlich wurde am 9. Germinal (26. März) ein Kriegsrath gehalten und Scherer entschied sich zu handeln. Er hatte das sonderbare Projekt entworfen, die Division Sarrurier über die Brücke von Polo jenseits der Etsch zu werfen, und die Masse seiner Armee zwischen Legnago und Verona zu werfen, um daselbst einen Uebergang zu wagen. Um den Transport seiner Streitkräfte zu bewerkstelligen, ließ er zwei Divisionen seines linken Flügels auf den rechten Flügel marschiren, und stellte sie dann hinter seinem Centrum auf, sie durch den Marsch auf schlechten, durch Regen ungangbar gemachten Wegen unnützen Beschwerlichkeiten aussetzend. Am 10. Germinal (30. März) wurde zur Ausführung des neuen Planes geschritten. Serrurier übersetzte mit seiner 6000 Mann starken Division bei Polo allein die Etsch, während das Gros der Armee weiter unten zwischen Legnago und Verona vordrang. Das Schicksal der Division Serrurier war leicht vorauszusehen. Nachdem sie die Etsch überschritten, lief sie, auf einer durch Verona geschlossenen und so eine Art Sack bildende Straße eingeschlossen, die größten Gefahren. Kray, deren Lage sehr richtig beurtheilend, sandte eine dreifach überlegene Macht gegen sie, und warf sie ungestüm gegen die Brücke von Polo zurück. Verwirrung kam in ihre Reihen, und der Fluß wurde in der höchsten Unordnung wieder überschritten. Einzelne Detachements wurden gezwungen sich durch den Feind durchzuschlagen, und 1500 Mann wurden gefangen. Als Scherer dieses ganz unvermeidliche Mißgeschick vernahm, begnügte er sich, die geschlagene Division zurückzuziehen und sie der untern Etsch zu nähern, wo er gegenwärtig den größten Theil seiner Armee concentrirt hatte. Man verschwendete von beiden Theilen noch mehrere Tage mit unnützem Herumtappen. Endlich faßte Kray einen Entschluß; er beabsichtigte, während Scherer gegen die

untere Etsch marschirte, von Verona hervorzubrechen, sich in dessen Flanke zu werfen und ihn zwischen die untere Etsch und das Meer zu drängen. Die Richtung war gut, aber zum Glück unterrichtete ein aufgefangener Befehl Moreau von dem Projekte Kray's. Er benachrichtigte auf der Stelle den Oberbefehlshaber davon, und drang in ihn, zurückzukehren und bei Verona, wo der Feind debouchiren wollte, Front machen zu lassen.

Indem aber beide Armeen diese Bewegung ausführten, begegneten sie sich in der Umgegend von Magnano. Die Divisionen Victor und Grenier, die den rechten Flügel gegen die Etsch zu bildeten, marschirten über San Giovanni und Tomba gegen Verona zu. Sie überwältigten die ihnen gegenüber stehende Division Mercantin und vernichteten das ganze Regiment Wartensleben; sie langten dann in der Höhe von Verona an und konnten ihren Zweck, alle von Kray außerhalb Verona detachirten Truppen abzuschneiden, vollkommen erfüllen. Die Division Delmas, die im Centrum gegen Butta-Preda und Magnano operiren sollte, hatte sich verspätet, und gestattete dadurch der unter Kaim stehenden Division bis Butta-Preda vorzudringen und gegen die Mitte der französischen Linie einen Winkel zu bilden. Aber Moreau drang auf der Linken mit den Divisionen Serrurier, Hatry und Montrichard siegreich vor. Er hatte die Division Montrichard beordert, gegen Butta-Preda, und zwar gegen den Punkt, wo der Feind einen Winkel bildete, Front zu machen; er selbst rückte mit seinen zwei andern Divisionen gegen Dazano vor. Delmas, endlich zu Butta-Preda angekommen, deckte unser Centrum, und in diesem Augenblicke schien sich der Sieg für uns zu erklären, denn unser rechter Flügel, an der Etsch vollkommen siegreich, stand im Begriff, den Oesterreichern den Rückzug nach Verona abzuschneiden.

Kray aber erkannte, daß der wichtigste Punkt des Kampfes auf unseren rechten Flügel sei, daß man auf jedem andern Punkte auf Erfolg verzichten müßte, um ihn hier zu erringen, und versetzte den größten Theil seiner Streitkräfte hieher. Er hatte einen Vortheil über Scherer, der darin bestand, daß seine Divisionen näher beisammen standen, während die Scherer's weit von einander entfernt waren und auf von zahlreichen Gehägen durchschnittenen Terrain kämpften. Kray fiel unversehens mit seiner ganzen Reserve auf die Division Grenier. Victor wollte ihn zu Hülfe eilen, wurde aber selbst von den Regimentern Nadasdy und Reisky angegriffen. Kray begnügte sich nicht mit diesem ersten Vortheile. Er hatte die am Morgen geschlagene Division Mercantin hinter seinem Rücken wieder sammeln lassen, warf sie nun von Neuem auf die Divisionen Victor und Grenier, und entschied dadurch deren Niederlage. Diese beiden Divisionen wurden ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Da der rechte Flügel in Unordnung gerathen war, so war auch unser Centrum bedroht. Kray zögerte nicht, sich dahin zu werfen, aber Moreau befand sich dort, und hinderte Kray seinen Vortheil weiter zu verfolgen.

Die Schlacht war augenscheinlich verloren, und man mußte an den Rückzug denken. Der Verlust war von beiden Seiten bedeutend gewesen. Die Oesterreicher hatten 3000 Todte und Verwundete und 2000 Gefangene. Bei den Franzosen war die Zahl der Todten gleich, aber sie hatten 4000 Gefangene verloren. Hier wurde der General Pigeon, der sich während des ersten Feldzugs in Italien bei der Avantgarde als so unerschrocken und talentbegabt gezeigt, tödtlich verwundet.

Moreau rieth, über Nachts auf dem Schlachtfelde zu bleiben, um die Unordnung und Verwirrung eines mißlichen Rückzuges zu vermeiden, aber Scherer wollte

sich noch denselben Abend zurückziehen. Den Tag darauf zog er sich hinter die Molinella, und den darauf folgenden Tag 18. Germinal (7. April) an den Mincio zurück. Auf einer Seite an Peschiera, auf der andern an Mantua angelehnt, konnte er einen kräftigen Widerstand leisten, Macdonald aus dem Süden der Halbinsel rufen, und durch diese Concentrirung seiner Kräfte, die in der Schlacht von Mageano verlorne Oberhand wieder zu gewinnen. Aber der unglückliche Scherer hatte ganz den Kopf verloren, und seine Soldaten waren übler als je gestimmt. Seit drei Jahren Herrn Italiens waren sie entrüstet, es sich entreißen zu sehen, und schrieben ihre Unglücksfälle nur der Unerfahrenheit ihres Generals zu. Es ist gewiß, daß sie ihre Schuldigkeit eben so wie in den schönsten Tagen ihres Ruhmes gethan hatten. Die Vorwürfe seiner Armee sowie seine Niederlage hatten Scherer erschüttert. Er glaubte nicht, sich am Mincio halten zu können, und zog sich daher gegen den Oglio, und später gegen die Adda zurück, wo er am 12. April anlangte. Man wußte nicht, wo diese rückgängige Bewegung ihr Ende erreichen sollte.

Der Feldzug war kaum seit sechs Wochen eröffnet worden, und wir befanden uns schon auf allen Punkten im Rückzuge begriffen. Der Chef des Generalstabs, Ernould, den Jourdan mit der Donauarmee am Eingang der Defiléen des Schwarzwaldes gelassen, wurde durch die Nachricht von einem Streifzuge einiger leichter Truppen gegen eine seiner Flanken eingeschüchtert und in Furcht gesetzt, und hatte sich in Unordnung an den Rhein zurückgezogen. So hatten also unsere Armeen in Deutschland wie in Italien, obgleich sie eben so kühn und tapfer wie immer waren, alle ihre Eroberungen verloren, und kehrten geschlagen an die Grenzen zurück. Nur in der Schweiz waren wir im Vortheil geblieben. Hier hatte sich Massena mit der ganzen Hartnäckigkeit seines

Charakters behauptet, und mit Ausnahme seines mißglückten Versuches gegen Feldkirch war er stets Sieger geblieben. Da er aber nun auf dem hervorspringenden Terrain, das die Schweiz zwischen Italien und Deutschland bildet, in Mitte zweier siegreichen Armeen aufgestellt war, so wurde sein Rückzug eine dringende Nothwendigkeit. Er hatte in der That schon Lecourbe dazu Befehl ertheilt, und er zog sich nun in strengster Ordnung und mit Beibehaltung der imponirendsten Stellung in das Innere der Schweiz zurück.

Unsere Armeen waren gedemüthigt, und unsere Minister sollten im Auslande die Opfer des gehässigsten und schwärzesten Anschlags werden. Da man zwar dem Kaiser, aber nicht dem Reich den Krieg erklärt hatte, so war der Congreß noch immer versammelt geblieben. Man war aber daran, sich über die letzte Schwierigkeit, über die Schulden, zu verständigen, aber zwei Drittheile der Staaten hatten schon ihre Deputirten zurückgerufen. Es herrschte hier der Einfluß Oesterreichs, das vom Frieden nichts wissen wollte. Es blieben nur noch einige der Abgeordneten Deutschlands auf dem Congresse, und da der Rückzug der Donauarmee dem Feinde das Land geöffnet hatte, so berathschlagte man, von allen Seiten von österreichischen Truppen umgeben. Da faßte das Wiener Cabinet einen niederträchtigen Plan, der seine Politik durch lange Jahre mit unauslöschlicher Schande bedeckte. Es hatte sich über den Stolz und die Energie, die unsere Minister zu Rastadt entfaltet hatten, bitter zu beschweren. Es schob ihnen ein Verrath zur Last, durch den es dem deutschen Reiche gegenüber sehr blosgestellt war; nämlich die mit Bonaparte abgeschlossenen geheimen Artikel des Vertrags von Campo Formio waren zur Kenntniß der Reichsstände gelangt, und bewiesen ihnen, daß Oesterreich für den Besitz von Palma Nuova in Friaul, Mainz überliefert, und so auf eine unwürdige Weise die Interessen

des Reichs verrathen hatte. Das Cabinet war äußerst erzürnt und beabsichtigte, sich an unsern Ministern zu rächen; außerdem wollte es sich auch ihrer Papiere bemächtigen, um diejenigen deutschen Fürsten kennen zu lernen, die in dem Augenblicke mit der französischen Republik persönlich unterhandelten. Es faßte also den Entschluß, unsere Minister auf ihrer Rückkehr nach Frankreich arretiren zu lassen, um sie auszuplündern, zu beschimpfen, vielleicht auch sie zu ermorden. Man hat indeß nie erfahren können, ob ein positiver Befehl zu ihrer Ermordung gegeben wurde.

Schon hegten unsere Minister einiges Mißtrauen; sie fürchteten zwar nichts für ihre Personen, wohl aber für ihre Correspondenz. Dieselbe wurde in der That am 30. Germinal durch die Gefangennehmung der Pontoniere, welche selbe besorgten, unterbrochen. Unsere Minister reclamirten, die Deputation des Reichs reclamirte ebenfalls, und fragte an, ob sich der Congreß als in Sicherheit betrachten könne. Der österreichische Offizier, an den man sich wendete, gab durchaus keine beruhigende Antwort. Da erklärten unsere Minister, daß sie in drei Tagen, das ist am 9. Floreal (28. April) nach Straßburg abreisen würden, und fügten bei, daß sie daselbst bleiben würden, bereit, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, wenn man den Wunsch dazu aussprechen würde. Am 7. Floreal wurde ein Courier der Legation aufgefangen. Da wurden einstimmig vom ganzen Congresse neue Reclamationen erhoben, und ausdrücklich gefragt, ob die französischen Gesandten auf Sicherheit rechnen könnten. Der österreichische Oberst, der ein Regiment Szeckler Husaren kommandirte, erwiederte, daß die französischen Gesandten binnen 24 Stunden abreisen sollten. Man verlangte eine Escorte für sie, aber er schlug sie ab und sagte, daß ihre Personen geachtet werden würden. Unsere drei Minister, Johann

Debry, Bonnier und Roberjeot reis'ten am 8. Floreal (28. April) um neun Uhr Abends ab. Sie füllten mit ihren Familien drei Wagen. Nach ihnen kam die ligurische Deputation und die Gesandtschaftssecretäre. Zuerst erhob man gegen ihre Abreise von Rastadt Schwierigkeiten, aber endlich wurden alle Hindernisse gehoben, und sie reis'ten ab. Die Nacht war sehr finster und kaum waren sie 50 Schritte von Rastadt entfernt, als eine Truppe Szeckler Husaren sie mit dem blanken Säbel in der Hand überfiel und die Wagen anhielt. Der von J. Debry war der erste. Die Husaren öffneten gewaltsam die Wagenthür und fragten in einer halb barbarischen Mundart, ob er Johann Debry sei. Auf seine bejahende Antwort faßten sie ihn bei der Gurgel, rissen ihn aus dem Wagen und versetzten ihm im Angesicht seiner Frau und Kinder mehrere Säbelhiebe. Da sie ihn für todt hielten, so fielen sie über die andern Wagen her, und ermordeten Roberjeot und Bonnier im Arme ihrer Familien. Die Mitglieder der ligurischen Legation so wie die Secretäre hatten Zeit, sich zu retten. Die mit dieser Exekution beauftragten Räuber plünderten dann die Wagen und bemächtigten sich aller Papiere.

Johann Debry hatte keinen tödtlichen Streich empfangen, die Frische der Nacht hatte ihm den Gebrauch seiner Sinne zurückgegeben, und er schleppte sich ganz blutbedeckt nach Rastadt. Als dies Attentat bekannt ward, erweckte es die allgemeine Entrüstung der Einwohner und der Congreßmitglieder. Die deutsche Treue wurde empört durch eine Verletzung des Völkerrechts, die bei civilisirten Nationen unerhört, nur von einem halbbarbarischen Cabinete ausgehen konnte. Die beim Congreß noch anwesenden Mitglieder der Reichsdeputation bewiesen Johann Debry und seiner Familie so wie den Familien der ermordeten Minister die regste Theilnahme. Sie vereinigten sich dann, um eine Erklärung

zu entwerfen, in welchem sie der Welt das so eben vollbrachte Attentat verkündeten und jeden Verdacht der Mitschuld mit Oesterreich auf's Ernstlichste von sich wiesen. Dies augenblicklich in ganz Europa bekannte Verbrechen erregte die allgemeinste Entrüstung. Der Erzherzog Carl schrieb an Massena, um ihm anzuzeigen, daß er den Oberst der Szeckler Husaren verfolgen lassen würde; aber der kalte gezwungene Ton seines Briefes, der von der Verlegenheit des Fürsten zeugte, war seiner und seines Charakters nicht würdig. Oesterreich antwortete nicht und konnte auch nicht auf die gegen ihn gerichteten Klagen antworten.

Der Krieg war demnach unerbittlich zwischen den zwei Systemen, welche damals die Welt theilten. Die republikanischen Minister, zuerst schlecht empfangen, dann während eines einjährigen Friedens beschimpft, waren endlich mit einer Grausamkeit ermordet worden, wie man sie nur bei barbarischen Nationen finden kann. Das Völkerrecht, das selbst zwischen den erbittertsten Feinden beobachtet wird, war nur gegen sie nicht beobachtet worden.

Die so unerwarteten Verluste, die den Anfang dieses Feldzugs bezeichneten, so wie das Attentat von Rastadt, brachten einen dem Direktorium verderblichen Einfluß hervor. Seit dem Augenblick der Kriegserklärung selbst, begannen die beiden Oppositionen jede Mäßigung zu verlieren, und sie entsagten derselben vollends, als sie die Niederlage unserer Armeen und die Ermordung unserer Minister sahen. Die durch das System der Wahlspaltungen ausgeschlossenen Patrioten, die Militärs, deren Zügellosigkeit man hatte unterdrücken wollen, die Royalisten, die sich hinter Mißvergnügten aller Farben versteckten, kurz Alles gebrauchte die letzten Ereignisse als neue Waffen, um das Direktorium anzuklagen. Sie überhäuften dasselbe mit den ungerechtesten und mannigfaltig-

sten Vorwürfen. Die Armeen sagten sie, seien gänzlich vernachlässigt geworden; das Direktorium hätte deren Reihen sich durch Desertion lichten sehen, ohne Anstalten zu treffen, dieselben durch das Mittel der Conscription wieder zu ergänzen. Es hätte im Innern eine große Anzahl alter Bataillone zurückgehalten, die, anstatt an die Grenzen gegen den Feind geführt zu werden, zur Beschränkung der Wahlfreiheit verwendet worden wären. Den, dem Feinde gegenüber, zu so unverhältnißmäßiger Zahl herabgesunkenen Armeen, hätte es weder Magazine, noch Lebensmittel, noch Montirungsstücke, Transportmittel und Remontepferde gesandt. Es hätte sie der Habgier der Verwaltungen Preis gegeben, die unnützerweise ein Einkommen von 600 Millionen verschlungen. Endlich hätte es, zum Befehle über diese Armeen, die schlechtesten Wahlen getroffen. Championnet, der Held von Neapel, sei im Gefängniß, weil er die Habgier der Regierungsagenten hätte unterdrücken wollen; Moreau sei zu einem bloßen Divisionsgenerale herabgesetzt; Joubert, der Sieger von Tyrol und Augereau, einer der Helden Italiens, seien ohne Commando. Scherer dagegen, der alle diese Unglücksfälle durch seine Administration herbeigeführt, befehlige die Armee von Italien, weil er der Landsmann und Freund Rewbell's sei. Man blieb nicht dabei stehen; es gab noch andere Namen, deren man mit Bitterkeit erwähnte. Der berühmte Bonaparte und seine ausgezeichneten Offiziere, Kleber, Desaix und ihre 40,000 Waffengefährten, die Besieger Oesterreichs, wo waren sie? ... In Egypten, einem fernen Lande, in dem sie durch die Unklugheit, ja vielleicht auch durch die Bosheit der Regierung zu Grunde gehen würden. Diese Unternehmung, erst kürzlich so bewundert, sei, sagte man jetzt, nur eine höllische Erfindung des Direktoriums, um sich einen berühmten Krieger,

der ihm im Wege zu stehen anfing, vom Halse zu schaffen.

Man ging noch weiter zurück; man warf ihm selbst den gegenwärtigen Krieg vor und klagte es an, denselben durch seine Unklugheit den fremden Mächten gegenüber herbeigeführt zu haben. Es hätte die Schweiz anerkannt, den Papst, sowie den Hof von Neapel gestürzt und so Oesterreich auf's Aeußerste getrieben, ohne zum Kampfe vorbereitet zu sein. Indem man Egypten eroberte, hätte es die Pforte zum Bruche bewogen, und dadurch zugleich Rußland von der Furcht, einen Feind im Rücken zu haben befreit und ihm gestattet, 60,000 Mann nach Deutschland zu schicken. Die Wuth gegen das Direktorium ging so weit, daß man sogar zu sagen wagte, das Direktorium sei der geheime Urheber des Gesandtenmordes zu Rastadt. Dies wäre, sagte man, ein Mittel um die allgemeine Meinung gegen die Feinde zu stimmen und dann vom gesetzgebenden Körper neue Hülfsquellen verlangen zu können.

Diese Vorwürfe wurden überall wiederholt, auf der Tribüne, in den Journalen und an öffentlichen Orten. Jourdan war nach Paris gekommen, um sich über die Regierung zu beklagen und ihr alle seine Unglücksfälle zuzuschreiben. Diejenigen Generale, die nicht selbst kamen, hatten geschrieben, um ihre Klagen anzubringen. Es war ein allgemeiner Ausbruch der heftigsten Erbitterung, der beinahe unbegreiflich sein würde, wenn man nicht die Wuth und die Widersprüche der Parteien kannte.

Wenn man sich nur ein wenig die Thatsachen ins Gedächtniß zurückruft, so kann man alle Vorwürfe beantworten. Es war nicht die Schuld des Direktoriums, daß sich die Reihen der Armee lichteten, denn es hatte nicht mehr als 12,000 Abschiede ausgefertigt, aber es war ihm nicht möglich gewesen, die Desertion in Friedenszeiten zu verhindern, und es gibt keine Regierung der

Welt, die dies zu hindern vermocht hätte. Ja das Direktorium wurde sogar der Tyrannei angeklagt, indem es viele Soldaten zwingen wollte, wieder zu ihren Fahnen zu stoßen. Es lag übrigens wahrhaftig eine Härte in dem Verlangen, Männer, die schon durch sechs Jahre für das Vaterland ihr Blut vergossen, mit Gewalt zu ihren Fahnen zurückkehren machen zu wollen. Die Conscription war erst seit fünf Monaten dekretirt, und es war in so kurzer Zeit noch nicht möglich gewesen, dieses Recrutirungssystem zu organisiren, und hauptsächlich die Conscribirten auszurüsten, abzurichten, sie in Feldbataillone zu formiren und sie in Holland, Deutschland, der Schweiz und Italien ankommen zu machen. Es hatte einige alte Bataillone zurückbehalten, da sie zur Aufrechthaltung der Ruhe bei den Wahlen unumgänglich nothwendig waren, und man dies Amt nicht jungen Soldaten, deren Geist noch nicht gebildet und deren Anhänglichkeit an die Republik noch nicht genug entschieden war, unmöglich anvertrauen konnte. Außerdem hatte noch ein wichtiger Grund diese Vorsichtsmaaßregeln gerechtfertigt, und dies war: die Vendée, die durch Emissäre des Auslandes aufgewiegelt, und Holland, das durch eine englisch-preußische Flotte bedroht wurde.

Was die Unordnungen der Verwaltungen anbelangt, so konnte man dem Direktorium eben so wenig begründete Vorwürfe machen. Es hatten ohne Zweifel Vergeudungen stattgefunden, aber dieselben waren fast sämmtlich zum Vortheil derer, die jetzt als Kläge auftraten, vorgefallen, und zwar ungeachtet der größten Anstrengungen des Direktoriums, selbe zu verhüten. Es hatten Vergeudungen dreierlei Art stattgefunden, und zwar, indem man mit Lieferanten unvortheilhafte Verträge abschloß. Nun fielen aber alle diese Vergeudungen den Generalen und Generalstaben zur Last, denn sie hatten sie allein veranlaßt und davon Nutzen gezogen. Sie

hatten die eroberten Länder geplündert, den Gewinnst von dem Solde der Deserteurs eingezogen und den Gewinn der Lieferanten getheilt. Man sah ja, daß diese zuweilen bis vierzig Procente abtraten, um den Schutz der Generalstabe zu erlangen. Scherer hatte sich gegen das Ende seines Ministeriums mit allen seinen Collegen verfeindet, indem er den Versuch machte, ihre Zügellosigkeit zu unterdrücken. Das Direktorium hatte, um diesen Unordnungen ein Ziel zu setzen, sich bemüht, eigene Commissarien zu errichten, die von den Generalstaben unabhängig waren, und man erinnert sich, wie Championet gegen dieselben in Neapel verfuhr. Die nachtheiligen Verträge mit den erwähnten Lieferungsgesellschaften hatten auch einen andern Grund: den schlechten Zustand der Finanzen. Man zahlte die Lieferanten nur mit Versprechungen, und da war es natürlich, daß sich diese durch den Preis für die Unsicherheit der Zahlung zu entschädigen suchten. Der für dieses Jahr eröffnete Credit belief sich auf 600 Millionen gewöhnlicher und 125 Millionen außergewöhnlicher Einnahmen. Auf diese Summe hatte der Minister bereits 400 Millionen für schon geschehene Ausgaben angewiesen; 210 Millionen waren noch nicht eingegangen, und man hatte den Ueberschuß von 190 Millionen in Anweisungen gestellt.

Dem Direktorium konnte daher in Beziehung auf Vergeudung durchaus kein Vorwurf gemacht werden; auch die Wahl seiner Generale, mit Ausnahme eines einzigen, konnte ihm nicht zur Last gelegt werden. Championet konnte nach seinem Betragen gegen die Regierungs-Commissäre unmöglich mehr den Oberbefehl behalten. Macdonald galt zum wenigsten so viel, wie er, und war zudem durch eine strenge Rechtschaffenheit bekannt. Joubert und Bernadotte hatten sich geweigert, den Oberbefehl über die italienische Armee zu übernehmen, und diese hatten Scherer als den fähigsten Nachfolger be-

zeichnet. Barras allein hatte Moreau unterdrückt, und Scherer's Ernennung durchgesetzt. Was Augereau anbelangt, so war sein demagogischer Ungestüm ein hinreichender Grund, ihm ein Commando zu versagen und ungeachtet seiner unbestreitbaren Eigenschaften, war er doch zu Führung eines Oberbefehls nicht geeignet. Was die Expedition von Egypten anbelangt, so hat man gesehen, ob das Direktorium daran schuld war und wie es um sich die Behauptung, daß es sich Bonaparte, Desaix, Kleber und ihre 40,000 Waffengefährten vom Halse schaffen wollte, verhält. Larévellière-Lépeaux hatte sich mit dem Helden von Italien wegen seiner standhaften Bekämpfung dieser Expedition verfeindet.

Die Anregung zum Kriege war eben so wenig die Schuld des Direktoriums, als alle früher erwähnten Uebel. Man hat wohl Gelegenheit gehabt, um beobachten zu können, daß die Unverträglichkeit der entfesselten Leidenschaften allein in Europa den Krieg hervorgerufen hatte. Man konnte deßhalb Niemanden einen Vorwurf machen, aber jedenfalls waren es nicht die Patrioten und die Militärs, die ein Recht hatten, deßhalb das Direktorium anzuklagen. Was würden die Patrioten gesagt haben, wenn man nicht die Waadtländer unterstützt, die päpstliche Regierung gezüchtigt, den König von Neapel verjagt und den König von Piemont zur Abdankung gezwungen hätte? Waren es nicht die Militärs, die bei der Armee von Italien stets auf die Besetzung neuer Länder drangen? Die Nachricht des Krieges hatte sie Alle entzückt. Waren es übrigens nicht Bernadotte, der zu Wien, und Joseph Bonaparte, der zu Rom Unklugheiten begangen hatte, wenn deren schon geschehen waren. Es war nicht der Entschluß der Pforte, der Rußland mit der Coalition vereinigte; wäre dies aber

auch wirklich so gewesen, so traf den Urheber der Expedition nach Egypten allein der Vorwurf.

Es war daher nichts abgeschmackter, als die Fluth von Vorwürfen, mit denen man das Direktorium überhäufte. Es verdiente nur einen Vorwurf, den nämlich, daß es allzusehr das Vertrauen der Patrioten und des Militärs auf die Allgewalt der Republik theilte. Es hatte die revolutionären Leidenschaften getheilt, und war in ihrem Strudel mit fortgerissen worden. Es hatte geglaubt, daß zum Beginn des Krieges 170,000 Mann genügen würden, daß die Offensive Alles entscheiden würde u. s. w. Was seine Plane anbelangt, so waren selbe zwar schlecht, aber nicht schlechter, als jene Carnot's im Jahre 1796, und nicht schlechter als jene des Hofkriegsrathes, und überdies theilweise auf einen Plan des General Jourdan gestützt. Ein einziger Mann konnte deren bessere entwerfen, wie wir schon gesagt haben, und es war nicht die Schuld des Direktoriums, daß dieser Mann nicht in Europa war.

Die Geschichte muß übrigens im Interesse der Unparteilichkeit die Ungerechtigkeit dieser Vorwürfe hervorheben; aber es ist desto schlimmer für eine Regierung, wenn man ihr Alles zum Verbrechen anrechnet. Eine der unerläßlichsten Eigenschaften ist ein guter Ruf, der alle Ungerechtigkeiten zurückweist. Wenn sie den verloren, und man ihr die Fehler Anderer, ja selbst die des Schicksals zur Last legt, dann hat sie die Fähigkeit zum Herrschen verloren, und diese Unfähigkeit verurtheilt sie zum Rücktritt. Wie viel Regierungen hatten sich nicht seit Beginn der Revolution abgenutzt! Die Bewegung Frankreichs gegen Europa war so gewaltig gewesen, daß die Springfedern der Gewalt rasch dadurch zerstört werden mußten. Das Direktorium war abgenutzt, wie es der Wohlfahrtsausschuß gewesen, und wie es seitdem selbst Napoleon wurde. Alle gegen das

Direktorium gerichteten Anklagen bewiesen nicht seine Schuld, sondern nur dessen Hinfälligkeit.

Uebrigens war es nicht zu verwundern, wenn fünf Civilbeamte, nicht wegen erblicher oder persönlicher Größe, sondern nur, weil sie sich etwas mehr Achtung als ihre Mitbürger erworben hatten, zur Handhabung der Macht erwählt, wenn diese fünf Mitbürger, sage ich, nur mit der Macht der Gesetze bewaffnet, um gegen entfesselte Factionen zu kämpfen, zahlreiche Armeen und ruhmbedeckte, anspruchsvolle Generale in Gehorsam zu erhalten, und endlich beinahe die Hälfte von Europa zu verwalten, in dem fürchterlichen Kampfe, der sich neuerdings entsponnen, bald als unzulänglich erschienen. Es bedurfte nur eines Mißgeschickes, um deren Ohnmacht offenkundig zu machen. Die wechselweise bekämpften und geschlagenen Factionen, sowie die oft streng getadelten Militärs nannten sie verachtungsvoll, Advokaten, und behaupteten, Frankreich könne nicht von ihnen regiert werden. Durch eine eigenthümliche Sonderbarkeit, der man jedoch zuweilen in dem Conflikte der Revolutionen begegnet, bewies die öffentliche Meinung eben für denjenigen der fünf Direktoren einige Nachsicht, der solche am wenigsten verdient hatte. Barras verdiente, ohne allen Widerspruch, ganz allein alle jene Vorwürfe, die man dem Direktorium machte. Zuerst hatte er sich nie mit Geschäften befaßt, und deren ganze Last stets auf seine Collegen gewälzt. Außer in den entscheidenden Augenblicken, in denen er seine Stimme geltend machte, die stets bedeutend stärker, als sein Muth war, beschäftigte er sich mit nichts. Er gab sich nur mit der Wahl des Regierungspersonales ab, was seinem intriguanten Geiste am besten zusagte. Er hatte an jedem Gewinnste der Lieferanten Theil genommen, und ganz allein den Vorwurf der Verschwendung, den man dem Direktorium machte, gerechtfertigt. Er war stets der Vertheidiger aller Schelme und unruhi-

gen Köpfe gewesen, und hatte Brune unterstützt und Fouché nach Italien geschickt. Er war die Ursache der schlechten Wahl der Generale, indem er Moreau's Ernennung hintertrieb, und jene Scherer's durchsetzte. Ungeachtet dieses vielfachen Unrechtes war nur er allein von dem öffentlichen Unwillen ausgenommen. Zuerst galt er nicht, wie seine übrigen 4 Collegen, für einen Advokaten; denn seine Trägheit, seine ausschweifenden Gewohnheiten, sein soldatisches Benehmen, seine Verbindung mit den Jakobinern, und die Erinnerung an den 18. Fructidor, den man ihm allein zuschrieb, machten aus ihm scheinbar einen Mann der That, der weit fähiger zu regieren als seine Collegen war. Die Patrioten fanden ähnliche Seiten zwischen ihm und sich auf, und glaubten, daß er ihnen ergeben sei. Die Royalisten erhielten von ihm geheime Hoffnungen; die Generalstabe, denen er schmeichelte und sie gegen die gerechte Strenge seiner Collegen beschützte, waren ihm sehr geneigt. Die Lieferanten machten viel Rühmens über ihn, und er rettete sich auf diese Art von der allgemeinen Mißgunst. Er war selbst treulos gegen seine Collegen, da er alle Vorwürfe, die er selbst verdiente, künstlich auf sie zu übertragen wußte. Eine gleiche Rolle kann nicht lange glücklich durchgeführt werden, aber sie kann immerhin einen Augenblick glücken, und sie glückte bei diesem Anlasse.

Man kennt den Haß von Barras gegen Rewbell. Dieser, ein wahrhaft fähiger Geschäftsmann, hatte durch seine mürrische Laune alle jene, die mit ihm zu thun hatten, verletzt. Er hatte sich gegen die Beamten, gegen alle Schützlinge von Barras und hauptsächlich gegen die Militärs streng gezeigt und war demzufolge der Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden. Barras besaß die Kunst in seiner Gesellschaft, die sehr zahlreich war, alle die gehässigen Meinungen gegen Rewbell zu lenken. Leider diente ein unglücklicher Umstand dazu, diese

Muthmaßungen zu bestätigen. Der Agent des Direktoriums in der Schweiz, ein gewisser Rapinat, war der Schwager Rewbell's.

Man hatte in der Schweiz Bedrückungen ausgeübt, wie in allen eroberten Ländern, übrigens viel weniger, als anderswo. Aber die außerordentlichen Klagen dieses kleinen geizigen Volkes hatten einen großen Lärmen verursacht. Rapinat hatte den unglücklicheu Auftrag gehabt, die Kassen und den Schatz Berns unter Siegel zu legen; er hatte dabei die helvetische Regierung hochmüthig behandelt, und diese Verhältnisse, sowie sein unglücklicher Name, machten, daß er für den Verres der Schweiz und für den Urheber von Vergeudungen galt, die durchaus nicht sein Werk waren. Er hatte die Schweiz sogar vor dem Zeitpunkte verlassen, in welchem sie am meisten litt. In der Gesellschaft von Barras machte man Wortspiele auf seinen Namen, und Alles fiel auf Rewbell, dessen Schwager er war, zurück. So wurde die Rechtschaffenheit Rewbell's allen Verläumdungen ausgesetzt.

Larévellière war durch seine unbeugsame Strenge, sowie durch seinen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten Italiens, nicht minder verhaßt geworden, als Rewbell. Indessen war sein Leben so einfach und bescheiden, daß es unmöglich war, seine Rechtschaffenheit anzuklagen. Die Gesellschaft von Barras machte ihn lächerlich. Man machte sich über seine Person, sowie über seine Ideen eines neuen Papstthumes lustig. Man behauptete, er wollte den Cultus der Theophilantropie, dessen Urheber er übrigens nicht war, in Aufschwung bringen. Merlin und Treilhard, obgleich nicht so alt im Besitze der Macht und den Augen der Welt, weniger ausgesetzt, als Rewbell und Larévellière, waren dessen ungeachtet derselben allgemeinen Ungunst verfallen.

In dieser Stimmung gingen die Wahlen des Jahres VI, die die Letzten waren, vor sich. Die Patrioten woll-

ten dieses Jahr nicht wie das Vorhergehende vom gesetzgebenden Körper ausgeschlossen werden. Sie hatten gegen das System der Wahlspaltungen geeifert, und waren schon im Voraus bemüht gewesen, dasselbe zu verdächtigen. Es war ihnen so sehr gelungen, daß man es wirklich nicht mehr anzuwenden wagte.

In diesem Zustande der Aufregung, wo man seinen Gegnern alle Projekte zuschreibt, die man wirklich von ihnen fürchtet, behaupteten sie, daß das Direktorium sich, wie am 18. Fructidor, außerordentlicher Mittel bedienend, die Vollmachten der gegenwärtigen Deputirten für fünf Jahre verlängern, und in so lange die Ausübung der Wahlrechte suspendiren würde. Sie sagten, daß man Schweizer nach Paris kommen lasse, da man eben an der Organisation des helvetischen Continentes arbeitete. Sie erhoben ein großes Geschrei wegen eines Rundschreibens an die Wähler, welches durch den Regierungscommissär (Präfekt) des Departements von der Sarthe verbreitet worden war. Es war dies kein Circular, wie wir deren seither gesehen haben, wohl aber eine Ermahnung. Man nöthigte das Direktorium, dasselbe durch einen eigenen Erlaß zu mißbilligen. Die in dem erwähnten Sinne vorgenommenen Wahlen führte eine große Anzahl Patrioten in den gesetzgebenden Körper. Man dachte dieses Jahr nicht daran, sie aus dem gesetzgebenden Körper auszuschließen, und ihre Erwählung wurde bestätigt. Der General Jourdan, der seine erlittenen Niederlagen mit Recht der untergeordneten Anzahl seiner Armee zuschreiben konnte, aber seine gewöhnliche Klugheit verläugnete, indem er das Direktorium anklagte, als hätte es ihn verderben wollen, wurde von Neuem in den gesetzgebenden Körper gewählt, das Herz von Bitterkeit geschwellt. Auch Augereau wurde mit seinem Uebermaaße von Laune und Ungestüm in die Kammer geschickt.

Man mußte einen neuen Director wählen. Das Loos war der Republik nicht günstig, denn statt Barras wurde Rewbell, der fähigste der fünf Direktoren als ausscheidendes Mitglied bestimmt. Es war dies ein Anlaß zu großer Zufriedenheit für alle Feinde des Direktors, und eine neue Veranlassung, ihn bequemer zu verleumden. Da er indessen in den Rath der Alten gewählt worden war, so ergriff er eine Gelegenheit, seinen Anklägern zu antworten, und führte seine Vertheidigung auf das siegreichste durch.

Bei dem Austritte Rewbell's wurde die einzige Verletzung der strengen Gesetze der Rechtlichkeit begangen, die man dem Direktorium vorwerfen konnte. Die fünf ersten Direktoren, die gleich bei Errichtung des Direktoriums ernannt worden waren, hatten unter sich einen Vertrag geschlossen, vermöge dessen sie alle 10,000 Francs auf ihren Gehalt vorausnahmen, um die ganze Summe dann dem ausscheidenden Mitgliede zu geben.

Der Zweck dieses edeln Opfers war, den Mitgliedern des Direktoriums den Uebertritt von der höchsten Macht in's Privatleben zu erleichtern, hauptsächlich jedoch jenen, die kein Vermögen hatten. Ja es war selbst ein Grund der Politik und der Würde vorhanden, um auf diese Weise zu verfahren, denn es war für das Ansehen der Regierung gefährlich, einem Manne in der Dürftigkeit zu begegnen, den man Tags vorher mit der höchsten Gewalt bekleidet gesehen hatte. Dieser Grund bestimmte die Direktoren für das Loos ihrer ausscheidenden Collegen auf die passendste Weise zu sorgen. Ihr Einkommen als Direktoren war ohnehin schon so gering, daß eine Verminderung um 10,000 Francs nicht zuläßig erschien. Sie beschlossen daher, jedem ausscheidenden Direktor eine Summe von 100,000 Francs auszusetzen. Dies sollte dem Staat also jährlich 100,000 Francs kosten. Diese Summe mußte man vom Finanzminister verlangen, der sie leicht

von einem der tausend Ersparnisse, die bei einem Budget von 6—800,000,000 so leicht zu machen sind, bequem erübrigen konnte. Außerdem entschied man noch, daß jeder Direktor seine Wagen und seine Pferde bei seinem Uebertritte mitnehmen und behalten könnte. Da der gesetzgebende Körper alle Jahre Mobiliarkosten bewilligte, so mußte diese Ausgabe angegeben werden, und seitdem wurde sie gesetzlich. Die Direktoren beschlossen außerdem, die bei den Mobiliarkosten gemachten Ersparnisse unter sich zu theilen. Das war in der That nur eine geringe Veruntreuung des öffentlichen Vermögens, wenn es wirklich eine solche war, denn während die Generale und Lieferungskompagnien so ungeheuren Gewinn einzogen, konnte man 100,000 Franken jährlich, einem Manne, der als Haupt der Regierung abtrat, als Unterhaltskosten gegeben, keinen Diebstahl nennen. Die Gründe, sowie die Formen der Maaßregel entschuldigten dieselbe einigermaßen. Larévellière, dem man diese Entschließungen mittheilte, wollte nicht einwilligen, und erklärte seinen Collegen, daß er niemals seinen Antheil annehmen würde. Rewbell empfing den Seinigen. Die 100,000 Francs, die man ihm gab, wurden von den zwei Millionen der geheimen Ausgaben, über die das Direktorium keine Rechenschaft abzulegen hatte, genommen. Dies ist die einzige Schuld, die man dem gesammten Direktorium zur Last legen konnte. Ein einziges seiner Mitglieder, von den Zwölfen, die sich auf einander folgten, wurde angeklagt, einen unerlaubten Gewinn gemacht zu haben. Wo ist eine Regierung auf dieser Erde, von der man das Gleiche sagen kann?

Es mußte für Rewbell ein Nachfolger gewählt werden. Man wünschte irgend einen ausgezeichneten Namen, um dem Direktorium mehr Achtung zu verschaffen, und man dachte an Sieyes, dessen Name nach dem Bonaparte's der bedeutendste dieser Epoche war. Seine Mis-

sion nach Preußen hatte seinen Ruf noch erhöht. Schon betrachtete man ihn, und das mit Recht, für einen tiefen und ausgezeichneten Geist, aber seitdem er in Berlin war, schrieb man ihm die Erhaltung der Neutralität Preußens zu, welche übrigens weit weniger die Folge seiner Intervention, als der damaligen Lage dieses Staates war. Man glaubte ihn daher eben so fähig, eine Regierung zu leiten, als eine Verfassung zu entwerfen. Er wurde zum Direktor erwählt. Viele Leute glaubten, in dieser Wahl die Bestätigung des allgemein verbreiteten Gerüchtes von bevorstehenden Veränderungen der Verfassung zu sehen. Sie sagten, Sieyes wäre nur deßhalb in's Direktorium berufen worden, um bei diesen Modificationen mitzuwirken. Man war so wenig überzeugt, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge im Gleichgewicht erhalten werden könne, daß man in allen Ereignissen sichere Vorzeichen eines eintretenden Wechsels sah.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung des Feldzugs von 1799. Massena vereinigt das Commando der helvetischen und Donau-Armee, und besetzt die Linie der Limmat. Ankunft Suwarow's in Italien. — Scherer übergibt das Commando an Moreau. Schlacht von Cassano. — Rückzug Moreau's über die Apenninen. — Versuch einer Vereinigung mit der Armee von Neapel; Schlacht an der Trebbia. — Coalition aller Parteien gegen das Direktorium. — Revolution vom 30. Prairial. — Larévellière und Merlin treten aus dem Direktorium.

In der Zwischenzeit, während welcher die von uns erzählten Modifikationen in der Regierung vorgenommen wurden, hatte das Direktorium nicht aufgehört, die größten Anstrengungen zu machen, um die zu Anfang des Feldzugs erlittenen Unglücksfälle einigermaßen in ihren Wirkungen zu neutralisiren. Jourdan hatte das Commando der Donau-Armee verloren, und Massena hatte den Oberbefehl über alle von Düsseldorf bis zum St. Gotthard stehenden Truppen erhalten. Diese glückliche Wahl trug dazu bei, Frankreich zu retten. Scherer, ungeduldig, eine Armee, deren Vertrauen er verloren hatte, zu verlassen, hatte die Ermächtigung erlangt, den Oberbefehl an Moreau zu übergeben. Macdonald

hatte die dringendsten Befehle erhalten, das Königreich Neapel und die römischen Staaten zu räumen und sich baldmöglichst mit der Armee von Oberitalien zu vereinigen. Alle bisher in dem Innern rückbehaltenen alten Bataillone waren bereits auf dem Wege nach der Gränze; die Ausrüstung und Organisation der Conscribirten beschleunigten sich und die Verstärkungen begannen von allen Seiten anzurücken. Massena, kaum zum Befehlshaber der helvetischen und Rhein-Armee ernannt, dachte sogleich daran, die ihm anvertrauten Streitkräfte passend zu vertheilen. Er konnte den Oberbefehl in keiner kritischeren Lage übernehmen. Er hatte höchstens 70,000 Mann, die in der Schweiz vom Innthale bis Basel zerstreut waren; ihm gegenüber standen Bellegarde in Tyrol mit 30,000 Mann, 28,000 Mann unter Hoze im Vorarlberg, und 40,000 Mann unter dem Erzherzog zwischen dem Constanzer See und der Donau. Diese beinahe 100,000 Mann starke Masse konnte ihn vollends einschließen und vernichten. Wenn der Erzherzog nicht durch den Hofkriegsrath in seinen Plänen gehindert und durch eine Krankheit zurückgehalten worden wäre, und er den Rhein zwischen dem Constanzer See und der Aar überschritten hätte, so würde er Massena von Frankreich haben abschneiden, ihn gänzlich einschließen und vernichten können. Glücklicherweise war er in seinen Bewegungen gehemmt und wieder zum Glücke waren Bellegarde und Hoze noch nicht unter seine Befehle gestellt worden. Zwischen den drei Generalen fanden fortwährend kleine Streitigkeiten statt, die verhinderten, daß sie in Uebereinstimmung operirten und sich zu einem entscheidenden Schlage vereinigten.

Diese Umstände begünstigten Massena und erlaubten ihm eine feste Stellung einzunehmen und die zu seiner Verfügung gestellten Truppen zweckmäßig zu vertheilen. Alles ließ errathen, daß der Erzherzog die Rheinlinie

auf der Seite des Elsaß nur beobachten und in der Schweiz zwischen Schaffhausen und der Aar einen entscheidenden Schlag vorbereiten wollte. Demzufolge ließ Massena den größten Theil der Donau-Armee nach der Schweiz marschiren, und wies ihr Stellungen an, die sie gleich zu Anfang, d. h. nach der Schlacht von Stockach, hätte inne haben sollen. Er hatte unklug gehandelt, Lecourbe so lange in Engadein zu lassen. Dieser war genöthigt gewesen, sich nach einer Reihe von glänzenden Gefechten, in denen er eine seltene Unerschrockenheit und bewundernswerthe Geistesgegenwart entfaltet, daraus zurückzuziehen. Graubünden wurde geräumt. Massena theilte nun seine Armee von der großen Alpenkette bis zum Zusammenflusse des Rheins und der Aar, und wählte die ihm am besten scheinende Linie.

Die Schweiz bietet mehrere Wasserlinien dar, die, von der großen Alpenkette ausgehend, sie ganz durchschneiden und sich dann in den Rhein ergießen. Die längste und umfassendste ist die des Rheins selbst, der nicht weit vom St. Gotthard entspringend, zuerst gegen Norden fließt, dann sich in einen ungeheuern See, den See von Constanz, ausbreitet, aus dem er bei Stein mündet und seinen Lauf gegen Westen nach Basel zu nimmt, wo er dann wieder gegen Norden strömt und die Gränze des Elsaß bildet. Diese Linie ist die größte und umfaßt die ganze Schweiz. Es gibt eine zweite, die von Zürich, die in der ersten enthalten ist; es ist die Linie der Lint, die in den kleinen Kantonen entspringend, ihren Lauf hemmt, um den Züricher See zu bilden, den sie unter dem Namen Limmat wieder verläßt, und ihren Lauf, sich in die Aar, nicht weit von deren Einmündung in den Rhein ergießend, endet. — Endlich ist noch eine dritte, die der Reuß, ebenfalls in der vorhergehenden enthalten, die von dem Bette der

Reuß in den Luzerner See übergeht und sich von diesem See nahe bei dem Punkte, wo die Limmat in die Aar strömt, ebenfalls in selbe ergießt. Diese Linien zur Rechten von ungeheuern Bergen beginnend und zur Linken in Ströme sich ergießend, bestehen bald in Flüssen, bald in Seen und bieten für die Vertheidigung mächtige Vortheile dar. — Massena konnte nicht hoffen, die größte dieser Linien, die des Rheins zu behaupten und sich vom St. Gotthard bis zur Mündung der Aar ausbreiten zu können. Er war gezwungen, sich auf die Linie der Limmat zurückzuziehen, in der er sich jedoch auf die festeste Weise festsetzte. Er stellte seinen rechten Flügel, aus den drei Divisionen Lecourbe, Ménard und Lorge gebildet, Ferino zwischen die Alpen und den Züricher See. Sein Centrum, aus den Divisionen Oudinot, Vandamme, Thureau und Soult bestehend, stand an der Limmat. Seine Linke deckte den Rhein gegen Basel und Straßburg. Bevor er sich in diese Stellung verschloß, versuchte er durch ein Gefecht die Vereinigung des Erzherzogs mit dem ihm nun untergeordneten Generale Hotze zu verhindern. Diese beiden Generale standen am Rhein; der eine an der Mündung dieses Flusses in den Bodensee, der andere bei dessen Ausfluß, beide von einander durch die ganze Breite des See's getrennt. Wenn sie diese Linie überschreiten wollten, um sich vor der von Zürich und der Limmat festzusetzen, so mußten beide von den äußersten Enden des See's aufbrechen, um dort ihre Vereinigung zu bewerkstelligen. Massena konnte den Augenblick wählen, wo Hotze noch nicht aufgebrochen war, sich auf den Erzherzog werfen, ihn über den Rhein werfen und dann über Hotze herfallen und ihn ebenfalls zurückwerfen. — Man hat berechnet, daß Massena Zeit genug gehabt hätte, diese doppelte Operation auszuführen und beide österreichische Generale einzeln zu schlagen. Zum Unglück dachte er

nicht eher daran, sie anzugreifen, als im Augenblicke, wo sie schon nahe daran waren sich zu vereinigen und sich in der Lage fanden, einander wechselseitig zu unterstützen. Er bekämpfte sie am 5. Prairial (24. Mai) auf mehreren Punkten, wie Aldenfingen, Frauenfeld, und obgleich er durch die Kraft, die er immer bei solchen Gelegenheiten entwickelte, an allen diesen Punkten im Vortheil war, so konnte er doch die Vereinigung der beiden Generale nicht hindern, und war genöthigt, sich auf die schon früher beschriebene Linie der Limmat zurückzuziehen. Dort traf er alle Anstalt, den Erzherzog kräftig zurückzuweisen, falls er wagen sollte, ihn anzugreifen.

Noch viel unglücklicher waren die Ereignisse in Italien. Dort hatten die Unglücksfälle kein Ende.

Suwarow war mit einem Corps von 28 — 30,000 Russen zur österreichischen Armee gestoßen. Melas hatte das Commando von der österreichischen Armee übernommen. Suwarow hatte über beide Armeen den Oberbefehl übernommen; beide beliefen sich zusammen auf ungefähr 90,000 Mann. Man nannte ihn den Unbesiegbaren. Er war bekannt durch seine Feldzüge gegen die Türken und seine in Polen verübten Grausamkeiten. Er besaß eine große Charakterstärke und einen bis zur Narrheit gesteigerten Hang zur Sonderbarkeit, aber durchaus keine Combinationsgabe. Er war ein Barbar im vollen Sinne des Wortes, unfähig zu jeder feineren und scharfsinnigen Berechnung hinsichtlich der Anwendung seiner Kräfte, denen Frankreich hätte vielleicht sonst unterliegen müssen. Seine Armee glich ihm ganz. Sie besaß eine ausgezeichnete Tapferkeit, die viel vom Fanatismus an sich trug, aber durchaus keine Bildung. Artillerie, Cavallerie und das Geniewesen waren zu einer absoluten Nichtigkeit reducirt. Sie wußten nur ihr Bajonett zu gebrauchen, und bedienten sich desselben, wie

sich die Franzosen desselben während der Revolution bedient hatten. Suwarow, gegen seine Verbündeten sehr grob, gab den Oesterreichern russische Offiziere, um ihnen den Gebrauch des Bajonetts beizubringen. Er bediente sich der hochmüthigsten Sprache, und sagte, daß die Weiber, Stutzer und Müßiggänger die Armee verlassen müßten; daß die Bekrittler der höchsten Gewalt als Egoisten behandelt und ihres Ranges verlustig gemacht werden würden, und daß Jedermann sich aufopfern müsse, um Italien von den Franzosen und den Atheisten zu befreien. Dies war der Styl seiner Reden. Glücklicherweise traf diese rohe Kraft, nachdem sie uns schon viel Uebles zugefügt hatte, auf eine gelehrte und bewährte Energie, und brach sich an ihr.

Scherer, der den Kopf gänzlich verloren hatte, hatte sich unter dem allgemeinen Geschrei des lebhaftesten Unwillens seiner Soldaten nach der Adda zurückgezogen. Von seiner 46,000 Mann starken Armee hatte er 10,000 Mann, an Todten und Gefangenen verloren. Er war genöthigt, zu Mantua und Peschiera 8000 Mann zu lassen, und so blieben ihm nur 28,000 Mann. Ungeachtet dessen hätte er, wenn er nur einigermaaßen geschickt manövrirte, Macdonald die Zeit verschaffen können, sich mit ihm zu vereinen, und viel Unglück verhütet. Aber er stellte sich bei der Adda auf die unglücklichste Weise auf. Er theilte seine Armee in drei Divisionen. Die Division Serrurier war zu Leccio, beim Ausfluß der Adda aus dem gleichnamigen See; die Division Grenier zu Cassano und die Division Victor zu Lodi aufgestellt. Montrichard hatte er mit einigen Corps leichter Truppen gegen das Modenesische und die Berge von Genua aufgestellt, um die Verbindung mit Toskana, aus welchem Macdonald herausbrechen sollte, zu erhalten. Seine 28,000 Mann, zersplittert auf einer Linie von 24 Stunden, konnten nirgends kräftigen Wider-

stand leisten, und mußten nothwendig überall durchbrochen werden, wo der Feind mit nur einigem Nachdruck angriff. Am 8. Floreal (27. April) Abends, im Augenblick selbst wo die Linie der Adda angegriffen war, übergab Scherer an Moreau den Oberbefehl der Armee. Dieser brave General hatte einiges Recht, denselben abzulehnen. Man hatte ihn zu dem Rang eines einfachen Divisionsgenerals herabgesetzt, und nun, da der Feldzug verloren und nichts als eine Reihe von Unglücksfällen mehr zu erwarten stand, übergab man ihm den Befehl. Aber mit einer patriotischen Hingebung, die die Geschichte nie genug wird rühmen können, nahm er, den Abend des Angriffes auf die Addalinie, das Commando übernehmend, zugleich auch eine Niederlage an. Hier beginnt die am wenigsten gepriesene und doch schönste Periode seines Lebens.

Suwarow hatte sich der Adda auf mehreren Punkten genähert. Als das erste russische Regiment sich im Angesichte der Brücke von Lecco zeigte, so brachen die Carabiniers der tapfern 18. leichten Halbbrigade aus ihren Verschanzungen hervor, stürzten diesen Soldaten, die man als entsetzliche und unbesiegbare Colosse schilderte, mit gefälltem Bajonett entgegen und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Die Russen wurden zurückgeschlagen. In den Herzen unserer Tapfern hatte sich ein bewunderungswürdiger Muth entzündet; sie wollten diesen rohen Barbaren, die gekommen waren, um sich in einen Streit zu mischen, der sie nicht im geringsten berührte, ihre Reise bereuen machen. Die Ernennung Moreau's entflammte alle Geister und gab der Armee ihr Vertrauen wieder. Znm Unglück war diese Stellung nicht haltbar. Suwarow, bei Lecco zurückgeschlagen, ließ die Adda auf zwei verschiedenen Stellen, bei Brivio und Trezzo, ober und unterhalb, der den linken Flügel bildenden Division Serrurier, überschreiten, wodurch

diese Division von der Armee abgeschnitten wurde. Moreau lieferte mit der Division Grenier bei Trezzo ein mörderisches Gefecht, um den Feind wo möglich über die Adda zurückzuwerfen und die Verbindung mit der Division Serrurier herzustellen. Er griff mit 8 bis 9000 Mann ein mehr als 20,000 Mann starkes Corps an. Seine Soldaten, durch seine Gegenwart begeistert, thaten Wunder von Tapferkeit, aber sie konnten den Feind nicht mehr über die Adda zurückjagen. Unglücklicherweise fiel es Serrurier, dem man keinen Befehl zukommen lassen konnte, nicht ein, auf denselben Punkt bei Trezzo zurückzugehen, wo Moreau zur Anknüpfung der Verbindung so hartnäckig kämpfte. Man mußte der überlegenen Kraft weichen und die Division Serrurier ihrem Schicksal überlassen. Sie wurde von der ganzen feindlichen Armee umringt, und vertheidigte sich mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit. Endlich gänzlich umzingelt, wurde sie gezwungen, das Gewehr zu strecken. Ein Theil dieser Division rettete sich durch die außerordentliche Kühnheit und Geistesgegenwart eines Offiziers über die Berge nach Piemont. Während dieses furchtbaren Kampfes hatte sich Victor mit seiner Division glücklich zurückgezogen. Dies war die verhängnißvolle Schlacht von Cassano am 9. Floreal (28. April), die die französische Armee auf ungefähr 20,000 Mann reducirte.

Mit dieser Handvoll Tapfern unternahm es Moreau sich zurückzuziehen. Dieser seltene Mann verlor auch nicht einen Augenblick die Geisteskraft, mit der ihn die Natur so reichlich begabt hatte. Auf 20,000 Mann beschränkt, gegenüber einer Armee, die man jeden Augenblick auf den Stand von 90,000 Mann bringen konnte, wenn man verstanden hätte, sie in Massen marschiren zu lassen, schwankte er nicht einen Augenblick. Diese Ruhe war wohl weit verdienstlicher, als jene, die er

entwickelte, als er von Deutschland mit einer siegreichen Armee von 60,000 Mann zurückkam, und doch ist sie weit weniger gefeiert worden; so sehr wirkt der Zufall der Leidenschaft auf das Urtheil der Zeitgenossen.

Er ließ es sich nun zuerst angelegen sein, Mailand zu decken, um Zeit zur Fortschaffung der Parks und der Bagage zu gewinnen, und den Mitgliedern der cisalpinischen Regierung, so wie allen gefährdeten Mailändern Zeit zu verschaffen, sich zurückzuziehen. Nichts ist für eine Armee gefährlicher, als solche flüchtige Familien, die man in ihre Reihen aufzunehmen genöthigt ist. Sie hindern im Marsche, erschweren die Bewegungen und setzen manchmal deren Wohl aufs Spiel. Nachdem Moreau zwei Tage in Mailand geblieben, setzte er sich wieder in Marsch, um über den Po zu gehen. Nach dem Verfahren Suwarow's konnte er urtheilen, daß ihm Zeit genug bleiben würde, um eine vortheilhafte Stellung fassen zu können. Er mußte einen doppelten Zweck erreichen, nämlich den: seine Communication mit Frankreich zu erhalten, sowie mit Toscana, aus welchem Lande Macdonald's Armee vorrücken mußte. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, schien es ihm passend, den Abhang der genuesischen Gebirge zu besetzen. Dies war der vortheilhafteste Punkt. Er marschirte in zwei Colonnen; die eine, welche die Parks, die Bagage und das ganze Zubehör und Gefolge der Armee zu escortiren hatte, schlug die große Straße von Mailand nach Turin ein; die andere marschirte gegen Alexandria, um die Straßen und Wege der genuesischen Küste zu besetzen. Er führte diesen Marsch aus, ohne vom Feinde sehr gedrängt zu werden. Suwarow ließ sich, anstatt mit seinen siegreichen Massen über unsere schwache Armee herzufallen und sie gänzlich zu vernichten, die Ehre des Triumphes, welche ihm die Priester, Mönche, Adeligen und alle Kreaturen Oesterreichs, die im Gefolge der verbündeten Armeen haufen-

weise zurückkehrten, erwiesen, wohlbehagen. Moreau fand Zeit, nach Turin zu kommen und sein ganzes Kriegsgeräthe nach Frankreich zu senden. Er befestigte und rüstete die Citadelle aus, trachtete den Eifer der Anhänger der Republik neu zu beleben, und vereinigt sich mit der von ihm nach Alexandria gesandten Colonne. Er wählte dort eine Stellung, die die ganze Richtigkeit seines militärischen Blickes bewies. Der von den Apenninen herabfallende Tanaro ergießt sich unterhalb Alexandria in den Po. Moreau stellte sich am Zusammenflusse beider Flüsse auf. Gleichzeitig von dem einen, wie von dem andern gedeckt, hatte er keinen lebhaften Angriff zu fürchten, konnte daher alle Straßen nach Genua bewachen und Macdonald's Ankunft erwarten. Diese Stellung konnte nicht glücklicher gewählt werden. Er hielt Casale, Valenca und Alexandria besetzt, hatte eine Postenkette am Po und Tanaro, und seine Massen waren auf eine Weise aufgestellt, daß er bei einem Angriff in wenigen Stunden dem bedrohten Punkte zu Hülfe eilen konnte. Er setzte sich hier mit 20,000 Mann fest und erwartete mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit den weitern Lauf der Bewegungen seines furchtbaren Feindes.

Suwarow hatte glücklicherweise sehr viel Zeit gebraucht, um weiter vorzurücken. Er hatte vom Hofkriegsrathe verlangt, daß das unter Bellegarde stehende, für Tyrol bestimmte Corps zu seiner Verfügung gestellt würde. Dieses Corps war eben nach Italien gekommen und erhöhte nun die vereinigte Armee auf mehr als 100,000 Mann. Aber Suwarow verstand nicht die Kunst, Massen zweckmäßig zu vertheilen; er hatte den Befehl, Peschiera, Mantua und Pizzighettone zugleich zu belagern, und zu gleicher Zeit wollte er sich auch gegen die Schweiz decken, so daß ihm nicht mehr als 40,000 Mann blieben. Mit diesem immerhin sehr ansehnlichen Reste seiner Armee konnte er noch immer Moreau überwältigen, wenn er

ihn geschickt zu benutzen verstanden hätte. Er zog längs des Po und des Tanaro hin und stellte sich Moreau gegenüber auf; zu Tortona errichtete er sein Hauptquartier. Nach einigen unthätigen Tagen beschloß er endlich einen Versuch gegen Moreau's linken Flügel auf der Seite des Po zu wagen. Etwas oberhalb des Zusammenflusses des Po und des Tanaro, gegenüber von Mugarone, finden sich einige waldige Inseln, unter deren Schutz die Russen den Uebergang zu wagen beabsichtigten. In der Nacht vom 22. auf den 23. Floreal (vom 11. auf den 12. Mai) gingen sie ungefähr 2000 an der Zahl auf eine dieser Inseln und befanden sich jenseits des Hauptarmes. Der Arm, der ihnen noch zu übersetzen übrig blieb, war nicht beträchtlich und konnte selbst schwimmend passirt werden. Sie übersetzten ihn kühn und befanden sich nun auf dem rechten Ufer des Po's. Die Franzosen, von der Gefahr unterrichtet, eilten auf den bedrohten Punkt herbei. Moreau, der von andern Demonstrationen auf der Seite des Tanaro benachrichtigt worden war, wartete, bis der eigentlich Ort der Gefahr entschieden war, dann eilte er mit seiner Reserve dahin und warf die Russen, die die Kühnheit gehabt hatten, den Po zu überschreiten, in denselben hinein. Sie verloren ungefähr 2000 Mann an Getödteten, Ertrunkenen und Gefangenen.

Dieser Kraftstreich sicherte die Stellung, die Moreau auf diesem sonderbaren Dreiecke genommen, vollkommen. Aber die Unthätigkeit Suwarow's beunruhigte ihn; er fürchtete, daß Suwarow zu Alexandria etwa nur ein einfaches Detachement gelassen, und mit der Masse seiner Armee den Po hinaufgegangen wäre, um sich nach Turin zu wenden und die Stellung der Franzosen von rückwärts anzugreifen, oder daß er Macdonald entgegenmarschirt sei. Jb dieser Ungewißheit, in der ihn die Unthätigkeit Suwarow's ließ, beschloß er selbst zu handeln, um sich von dem eigenflichen Thatstande zu überzeugen. Er be-

absichtigte, bei Alexandria zu debouchiren und eine starke Recognoscirung zu unternehmen. Wenn der Feind daselbst nur ein detachirtes Corps gelassen, so wollte er die Recognoscirung in einen ernsten Angriff verwandeln, dasselbe überwältigen und dann sich ganz ruhig auf der großen Straße von Bochetta gegen die genuesischen Berge zurückziehen und Macdonald's Ankunft erwarten. Traf er dagegen die Hauptmasse, so beabsichtigte er, sich augenblicklich zurückzuzieben und in aller Eile auf allen möglichen Wegen die Küsten von Genua zu erreichen suchen. Der in seinem Rücken ausgebrochene Aufstand in Piemont hatte ihn hauptsächlich zu diesem Entschlusse bestimmt. Es war nothwendig, daß er sich sobald wie möglich seiner Operationsbasis näherte.

Während Moreau diesen verständigen und gut berechneten Plan bildete, hatte Suwarow einen andern entworfen, dem aller gesunder Sinn mangelte. Seine Aufstellung zu Toscana war gewiß die beste, die er nehmen konnte, da sie ihn zwischen die beiden französischen Armeen, der cisalpinischen und der von Neapel brachte; diese durfte er um keinen Preis verlassen. Indeß fiel es ihm ein, einen Theil seiner Armee über den Po zu werfen, um stromaufwärts bis Turin zu gehen, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, die piemontesischen Royalisten zu organisiren, und Moreau's Stellung fallen zu machen. Nichts war schlechter berechnet, als ein gleiches Manöver; man mußte einen direkten gewaltigen Angriff auf Moreau ausführen, aber in keinem Falle jene Stellung zwischen den beiden Armeen, die nur ihre Vereinigung zu erzielen strebten, aufgeben.

Während Suwarow, seine Kräfte theilend, einen Theil derselben bei Toscana längs des Tanaro ließ, und mit dem andern den Po überschritt, um nach Turin zu marschiren, führte Moreau seine projectirte Recognoscirung aus. Er schob die Division Victor vor, um

das gegenüberstehende russische Corps kräftig anzugreifen. Er hielt sich selbst mit seiner Reserve etwas zurück, bereit, die Recognoscirung in einen ernstlichen Angriff zu verwandeln, wenn er glaubte, daß das russische Corps überwältigt werden könne. Nach einem sehr lebhaften Kampfe, in welchem Victor's Truppen eine seltene Tapferkeit entfalteten, glaubte Moreau, er habe die ganze russische Armee vor sich und wagte nicht, den Angriff weiter fortzusetzen, da er fürchtete, einen zu überlegenen Feind in die Flanke zu bekommen. Zwischen den zwei Fällen, die er sich selbst angedeutet hatte, wählte er den zweiten als den sichern, und beschloß, sich nach den Gebirgen von Genua zurückzuziehen. Seine Stellung war außerordentlich kritisch. In seinem Rücken war ganz Piemont im Aufstand begriffen. Ein Insurgentencorps hatte sich Ceva's bemächtigt, das die einzige für Artillerie zugängliche Straße beherrscht. Der große Transport der in Italien gesammelten Kunstgegenstände lief Gefahr, aufgehoben zu werden. Diese Umstände waren sehr mißlich. Wenn er die mehr rückwärts gelegene Straße einschlug, die auf die Westküste ausmündete, so fürchtete er, sich zu sehr von den Verbindungen mit Toscana zu entfernen und sie dem Feinde zu überlassen, den er in Masse um Toscana herum versammelt wähnte. Da faßte er in dieser schwierigen Lage schnell einen Entschluß und traf folgende Bestimmungen. Er detachirte die Division Victor, ohne Artillerie und Bagage, und auf Wegen, die nur der Infanterie zugänglich waren, gegen die genuesischen Gebirge. Sie sollte sich beeilen, alle Wege durch die Apenninen zu besetzen, um sich mit der von Neapel kommenden Armee zu vereinigen, und sie zu verstärken, falls selbe von Suwarow angegriffen würde. Moreau mit nur 8000 Mann, suchte mit seiner Artillerie, Cavallerie und Allem, was auf den Gebirgspfaden nicht fortkommen konnte, einen jener Feldwege zu gewinnen, die sich rück-

wärts von Ceva befanden und gegen die Westküste mündeten. Er berechnete außerdem, indem er sich zum excentrischen Rückzuge entschloß, daß er die feindliche Armee nach sich ziehen und so von der Verfolgung Victor's und dem Angriffe Macdonald's abhalten würde.

Victor zog sich glücklich über Acqui, Spigno und Dego zurück und besetzte die Kämme der Apenninen. Moreau zog sich seinerseits mit einer außerordentlichen Schnelligkeit auf Osti zurück. Die Besatzung von Ceva, das nun seine Hauptverbindung sperrte, setzte ihn in die äußerste Verlegenheit. Den größten Theil seiner Parks sandte er nun durch den Paß von Fenestrelles, behielt nur die ihm unentbehrliche Feldartillerie, und beschloß, sich einen Weg über die Apenninen zu bahnen, indem er die Straße von seinen eigenen Truppen herstellen ließ. Nach vier Tagen voll unglaublicher Anstrengungen war die Straße für die Artillerie fahrbar gemacht, und Moreau fand sich in dem Thale von Genua, ohne sich zu weit zum Paß vom Tenda zurück gezogen zu haben, was ihn in der That von Victor's gegen Genua detachirten Truppen zu sehr entfernt hätte.

Als Suwarow Moreau's Rückzug erfuhr, beeilte er sich, ihn verfolgen zu lassen, aber er war nicht der Mann, dessen kluge Berechnungen zu errathen oder selben zuvorzukommen.

So hatte Moreau durch seine Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit mit 30,000 Mann einen Rückzug operirt, ohne auch nur einmal während desselben durchbrochen zu werden, und im Gegentheil die Russen, wo er sie traf, stets kräftig zurückweisend. Er hatte eine Besatzung von 3000 Mann in Alexandria zurückgelassen und befand sich mit ungefahr 18,000 Mann in der Umgegend von Genua. Er hatte sich in Erwartung Macdonald's auf dem Kamme der Apenninen aufgestellt. Die Division Lapoppe, das leichte Corps Montrichard's und die

Division Victor waren an die obere Trebbia gesandt worden, um sich mit Macdonald zu vereinigen. Er selbst hielt sich mit dem Reste seiner Armee in den Umgebungen Novis. Sein Vereinigungsplan war tief durchdacht. Er konnte die Armee von Neapel längs den Küsten des mittelländischen Meeres an sich ziehen, sich mit ihr zu Genua vereinigen, und dann entweder aus der Bochetta mit ihr hervorbrechen, oder er konnte sie aus Toscana nach der Ebene von Piacenza und den Ufern des Po's debouchiren lassen. Der erste Plan sicherte die Vereinigung, da selbe unter dem Schutz der Apenninen geschah, aber man mußte dies Gebirg dann nochmals überschreiten, und den Feind in der Front angreifen, um die Ebene zu gewinnen. Wenn man dagegen von Piacenza aus debouchirte, so war man Meister der Linie bis zum Po, man nahm sein Schlachtfeld an den Ufern des Po selbst, und im Siegesfall warf man den Feind in den Strom. Moreau wollte, daß Macdonald seinen linken Flügel immer an die Berge angelehnt behalte, um sich mit Victor, der bei Bobbio stand, vereinigen zu können. In dieser Lage war die Vereinigung eben so sicher als hinter den Apenninen, nur geschah sie auf einen vortheilhafteren Terrain.

In diesem Augenblicke hatte das Direktorium eine ansehnliche Seemacht im Mittelmeere versammelt. Bruix der Marineminister hatte sich an die Spitze der Brester Flotte gestellt, die spanische Flotte entsetzt und kreuzte mit 50 Schiffen im Mittelmeere in der Absicht, selbes von den Engländern zu befreien und die Verbindungen mit der Armee von Egypten herzustellen. Diese so ersehnte Vereinigung war endlich zu Stande gekommen und konnte den Franzosen wieder die Oberherrschaft in den Meeren der Levante verschaffen. Bruix befand sich in diesem Augenblicke vor Genua. Seine Gegenwart steigerte auf eine ausnehmende Weise die moralische Kraft

der Armee. Man sagte, sie brächte Lebensmittel, Munition oder Verstärkungen; aber obgleich sich dies nicht so verhielt, so benützte Moreau diese Meinung, und that sein Möglichstes, um ihr Eingang zu verschaffen. Er ließ das Gerücht ausstreuen, die Flotte hätte 20,000 Mann und beträchtliche Mundvorräthe ausgeschifft. Dies Gerücht ermuthigte die Armee und verminderte gar sehr das Vertrauen des Feindes.

Man war in der Mitte des Prairial (in den ersten Tagen des Juni). Ein neues Ereigniß war in der Schweiz vorgefallen. Man erinnert sich, daß Massena die Linie der Limmat und Zürch besetzt hatte, und daß der Erzherzog in zwei Massen von den beiden äußersten Enden des Constanzer See's debouchirend, dieser Linie in ihrer ganzen Ausdehnung gegenüberstand. Er beschloß ihn zwischen Zürch und Bruck, d. h. zwischen dem Zürcher See und der Aar längs der Limmat anzugreifen. Massena hatte nicht an den Ufern der Limmat selbst, sondern auf einen vor der Limmat befindlichen Hügelreihe, die den See und den Fluß zugleich beherrscht, seine Aufstellung genommen. Er hatte diese Höhen auf die furchtbarste Weise verschanzt und sie beinahe unzugänglich gemacht. Obgleich dieser Theil unserer Linie zwischen Zürch und der Aar der stärkste war, so hatte der Erzherzog beschlossen, denselben zu stürmen, da es viel zu gefährlich gewesen wäre, einen langen Umweg zu machen, um oberhalb des See's längs der Lint einen Angriff zu bewerkstelligen, denn Massena konnte diesen Zeitpunkt benützen, um die vor der Aarlinie gelassenen Corps zu überwältigen, und sich so einen entscheidenden Vortheil zu verschaffen.

Der beabsichtigte Angriff erfolgte am 4. Juni (16. Prairial). Er dehnte sich an der ganzen Linie der Limmat aus, wurde jedoch überall siegreich zurückgeschlagen, ungeachtet der tapfersten und hartnäckigsten Beharrlichkeit

der Oesterreicher. Den Tag darauf versuchte der Erzherzog, der glaubte, daß dergleichen Versuche wiederholt werden müßten, um sich nicht unnützen Verlusten auszusetzen, den Angriff mit eben derselben Hartnäckigkeit. Massena, der glaubte, daß seine Stellung genommen werden könnte, und dann einen schwierigen Rückzug befürchtete, beschloß, da unmittelbar auf die Linie, welche er verließ, eine noch stärkere, die Albiskette folgte, welche sich rückwärts an die Limmat und den See von Zürch schließt, freiwillig zurückzugehen; er verlor bei diesem Rückzuge die Stadt Zürch, die er als nicht besonders wichtig betrachtete. Die Bergkette des Albis, die sich an dem Zürcher See und der Limmat hinzieht, ist sehr steil und beinahe unangreifbar. Indem man sie besetzte, verlor man nur unbedeutend an Terrain, denn man wich nur um die Breite des See's und der Limmat zurück und nahm daselbst eine Stellung ein, die dem Erzherzog jede Lust zu einem Angriffe benehmen mußte.

Unsere Stellung in der Schweiz war daher beinahe immer noch dieselbe. Die Aar, die Limmat, der Zürcher See, die Lint und die Reuß bis zum St. Gotthardt bildeten unsere Vertheidigungslinie gegen die Oesterreicher.

In Italien rückte Macdonald endlich gegen Toscana vor. Er hatte in dem Fort St. Elmo sowie zu Capua und Gaeta seinen Instruktionen gemäß eine Besatzung gelassen. Dies hieß auf eine nutzlose Weise Truppen blosstellen, die nicht stark genug waren, die republikanische Partei zu unterstützen, und deren Abgang in unserer Armee eine bedeutende Lücke machte. Indem die französische Armee sich zurückzog, hatte sie die Stadt Neapel einer royalistischen Reaction Preis gegeben, welche ganz den Schreckensscenen der französischen Revolution gleichkam. Macdonald hatte zu Rom einige tausend Mann der Division Garnier an sich gezogen, und in Toscana die Division

Gauthier, im Modenesischen das leichte Corps Montrichard's aufgenommen. Er hatte auf diese Weise ein Corps von 28,000 Mann. Am 6. Prairial (25. Mai) war er zu Florenz. Sein Rückzug war mit Raschheit und ausgezeichneter Ordnung vollzogen worden. Er verlor unglücklicherweise viel Zeit in Toscana und brach diesseits der Apenninen erst gegen Ende Prairials (Mitte Juni's) in die Ebene von Piacenza.

Wenn er früher debouchirt wäre, so hätte er die Coalisirten so vertheilt überrascht, daß er sie einen nach dem andern hätte überwältigen und über den Po zurückjagen können. Suwarow war zu Turin, dessen er sich bemächtigt und darin ungeheure Vorräthe gefunden hatte. Bellegarde beobachtete die Pässe von Genua, Kray belagerte Mantua, die Citadelle von Mailand und die Festungen. Nirgends fand man 30,000 Oesterreicher oder Russen beisammen. Wenn Macdonald und Moreau mit 50,000 Mann vereint hervorgebrochen wären, so würden sie das Geschick des Feldzugs verändert haben. Aber Macdonald glaubte seiner ermüdeten Armee einige Tage Ruhe gönnen und die nach und nach an sich gezogenen Divisionen wieder reorganisiren zu müssen. Er verlor auf diese Weise eine kostbare Zeit, und erlaubte Suwarow, seine Fehler wieder gut zu machen. Als der russische General den Marsch Macdonald's erfuhr, so eilte er, Turin zu verlassen, sich mit 20,000 Mann Verstärkung zwischen die beiden französischen Generale zu werfen, und eine Stellung wieder einzunehmen, die er niemals hätte verlassen sollen. Er befahl dem General Ott, der sich zur Beobachtung an der Trebbia in den Umgegenden von Piacenza befand, im Falle eines Angriffes sich auf ihn zurückzuziehen; er beorderte Kray ihm von Mantua alle Truppen zukommen zu lassen, über die er disponiren könnte; Bellegarde ertheilte er den Auftrag, Novi, von wo aus Moreau debouchiren sollte,

zu beobachten, und er selbst schickte sich an, in die Ebene von Piacenza, Macdonald entgegen zu rücken.

Diese Anordnungen sind die alleinigen, welche während der ganzen Dauer dieses Feldzuges Suwarow die Billigung der Kriegskundigen zugezogen haben. Die beiden französischen Generale befanden sich noch in den angedeuteten Stellungen; alle beide noch auf den Apenninen befindlich, mußten sie jetzt dieselben verlassen, um nach der Ebene von Piacenza herunterzukommen. Moreau sollte von Novi, Macdonald von Pontremoli debouchiren. Moreau hatte Macdonald mit der Division Victor verstärkt. Er hatte den General Lapoppe mit einigen Bataillonen zu Bobbio am Abhange der Berge aufgestellt, um die Vereinigung zu erleichtern, und sein Plan war, Suwarow in dem Augenblicke, wo er mit ganzer Front gegen Macdonald marschiren würde, in der Flanke anzugreifen. Aber zu diesem Zwecke war es nothwendig, daß Macdonald sich stets an die Gebirge lehnte und die Schlacht nicht zu weit in der Ebene annahm.

Macdonald brach gegen Ende Prairial (Mitte Juni) auf. Das Corps Hohenzollern, in der Umgegend Modena's aufgestellt, bewachte den Po. Es wurde durch überlegene Macht überwältigt, verlor 1500 Mann und wäre beinahe aufgehoben worden. Dieser erste Erfolg ermuthigte Macdonald und ließ ihn seinen Marsch beschleunigen. Die Division Victor, die so eben zu ihm gestoßen war und seine Armee bis auf ungefähr 32,000 Mann brachte, bildete seine Vorhut. Die polnische Division Dombrowski marschirte zur Linken der Division Rusca; die Division Rusca unterstützte sie beide. Obgleich das Gros der Armee, das durch die Divisionen Montrichard, Olivier und Watrin gebildet wurde, noch zurück war, so wollte Macdonald doch, durch den Sieg über Hohenzollern angefeuert,

Ott überfallen, der mit einem Beobachtungscorps am Tidone stand, und befahl Victor, Dombrowski und Rusca, augenblicklich gegen ihn vorzurücken.

Drei Gießbäche, mit den Apenninen parallel laufend und sich in den Po ergießend, bildeten das Schlachtfeld; es waren dies die Nura, die Trebbia und der Tidone. Das Gros der französischen Armee war noch an der Nura; die Divisionen Victor, Dombrowski und Rusca rückten gegen die Trebbia vor und hatten Befehl gegen den Tidone zu marschiren, um Ott, welchen Macdonald ohne Unterstützung glaubte, zu überwältigen. Sie brachen am 29. Prairial (17. Juni) auf. Sie schlugen anfangs die Avantgarde des Generals Ott von den Ufern des Tidone zurück und zwangen sie, rückwärts bei dem Dorfe Sermet sich aufzustellen. Ott wäre beinahe überwältigt worden, wenn nicht in diesem Augenblicke Suwarow mit seiner ganzen Macht zu seiner Unterstützung herbeigeeilt wäre. Er stellte der Division Victor, die längs des Po marschirte, den General Bagration entgegen, führte Ott im Centrum abermals Dombrowski entgegen und warf Melas rechts gegen die Division Rusca. Bagration war anfangs nicht glücklich gegen Victor und sah sich genöthigt, zurückzuweichen; aber im Centrum ließ Suwarow die Division Dombrowski durch die russische Infanterie angreifen, warf zwei Regimenter Reiterei auf deren Flanken und zerstreute sie gänzlich. Jetzt sah sich Victor, der inzwischen gegen den Po vorgerückt war, überflügelt und dem Feinde bloßgestellt. Der General Bagration, durch Grenadiere verstärkt, ergriff abermals die Offensive. Die russische Cavallerie, die das Centrum der Polen gesprengt und dadurch Victor überflügelt hatte, griff ihn in der Flanke an und nöthigte ihn, sich zurückzuziehen. Rusca sah sich nun genöthigt, das Terrain an Melas zu überlassen. Unsere drei Di-

visionen gingen wieder über den Tidone und zogen sich gegen die Trebbia zurück.

Dieser erste Tag, wo kaum ein Drittel der Armee sich mit der ganzen feindlichen im Gefecht befunden hatte, war nicht glücklich gewesen. Macdonald, von der Ankunft Suwarow's nicht unterrichtet, hatte seine Bewegungen zu sehr beschleunigt. Er beschloß, sich hinter der Trebbia festzusetzen, dort alle seine Divisionen zu vereinigen und die erlittene Niederlage zu rächen. Leider waren die Divisionen Olivier, Montrichard und Watrin noch hinter der Nura, und er beschloß, bis zum zweiten Tage, d. h. den 1. Messidor (19. Juni) abzuwarten, um eine Schlacht zu liefern.

Aber Suwarow ließ ihm nicht die Zeit, seine Kräfte zu vereinigen, und schickte sich an, ihn schon den Tag darauf anzugreifen, d. i. den 30. Prairial (18. Juni). Die beiden Armeen sollten sich längs der Trebbia vereinigen, indem sie ihre Flügel an den Po und die Apenninen lehnten. Da Suwarow ganz richtig urtheilte, daß der wesentlichste Punkt in den Gebirgen läge, wo die beiden französischen Armeen sich mit einander verbinden könnten, so detachirte er nach dieser Seite seine beste Infanterie und Cavallerie. Er schickte die Division Bagration, die zuerst zu seiner Linken längs des Po lag, gegen seine Rechte, den Gebirgen zu. Er stellte sie mit der Division Schweikowski unter die Befehle von Rosenberg, und befahl beiden, die Trebbia ohnweit von Rivalta zu überschreiten, und zwar wo möglich in den Gebirgen, um die Franzosen davon abzuschneiden. Die Divisionen Dombrowski, Rusca und Victor waren in der Nähe dieses Punktes zur Linken der französischen Linie aufgestellt. Die Divisionen Olivier und Montrichard sollten sich im Centrum längs der Trebbia und die Division Watrin am rechten Flügel gegen den Po und Piacenza aufstellen.

Am Morgen des 19. Prairial griffen die russischen Avantgarden die französischen, die jenseits der Trebbia bei Casaliggio und Grignago standen, an, und warfen sie zurück. Macdonald, der nicht erwartete, angegriffen zu werden, war eben beschäftigt, seine Divisionen des Centrums in die Linie rücken zu lassen. Victor, der unsern linken Flügel commandirte, warf sogleich die ganze französische Infanterie über die Trebbia und brachte dadurch Suwarow für einen Augenblick in Gefahr. Aber Rosenberg, der eben mit der Division Schweikowski ankam, stellte den Vortheil wieder her und nöthigte die Franzosen nach einem wüthenden Gefechte, in welchem auf beiden Seiten der Verlust ungeheuer war, sich hinter die Trebbia zurückzuziehen. Inzwischen waren die Divisionen Olivier und Montrichard im Centrum, so wie die Division Watrin am rechten Flügel angekommen, und eine Kanonade entspann sich auf der ganzen Linie. Nachdem man einige Kugeln gewechselt hatte, blieb man von beiden Seiten an den Ufern der Trebbia, die die beiden Armeen theilte, stehen.

Dies war der zweite Tag. Er hatte in einem furchtbaren, aber erfolglosen Kampfe auf unserm linken Flügel bestanden. Da Macdonald jetzt über seine sämmtlichen Streitkräfte gebieten konnte, beabsichtigte er, den dritten Tag entscheidend zu machen. Sein Plan bestand darin, die Trebbia an allen Punkten zu überschreiten und den Feind auf beiden Seiten zu überflügeln. Die Division Dombrowski sollte daher bis Riwalta stromaufwärts gehen und oberhalb der Russen den Fluß übersetzen. Die Division Watrin sollte denselben beinahe bei seiner Mündung in den Po übersetzen. Er rechnete darauf, daß Moreau, dessen Mitwirkung er schon zwei Tage erwartete, spätestens diesen Tag zum Gefecht eintreffen würde. Dies war der Plan für den Tag des 1. Messidor (19. Juni). Doch ein fürchterliches Scharmützel

fand während der Nacht statt. Ein französisches Detachement hatte Nachts das Bett der Trebbia überschritten, um seine Position einzunehmen, und die Russen glaubten sich angegriffen und eilten zu den Waffen. Die Franzosen thaten ihrerseits das Gleiche. Die beiden Armeen vermengten sich mit einander und lieferten sich ein nächtliches Gefecht, wobei man sich gegenseitig tödtete, ohne Freund oder Feind unterscheiden zu können. Nach einem unnützen Blutbade gelang es endlich den Generalen, ihre Soldaten nach den Bivouaks zurückzuführen. Den Tag darauf waren beide Armeen durch ein dreitägiges Gefecht und die Unordnung der Nacht so ermüdet, daß sie erst gegen zehn Uhr Morgens in den Kampf rückten.

Die Schlacht begann an der obern Trebbia. Dombrowski übersetzte die Trebbia bei Rivalta, ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes der Russen. Suwarow schickte den Fürsten Bagration dahin; und diese Bewegung entblößte die Flanken Rosenberg's. Victor und Rusca benutzen diesen Fehler augenblicklich, um sich auf ihn zu werfen, indem sie die Trebbia überschritten. Sie rückten mit Erfolg vor und umzingelten von allen Seiten die Division Schweikowski, bei der sich Suwarow befand. Sie brachten sie in die größte Gefahr, doch dieselbe machte auf allen Seiten Front und vertheidigte sich auf's tapferste. Bagration, der dieser Gefahr ansichtig wurde, eilte augenblicklich zu dem bedrohten Punkten zurück und zwang Victor und Rusca ihre Beute loszulassen. Hätte Dombrowski, den Augenblick benützend, sich auf Bagration geworfen, so würden wir auf diesem Punkte im Vortheile geblieben sein, was äußerst wichtig war, indem derselbe an die Gebirge gränzte. Unglücklicherweise blieb er unthätig, und Victor und Rusca wurden genöthigt, sich gegen die Trebbia zurückzuziehen. Montrichard hätte im Centrum

die Trebbia bei Grignago überschritten; und Olivier in der Nähe von San Nicolo. Montrichard rückte gegen das Corps von Forster vor, als Reserven, welche Suwarow von Melas verlangt hatte, und die rückwärts des Schlachtfeldes defilirten, seine Division plötzlich in den Flanken angriffen. Sie wurde unversehens überrascht uud die fünfte leichte Brigade, die in hundert Schlachten Wunder von Tapferkeit gethan, entfloh in größter Verwirrung. Montrichard sah sich genöthigt, über die Trebbia zurückzugehen, und Olivier, der mit Erfolg gegen San Nicolo vorgerückt war, und Ott, so wie Melas kräftig zurückgeworfen hatte, fand sich durch Montrichard's Rückzug dem Feinde bloßgestellt. Melas gab jetzt den österreichischen Reserven, welche die Division Montrichard in Unordnung gebracht hatten, Gegenbefehl und warf sie auf die Division Olivier, an welche jetzt auch die Reihe kam, über die Trebbia zurückzugehen. Indessen rückte die Division Watrin, die ganz nutzlos auf den äußersten rechten Flügel detachirt worden war, längs des Po vor, ohne der Armee von irgend einem Nutzen zu sein. Ja sie war selbst genöthigt, die Trebbia wieder zu überschreiten, und der allgemeinen Bewegung des Rückzuges zu folgen. Suwarow, der noch immer fürchtete, Moreau in seinem Rücken hervorbrechen zu sehen, machte den Rest des Tages über gewaltige Anstrengungen, um die Trebbia zu übersetzen, aber immer vergeblich. Die Franzosen setzten ihm auf der ganzen Linie eine unbesiegbare Festigkeit entgegen, und dieser Gießbach, der Zeuge eines so hartnäckigen Kampfes, trennte zum drittenmale die zwei feindlichen Armeen.

Dies war der dritte Akt dieser blutigen Schlacht. Beiderseits hatte man ungefähr 12,000 Mann verloren und die Mehrzahl der Generale waren blessirt. Beide Armeen waren desorganisirt, ganze Armeen waren vernichtet, aber

ungeachtet dessen war die Stellung beider Armeen sehr verschieden. Suwarow erhielt alle Tage Verstärkungen und konnte durch die Verlängerung des Kampfes nur gewinnen. Macdonald aber hatte im Gegentheile alle seine Kräfte erschöpft und konnte, wenn er darauf beharrte, den Kampf zu verlängern, nur in Verwirrung nach Toscana zurückgeworfen werden. Er war deßhalb bedacht, sich gegen die Nura zurückzuziehen, um hinter den Apenninen wieder nach Genua zu gelangen. Er verließ die Trebbia am 2. Messidor (20. Juni) früh Morgens. Eine Depeche, in welcher er Moreau seine verzweifelte Lage schilderte, fiel in Suwarow's Hände und erfüllte denselben mit Freude; er beeilte sich Macdonald auf's Aeußerste zu verfolgen. Indessen geschah der Rückzug an den Ufern der Nura mit ziemlicher Ordnung. Unglücklicherweise wurde die Division Victor, die sich seit 4 Tagen im Kampfe befand, endlich gesprengt, und verlor eine bedeutende Anzahl Gefangener. Macdonald hatte unterdessen Zeit, die Trümmer seiner Armee jenseits der Apenninen zu sammeln, nachdem er ungefähr 14—15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt hatte.

Als Suwarow hinter seinem Rücken Moreau's Kanonen donnern hörte, so ließ er sich zum Glücke von der Verfolgung Macdonald's abbringen. Moreau, welchen unübersteigliche Hindernisse bisher verhindert hatten, vor dem 30. Prairial (18. Juni) sich in Bewegung zu setzen, war endlich von Novi hervorgebrochen, hatte sich auf Bellegarde geworfen, ihn in die Flucht geschlagen und 3000 Gefangene gemacht. Leider brachte dieser späte Vortheil nur wenig Nutzen, und hatte keinen andern Erfolg, als daß er Suwarow zurückrief und ihn verhinderte, Macdonald weiter zu verfolgen. Diese Vereinigung, von der man sich so große Resultate versprach, hatte nur eine blutige Niederlage herbeigeführt,

und zu einem Streite zwischen den beiden französischen Generalen Veranlassung gegeben, einem Streite, der nie vollkommen aufgeklärt wurde. Kriegserfahrene werfen Macdonald vor, er hätte sich zu lange in Toscana aufgehalten und seine Divisionen zu getrennt von einander marschiren lassen, wodurch die Divisionen Rusca und Dombrowski zwei Tage hintereinander geschlagen worden seien, statt einen Hauptstreich zu seiner linken gegen die obere Trebbia zu wagen; er hätte sich ferner zu weit von den Gebirgen entfernt gehalten, und dem zu Bobbio befindlichen Generale Lapoype verhindert, zu Hülfe zu eilen, und sich überhaupt zu sehr beeilt, die Schlacht zu liefern, als hätte er sich allein die Ehre des Sieges sichern gewollt. Die Militärs, welche den trefflich entworfenen Plan Moreau's vollkommen billigten, warfen ihm nur einen Fehler vor, und zwar den, daß er nicht jede Rücksicht gegen einen alten Kameraden bei Seite gesetzt und nicht das direkte Commando über beide Armeen übernommen habe; besonders aber hoben sie heraus, daß er nicht selbst an der Trebbia commandirte. Wie es auch um die Gerechtigkeit dieser Vorwürfe beschaffen sein mag, so viel ist gewiß, daß der Plan Moreau's, wenn derselbe so ausgeführt worden wäre, wie er entworfen war, Italien gerettet haben würde. Durch die Schlacht an der Trebbia war es für Frankreich verloren. Zum Glücke war Moreau noch gegenwärtig, um die Trümmer der französischen Armee zu sammeln, und Suwarow zu verhindern, seine ungeheure Ueberlegenheit zu benützen. Der Feldzug war kaum seit 3 Monaten eröffnet, und ausgenommen in der Schweiz hatten wir noch überall Niederlagen erlitten. Die Schlacht bei Stockach raubte uns Deutschland, und die Schlachten von Magnano und an der Trebbia raubten uns Deutschland. Massena allein, unerschütterlich wie ein Fels, hielt noch die Schweiz längs der Albiskette besetzt. Man muß übrigens nicht

vergessen, daß während dieser grausamen Mißgeschicke, der Muth unserer Soldaten ebenso unerschütterlich und glänzend gewesen war, wie an den schönsten Tagen ihrer Siege, sowie, daß Moreau sich als ebenso großer Bürger, wie als großer Feldherr gezeigt und verhindert hatte, daß Suwarow mit einem Schlage alle französischen Armeen Italiens vernichtete.

Diese letzten Unglücksfälle gaben den Feinden des Direktoriums neue Waffen gegen dasselbe in die Hand, und riefen verdoppelte Schmähungen gegen dasselbe hervor. Die Furcht vor einer feindlichen Invasion fing an sich aller Gemüther zu bemächtigen. Die Departements des Südens und der Alpen waren zunächst dem Einfalle der Austro-Russen ausgesetzt und deßhalb in einer furchtbaren Gährung. Die Städte Chambéry, Grenoble und Orange übersandten den gesetzgebenden Körpern Adressen, welche den lebhaftesten Eindruck hervorbrachten. Diese Adressen enthielten alle ungerechten Vorwürfe, die man seit zwei Monaten allgemein im Munde führte; sie sprachen von der Plünderung der eroberten Länder, von den offenbaren Räubereien der Lieferanten, von dem schlechten Zustande der Armeen, dem Ministerium Scherer's, seiner Führung des Oberbefehles, von den an Moreau verübten Ungerechtigkeiten, von der Verhaftung Championnets u. s. w. Warum, sagten sie, haben sich die treuen Conscribirten genöthigt gesehen, der furchtbaren Noth, die sie erdulden mußten, halber, in ihre Heimath zurückzukehren? Warum sind alle diese Plündereien ungestraft geblieben? Warum hat man den unerfahrenen und ungeschickten Scherer, der noch dazu von Hoche als Verräther bezeichnet worden ist, so lange im Kriegsministerium gelassen? Warum hat er als General und Feldherr die Unfälle vollenden können, die er als Minister vorbereitete? Warum sind die dem Siege theuern Namen

durch unbekannte ersetzt worden? Warum befindet sich der Sieger von Rom und Neapel im Anklagestand?...

Man hat das Gewicht dieser Vorwürfe bereits würdigen können. Den Adressen, welche dieselben enthielten, wurde die Ehre des Druckes, eine achtungsvolle Erwähnung und die Ueberweisung an das Direktorium zuerkannt. Diese Art ihres Empfanges bewies hinlänglich die Gesinnungen der beiden Conseils; sie konnten nicht schlechter sein. Die constitutionelle Opposition hatte sich mit der patriotischen Opposition vereinigt. Die eine bestand aus Ehrgeizigen, welche eine neue Regierung wollten, und aus sonstigen bedeutenden Männern, die sich beklagten, daß ihre Rathschläge oder Empfehlungen nicht beachtet worden waren; die andere bestand aus Patrioten, die durch die Wahlspaltungen aus den gesetzgebenden Körpern ausgeschlossen oder durch das Gesetz vom 19. Fructidor zum Schweigen verurtheilt waren. Alle verlangten den Sturz der bestehenden Regierung. Sie sagten, daß das Direktorium Frankreich eben so schlecht verwaltet, als vertheidigt, daß es die Freiheit der Wahlen verletzt und die Preßfreiheit so wie die Volksgesellschaften unterdrückt habe. Sie erklärten es für ebenso schwach, als gewaltthätig, ja sie kamen sogar auf den 18. Fructidor zurück, und sagten, daß das Direktorium an diesem Tage die Gesetze nicht geachtet habe und sie deßhalb auch nicht ferner zu seinen Gunsten anrufen könne.

Die Ernennung von Sieyes zum Direktor war eines der ersten Motive, diese Gesinnungen hervorzurufen. Einen Mann in das Direktorium berufen, der nie aufgehört hatte, die Direktorialverfassung als schlecht zu betrachten und aus diesem Grunde schon einmal seine Ernennung zum Direktor zurückgewiesen, dies verkündete in gewisser Art die Absicht, eine Staatsumwälzung herbeizuführen. Daß Sieyes jetzt diesen Posten annahm,

woran man seiner früheren Weigerungen halber gezweifelt hatte, bestärkte nur die allgemeinen Conjecturen.

Die Mißvergnügten aller Farben, die eine Umwälzung herbeiwünschten, schaarten sich um Sieyes. Sieyes war kein geschickter Parteichef und hatte weder den dazu erforderlichen gefügigen und zugleich kühnen Charakter, ja selbst keinen Ehrgeiz; aber er sammelte durch seinen großen Ruf viel Leute um sich. Man wußte, daß er sowohl an der Verfassung als an der Regierung Alles schlecht fand, und man drängte sich um ihn, gleich als wollte man ihn einladen, Alles zu verändern. Barras, der für seine längere Anwesenheit im Direktorium Verzeihung zu erlangen gewußt hatte, indem er mit allen Parteien Verbindungen und Intriguen anknüpfte, hatte sich Sieyes genähert, und es war ihm gelungen, sich mit demselben zu verbünden, indem er feiger Weise seine Collegen preis gab. Um diese zwei Direktoren sammelten sich alle Feinde des Direktoriums. Diese Partei beabsichtigte, einen jungen General von Ruf, der gleich vielen Andern für ein Opfer der Regierung galt, zu ihrer Unterstützung zu gewinnen. Die Stellung Joubert's, auf welchen man große Hoffnungen gründete, und der seit seiner Entlassung ohne Anstellung war, hatte die Wahl dieser Partei auf ihn gelenkt. Er stand eben im Begriff, sich mit Herrn von Semonville zu verbinden, indem er ein Fräulein von Montholon heirathete. Man hatte ihn Sieyes genähert, ihn zum General der 17. Militärdivision, jener von Paris, ernennen lassen, und bemühte sich sehr, ihn zum Oberhaupte der neuen Coalition zu machen.

Man beabsichtigte damals noch nicht, Veränderungen vorzunehmen, sondern wollte sich nur der Regierung bemächtigen, Frankreich vor einer Invasion retten und alle constitutionellen Projecte bis zu der Epoche, wo alle Gefahren vorüber sein würden, vertagen. Das Erste,

was man erlangen mußte, war die Entfernung der Mitglieder des alten Direktoriums. Sieyes war erst seit 14 Tagen im Direktorium, in welches er an Rewbell's Stelle, am 1. Prairial, getreten war. Barras hatte sich, wie wir sahen, vom Sturme zu retten gewußt. Der ganze Haß kehrte sich gegen Larévellière, Merlin und Treilhard, die alle drei an den Vorwürfen, die man dem Direktorium machte, ganz unschuldig waren.

Sie hatten die Majorität, da sie zu dreien waren, aber man wollte ihnen die Ausübung der Gewalt unmöglich machen. Sie hatten beschlossen, für Sieyes alle möglichen Rücksichten zu haben, und ihm selbst seine Launen zu vergeben, um die Schwierigkeiten ihrer Stellung nicht noch durch die Unfälle, die aus persönlichen Mißhelligkeiten entstehen könnten, zu vergrößern. Aber Sieyes war ganz unlenksam, fand Alles schlecht und meinte es damit sehr aufrichtig; er drückte sich aber auf eine Weise aus, die hinlänglich errathen ließ, daß er sich mit seinen Collegen nicht über die Verbesserung all' dieser Uebel verständigen wollte. Etwas eingenommen für das, was er in dem Lande, woraus er kam, gesehen hatte, hörte er nicht auf zu sagen: „So macht man es nicht in Preußen!" „So klären sie uns doch auf, erwiederten ihm seine Collegen, wie man es in Preußen macht, unterstützen Sie uns mit Ihrem Rathe und helfen Sie uns für die Wohlfahrt des Staates sorgen." „Sie würden mich nicht verstehen, erwiederte Sieyes, es ist unnütz, daß ich Ihnen davon spreche, verfahren Sie immerhin, wie Sie es gewohnt sind."

Während so im Schooße des Direktoriums die Unverträglichkeit zwischen der Minorität und Majorität sich kund gab, kam es von Außen zu den heftigsten Angriffen von Seiten der Conseils. Ueber die Finanzen war man bereits in offenem Kriege begriffen. Der Mangel rührte, wie man sagte, von der Langsamkeit der Einkünfte und

dem Deficit bei Veranschlagung derselben her. Von 400 auf geschehene Ausgaben schon angewiesene Millionen, waren erst kaum 210 eingegangen. Das Deficit in der Schätzung des Einkommens erhob sich nach Ramel, auf 67 und möglicherweise auch auf 75 Millionen. Da man ihm immer die Größe des Deficits bestritt, so strafte er im Moniteur den Deputirten Genissieux förmlich Lügen und bewies seine Behauptungen. Aber was nützen in gewissen Augenblicken Beweise; man überhäufte den Minister und die Regierung nichts destoweniger mit Schmähungen; man hörte nicht auf, zu wiederholen, daß sie den Staat zu Grunde richteten, und ohne Unterlaß neue Fonds verlangten, um dieselben neuen Vergeudungen auszusetzen. Indessen zwang die augenscheinliche Nothwendigkeit die Conseils, einen Zuschuß zu den Einkünften zu bewilligen. Die Auflage auf das Salz war verworfen worden, und um sie zu ersetzen, fügte man auf jeden Franc bei allen Auflagen einen Centime hinzu und verdoppelte die Thür- und Fenstersteuer. Doch mit der Dekretirung von Auflagen war noch nichts besonderes gethan, man mußte deßhalb deren Einkommen durch verschiedene Gesetze sichern, die sich auf die steuerbaren Gegenstände und die Steuererhebung selbst bezogen. Diese Gesetze waren noch nicht gegeben, und obgleich der Minister dringend deren Berathung forderte, so wurde dieselbe doch fortwährend vertagt, und man antwortete seinem Bitten mit wüthendem Geschrei über Verrath, Diebstahl u. s. w.

Außer dem Kampfe über die Finanzen hatte man auch einen andern begonnen; schon hatten sich mehrere Reclamationen gegen gewisse Artikel des Gesetzes vom 19. Fructidor, welche das Direktorium ermächtigten, durch einen bloßen Beschluß Clubbs zu schließen und Journale zu unterdrücken, erhoben. Es war ein Gesetzentwurf über die Presse und die Volksgesellschaften angeordnet

worden, um das Gesetz vom 19. Fructidor zu modificiren und dem Direktorium die willkührliche Gewalt, mit der es begleitet war, zu entreißen. Man erhob sich auch sehr gegen das Gesetz, welches dem Direktorium die Macht gab, verdächtige Priester zu deportiren und Emigranten von der Liste zu streichen. Die Patrioten selbst schienen ihm, diese, bloß ihren Feinden verderbliche Dictatur, entreißen zu wollen. Man begann mit der Berathung über die Presse und die Volksgesellschaften. Das vorgelegte Project war die Arbeit Berlier's. Die Diskussion wurde in den letzten Tagen des Prairial (Mitte Juni) eröffnet. Die Anhänger des Direktoriums, unter welchen sich Chénier, Bailleul, Creuzé-Latouche und Lecointe-Puyraveau auszeichneten, behaupteten, daß die dem Direktorium durch das Gesetz vom 19. Fructidor verliehene Dictatur, obgleich in den gewöhnlichen Zeiten furchtbar, doch in den gegenwärtigen Verhältnissen eine unumgängliche Nothwendigkeit sei. Man mußte nicht, sagten sie, in den Augenblicken der größten Gefahr die Macht der Regierung schwächen; die Dictatur, die man ihm den Tag nach dem 18. Fructidor verliehen, sei ihm jetzt nicht so sehr gegen die royalistische, als gegen die anarchische Faction, die nicht weniger furchtbar als die erste, mit derselben heimlich verbunden wäre, nothwendig geworden. Die Schüler Baboeuf's, setzten sie hinzu, kämen aller Orten wieder zum Vorschein und bedrohten die Republik mit einer neuen Ueberschwemmung.

Die Patrioten, von denen es in dem Rathe der Fünfhundert wimmelte, erwiederten mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit die Reden der Anhänger des Direktoriums. Man mußte, sagten sie, Frankreich in Bewegung setzen, und ihm die Energie des Jahres 1793, die das Direktorium durch seine erstickende Tyrannei in ganz Frankreich unterdrückt hatte, wieder geben. Aller Patriotismus würde erlöschen, wenn man nicht die Clubbs frei gebe, und

den patriotischen Blättern das Wort gestatte. Vergebens fügten sie hinzu, klagt man die Patrioten an, vergebens stellt man sich, als fürchte man deren Ausschweifnngen. Was haben denn diese so heftig angeklagten Patrioten gethan? Seit drei Jahren werden sie in der Republik, die sie mächtig gründen und vertheidigen halfen, fortwährend angeklagt, ermordet, proscribirt und heimatlos gemacht. Welche Verbrechen habt ihr ihnen vorzuwerfen? Haben sie gegen die Reactionsmänner gewirkt? Nein! Sie sind überspannt, heftig, ungestüm; es mag sein. Aber sind dies Verbrechen? Sie sprechen, ja sie schreien selbst, wenn man will, aber sie morden nicht und werden doch täglich ermordet.... — Dies war die Sprache von Briot von der Doubs, des Corsen Arena und einer Menge Anderer. Die Mitglieder der constitutionellen Opposition drückten sich anders aus. Sie waren von Natur gemäßigt; ihr Ton war gemessen, aber bitter und dogmatisch. Nach ihrer Meinung mußte man zu den allzu sehr verkannten Principien zurückkehren und der Presse, so wie den Volksgesellschaften ihre Freiheit wieder geben. Die Gefahren des Fructidor hätten allerdings dem Direktorium eine augenblickliche Dictatur nothwendig machen können, aber welchen Gebrauch hatte dasselbe davon gemacht? Man sollte nur alle Parteien darüber fragen, sagte Boulay von der Meurthe. Obgleich Alle, Royalisten, Patrioten, wie Constitutionelle verschiedene Ansichten hegten, so stimmten doch alle darin überein, daß es von seiner Allgewalt einen schlechten Gebrauch gemacht hätte. Eine solche Uebereinstimmung bei Menschen, deren Gefühle und Ansichten sonst in solchem Widerstreite standen, konnte keinen Zweifel mehr übrig lassen, daß der Untergang des Direktoriums beschlossen und unvermeidlich sei.

So beklagten sich die Patrioten über Unterdrückung, und die Constitutionellen, stets voller Ansprüche, beklagten

sich über die schlechte Regierung. Alle vereinigten sich und setzten gemeinschaftlich die Aufhebung der Artikel des Gesetzes vom 19. Fructidor, bezüglich der Journale und Volksgesellschaften, durch. Es war dies ein wichtiger Sieg, der die Entfesselung der periodischen, politischen Presse, so wie die Wiedervereinigung aller Jakobiner mit sich führte.

Gegen die letzten Tage des Prairial wuchs die Aufregung immer mehr. Die neue Coalition beschloß alle jene gewöhnlichen Plackereien, deren die Oppositionen sich bei repräsentativen Regierungen stets bedienen, um einen Minister zum Rücktritte zu bewegen, anzuwenden. Wiederholte, in Verlegenheit setzende Fragen, Drohungen von Anklagen, kurz Alles wurde aufgeboten. Diese Mittel sind so natürlich, daß selbst ohne die Erfahrung der Repräsentativverfassung, der bloße Instinkt der Parteien allein, sie augenblicklich entdeckt.

Die Commissionen der Ausgaben, der Grundsteuern und der Kriege, die in dem Rathe der Fünfhundert niedergesetzt worden waren, um sich mit diesen verschiedenen Gegenständen zu beschäftigen, traten zusammen und entwarfen eine Sendung an das Direktorium. Boulay von der Meurthe wurde mit dem Berichte beauftragt und er legte denselben am 15. vor. Auf seinen Vorschlag sandte der Rath der Fünfhundert an das Direktorium eine Deputation, durch welche er verlangte, von den Ursachen der innern und äußern Gefahren, die die Republik bedrohten, sowie von den vorhandenen Mitteln, sie abzuwenden, unterrichtet zu werden. Forderungen dieser Art bringen gewöhnlich keine andere Wirkung mit sich, als daß sie Geständnisse des Mangels und der Noth entreißen, und die Regierung, der man sie entreißt, noch mehr bloßstellen. Wir wiederholen es, daß eine Regierung Erfolge haben muß; und sie zu dem Geständnisse zwingen, daß sie deren keine erzweckt, heißt: sie zum Verhängnißvollsten

aller Geständnisse zwingen. Außer dieser Botschaft wurden noch eine Menge Anträge gestellt, die Alle einen ähnlichen Zweck hatten. Sie bezogen sich größtentheils auf das Recht, Volksgesellschaften zu bilden, auf persönliche Freiheit, Verantwortlichkeit der Minister, doppelte Rechnungslegung u. dgl.

Als das Direktorium die fragliche Botschaft empfing, beschloß es, eine ausführliche Antwort zu geben, in welcher es ein Gemälde aller Ereignisse aufstellen und die Mittel bezeichnen wollte, welche es angewendet, so wie jene, die es sich anzuwenden vorgesetzt, um Frankreich und der Gefahr, in der es sich befand, zu retten. Eine Antwort dieser Art erforderte die Beihülfe aller Minister, da jeder seinen Bericht erstatten mußte. Um diese Antwort zu ertheilen, waren wenigstens einige Tage zu deren Verfassung nothwendig, aber dies lag nicht in dem Plane der Wortführer der Conseils. Sie wollten keine genaue und treue Schilderung des Zustandes Frankreichs, sondern schnelle und verlegene Geständnisse. Demzufolge machten auch die drei Commissionen, von denen der Vorschlag der Sendung ausgegangen war, nach Verlauf einiger Tage durch das Organ des Deputirten Poulain-Grand-Pré, den Fünfhundert einen neuen Vorschlag. Es geschah dies am 28. Prairial (16. Juni). Der Berichterstatter schlug den Fünfhundert vor, sich für so lange permanent zu erklären, bis das Direktorium auf die Botschaft vom 15. geantwortet hätte. Der Vorschlag wurde angenommen. Dies hieß den Allarm-Schrei ausstoßen und ein neues Ereigniß verkünden. Die Fünfhundert theilten dem Rathe der Alten ihre Entschließungen mit und forderten ihn auf, ein Gleiches zu thun. Ihr Beispiel wurde von demselben in der That nachgeahmt, und der Rath der Alten erklärte ebenfalls seine Sitzungen für permanent. Da die drei Commissionen für die Ausgaben, die Grundsteuern und den

Krieg zu zahlreich waren, so wurden sie in einzige verwandelt, die nur aus elf Mitgliedern bestand und den Auftrag erhielt, die durch die Umstände gebotenen Maaßregeln vorzuschlagen.

Das Direktorium erwiederte seinerseits, daß es sich ebenfalls zu einer permanenten Sitzung constituiren würde, um den verlangten Bericht möglichst zu beschleunigen. Man begreift leicht, welche Unruhe aus einer solchen Entschließung erwachsen mußte. Wie gewöhnlich, streute man die schlimmsten Gerüchte aus; die Gegner des Direktoriums sagten, es beabsichtige einen neuen Staatsstreich, und wolle die Conseils auflösen. Seine Anhänger verbreiteten im Gegentheile, es seien von allen Parteien ein Bündniß geschlossen worden, um die Verfassung gewaltsam umzustürzen. Aber weder von der einen, noch von der andern Seite wurde etwas Aehnliches beabsichtigt. Die Coalition der beiden Oppositionen hatte nur die Entfernung der drei alten Direktoren im Auge, und man verfiel auf ein erstes Mittel, dieselbe herbeizuführen. Die Verfassung bestimmte, daß jeder Direktor, der diesen Posten antrat, seit einem volle Jahre aus der gesetzgebenden Versammlung getreten sein müsse. Man hatte bemerkt, daß Treilhard, der seit ungefähr 13 Monaten im Direktorium saß, am 30. Floreal des Jahres V den gesetzgebenden Körper verlassen hatte, und am 26. Floreal des Jahres VI zum Direktor ernannt worden war. Es fehlten daher nur vier Tage an der vorgeschriebenen Frist. Es war dies nicht anders als eine Chicane, denn diese Unregelmäßigkeit war durch das, während zweier Sitzungen beobachtete Stillschweigen ausgeglichen worden, und außerdem befand sich Sieyes selbst in dem nämlichen Falle. Die Commission der Elf schlug augenblicklich vor, die Ernennung Treilhards zu annuliren. Die Annulirung fand an demselben Tage statt, (28.) und wurde dem Direktorium mitgetheilt. Treil-

hard war ein rauher und barscher Charakter, aber seine Festigkeit kam der Härte seines Wesens nicht gleich: er war geneigt nachzugeben. Larévellière jedoch befand sich in einer ganz andern Stimmung. Dieser rechtschaffene und uneigennützige Mann, den seine Funktionen zur Last fielen und der dieselben nur aus Pflichtgefühl angenommen hatte, und jedes Jahr wünschte, daß das Schicksal ihn der Zurückgezogenheit zurückgeben möchte, wollte jetzt seine Funktionen nicht mehr aufgeben, seitdem die coalirten Factionen es zu verlangen schienen. Er glaubte, man wollte nur deshalb die alten Direktoren verjagen, um die Verfassung des Jahres III zu stürzen, sowie, daß Sieyes, Barras und die Familie Bonaparte aus verschiedenen, aber sämmtlich der Republik gleich verderblichen Absichten, demselben Zwecke zustrebten. In dieser Ueberzeugung wollte er nicht, daß die alten Direktoren ihren Posten verließen. Er begab sich augenblicklich zu Treilhard und forderte ihn zum Widerstande auf. „Mit Merlin und mir," sagte er, werden Sie die Majorität bilden und wir werden uns der Ausführung dieses Beschlusses des gesetzgebenden Körpers, als ungesetzlich, aufrührerisch und durch eine Faktion demselben entrissen, mit voller Kraft widersetzen. Treilhard wagte nicht, diesen Rath zu befolgen und sandte den Fünfhundert augenblicklich seine Entlassung ein.

Larévellière, obgleich er die Majorität verloren sah, beharrte nichts desto weniger auf dem Entschlusse, seine Entlassung zu verweigern, falls man sie fordern sollte. Die Leiter der Fünfhundert beschlossen, Treilhard auf der Stelle einen Nachfolger zu geben. Sieyes hätte gerne einen Menschen ernannt gesehen, der ihm ergeben war. Aber er hatte bei dieser Gelegenheit durchaus keinen Einfluß. Man ernannte einen ehemaligen Advokaten von Rennes, gegenwärtig Präsident des Cassationsgerichtes, und dafür bekannt, eher der patrioti-

schen als constitutionellen Faction anzugehören. Es war dies Gohier, ein rechtschaffener und der Republik ergebener Bürger, aber ohne besondere Fähigkeiten und unerfahren in der Kenntniß der Menschen, wie der Geschäfte. Er wurde am 29. Prairial zum Direktor ernannt und sollte gleich am nächsten Tage eingeführt werden.

Es war nicht genug, Treilhard ausgeschlossen zu haben, man wollte auch Larévellière aus dem Direktorium stoßen. Besonders die Patrioten waren gegen Larévellière wüthend; sie erinnerten sich, daß er, obgleich streng, doch nie zum Berge gehört, daß er seit dem 9. Thermidor oft gegen ihre Partei gekämpft und im vergangenen Jahre das System der Wahlspaltungen begünstigt hatte. Sie drohten daher, sowohl ihn als Merlin in Anklagestand zu versetzen, wenn sie nicht alle beide ihre Entlassung einreichten. Sieyes wurde beauftragt, mit ihnen darüber Rücksprache zu pflegen und sie aufzufordern, freiwillig dem Sturme zu weichen.

Am Abend des 29., dem Tage von Treilhard's Austritt, schlug Sieyes eine besondere Zusammenkunft der vier Direktoren bei Merlin vor. Man begab sich dahin. Barras erschien daselbst, als hätte man in Gefahr geschwebt, mit dem Säbel an der Seite, und that den Mund nicht auf. Sieyes nahm in einiger Verlegenheit das Wort, sprach ziemlich lange über die Fehler der Regierung und stotterte lange Zeit, ehe er zum wahren Zwecke der Versammlung kam. Endlich forderte ihn Larévellière auf, sich näher zu erklären. — Ihre Freunde, erwiederte Sieyes, so wie die Merlin's, rathen Beiden, ihre Entlassung einzureichen. Als Larévellière fragte, welches diese Freunde wären, konnte Sieyes auch nicht Einen nennen, der einiges Vertrauen verdient hätte. Da sprach Larévellière zu ihm in dem Tone eines Mannes, der entrüstet war, das Direktorium

von seinen eigenen Mitgliedern verrathen und durch sie den Verschwörungen der Faktionen überliefert zu sehen. Er bewies, daß sein Betragen, so wie jenes seiner Collegen bisher untadelhaft gewesen sei, daß all' das Unrecht, was man ihnen bisher zur Last legte, nur ein Gewebe von Verläumdungen sei, dann griff er Sieyes direkt wegen seiner geheimen Pläne an, und brachte ihn durch seine heftigen Anklagen in die größte Verlegenheit. Barras bewahrte während dieser ganzen Zeit ein tiefes Schweigen. Seine Stellung war sehr schwierig, denn er hatte allein alle die Vorwürfe verdient, mit denen man seine Collegen überhäufte. Von ihnen ihre Entlassung verlangen wegen eines Unrechtes, das nur von ihm allein begangen worden war, würde ihn doch zu sehr in Verlegenheit gebracht haben; er zog es daher vor, zu schweigen. Man trennte sich, ohne etwas erlangt zu haben. Merlin, der keinen Entschluß zu fassen wagte, hatte erklärt, daß er Larévellière's Beispiel folgen würde.

Barras beschloß sich eines Vermittlers zu bedienen, um die Entlassung seiner beiden Collegen zu erhalten. Er bediente sich dazu eines ehemaligen Girondisten, Namens Bergoing, welchen der Geschmack an Vergnügungen in seine Gesellschaft gezogen hatte. Er beauftragte ihn, Larévellière zu besuchen und ihn zu bestimmen, daß er seine Entlassung fordere. Bergoing begab sich in der Nacht vom 29. auf den 30. zu Larévellière, beschwor ihn im Namen der alten Freundschaft, die sie verband, und wandte alle Mittel an, ihn zu erschüttern. Er versicherte ihn, daß ihn Barras liebe, ehre und seine Entfernung als ungerecht betrachte, aber daß er ihn beschwöre nachzugeben, um nicht einem Sturme ausgesetzt zu sein. Larévellière blieb unerschütterlich, er erwiederte, Barras werde von Sieyes, Sieyes von Barras und beide von den Bonapar-

tes betrogen werden; man wolle den Untergang der Republik, aber er würde bis zu seinem letzten Seufzer für sie kämpfen und widerstehen.

Den Tag darauf, am 30., sollte Gohier installirt werden. Die vier Direktoren waren versammelt und alle Minister gegenwärtig. Kaum war die Einführung beendigt und die Rede des Präsidenten und des neuen Direktors gehalten, als man zu dem Gegenstande des vergangenen Tages zurückkehrte. Barras verlangte, mit Larévellière allein zu sprechen, und beide begaben sich in ein benachbartes Zimmer. Barras erneuerte bei seinem Collegen dieselben Bitten, dieselben Schmeicheleien, fand ihn aber gleich hartnäckig. Er kehrte ziemlich verlegen, nichts ausgerichtet zu haben, in den Sitzungssaal zurück, und immer fürchtend, daß eine Diskussion über die Amtshandlungen des alten Direktoriums, die durchaus nicht zu seinem Vortheile ausfallen konnte, entstehen würde, nahm er mit Heftigkeit das Wort. Da er nicht wagte, Larévellière anzugreifen, so richtete er seine Pfeile gegen Merlin, den er verabscheute, und entwarf von ihm das lächerlichste und falscheste Bild; er schilderte ihn als eine Art von Eisenfresser, der mit einem Haufen Halsabschneider einen Staatsstreich gegen seine Collegen und die Conseils beabsichtige. Aber Merlin ward sogleich von Larévellière unterstützt, der augenblicklich das Wort nahm und die Absurdität solcher Anschuldigungen zeigte; und in der That nichts an diesem Bilde glich dem Rechtsgelehrten Merlin. Larévellière entwarf dann mit kurzen und kräftigen Zügen die Geschichte der Verwaltung des ganzen Direktoriums, und that dies ausführlich, um sowohl die Minister, als den eintretenden Direktor vollkommen aufzuklären. Barras war in einer grausamen Verwirrung, bis er endlich Muth faßte, sich erhob und sagte: „Gut denn, es ist geschehen, die Schwerter sind gezogen.“ — „Elender,“ erwiederte ihm

Larévellière mit Festigkeit, „was sprichst du von Schwertern? Es gibt hier nur Dolche, und diese sind gegen vorwurfsfreie Männer gerichtet, die ihr meuchelmorden wollt, weil ihr sie nicht zu einer Schwäche verleiten könnt."

Gohier wollte als Vermittler auftreten, aber es gelang ihm nicht. In diesem Augenblicke kamen mehrere Mitglieder der Fünfhundert und der Alten, um die beiden Direktoren zu bitten, sie möchten nachgeben, indem sie ihnen versprachen, daß gegen sie kein Anklageakt gerichtet werden würde. Larévellière antwortete ihnen stolz, er erwarte keine Gnade, man könne ihn immerhin anklagen, er würde schon zu antworten wissen. Die Deputirten, die diesen Auftrag über sich genommen hatten, kehrten zu den beiden Conseils zurück und verursachten durch ihren Bericht über das Vorgefallene neue Unruhen. Boulay von der Meurthe klagte Larévellière an, indem er ihm zwar Rechtschaffenheit zugestand, ihm aber Plane zu einer neuen Religion unterlegte, und besonders seinen Starrsinn tadelte, welcher, wie er sagte, auf dem Wege sei, die Republik zu Grunde zu richten. Die Patrioten wurden wüthender als je, und sagten, weil die Direktoren hartnäckig wären, so müsse man ihnen auch keine Gnade widerfahren lassen.

Die Aufregung war nun auf dem höchsten Gipfel, und da der Kampf nun einmal begonnen war, so wußte man nicht, wie weit sich derselbe versteigen würde. Viele gemäßigte Mitglieder der beiden Conseils vereinigten sich und sagten, daß man, um Unglück zu vermeiden, Larévellière beschwören müsse, dem Sturme nachzugeben. Sie begaben sich in der That in der Nacht vom 30. zu ihm, und beschworen ihn im Namen der Gefahren, denen die Republik ausgesetzt sei, seine Entlassung einzureichen. Sie sagten ihm, daß sie alle mehr oder weniger großen Gefahren ausgesetzt seien, wenn er in seinem Widerstande

beharre, und sie wüßten nicht, wie weit die Wuth der Parteien gehen könnte.

Aber sehen Sie denn nicht die weit größeren Gefahren, in denen die Republik schwebt?" erwiederte Larévellière. „Sehen Sie nicht, daß man nicht uns, sondern nur die Verfassung stürzen will, daß, wenn wir heute nachgeben, wir morgen und immer nachgeben müssen, und daß die Republik durch unsere Schmach verloren sein wird? Meine Funktionen, fügte er hinzu, sind mir zur Last, aber, wenn ich jetzt hartnäckig dabei beharre, sie beizubehalten, so geschieht dies nur weil ich den Verschwörungen der Factionen ein unüberwindliches Hinderniß entgegen setzen zu müssen glaube. Wenn Sie übrigens glauben, daß mein Widerstand Sie Gefahren aussetzt, so will ich mich ergeben, aber ich erkläre Ihnen: die Republik ist verloren. Ein einziger Mensch kann sie nicht retten, ich weiche, weil ich allein stehe, und werde Ihnen meine Entlassung einreichen."

Er reichte seine Entlassung noch in derselben Nacht ein, und schrieb einen einfachen und würdigen Brief, um seine Beweggründe auszusprechen. Merlin ersuchte ihn, denselben copiren zu dürfen, und beide Entlassungsgesuche wurden gleichzeitig eingereicht. So ward das alte Direktorium aufgelöst. Alle Factionen, die es noch in ihrem Keime zu ersticken versucht, hatten sich vereinigt, um es zu stürzen und ihre Rache zu einer gemeinsamen gemacht. Es war nur eines einzigen Unrechtes schuldig, und zwar dieses: schwächer zu sein, als die Parteien! Ein ungeheures Unrecht in der That, welches allerdings den Sturz seiner Regierung rechtfertigt.

Ungeachtet der allgemeinen Entfeßlung aller Leidenschaften, nahm Larévellière aus seinem Amte doch die Achtung aller aufgeklärten Bürger mit sich. Er verweigerte, als er aus dem Direktorium schied, die Annahme der hunderttausend Franken, die seine Collegen für die

ausscheidenden Mitglieder bestimmt hatten. Ja er wies selbst die Summe zurück, auf die er durch die ihm gemachten Gehaltsabzüge gerechte Ansprüche hatte, und behielt auch die Equipage nicht, die man gewöhnlich dem ausscheidenden Direktor ließ. Er zog sich nach Andilly, in ein kleines Haus zurück, welches er dort besaß, und empfing den Besuch aller ausgezeichneten Männer, die die Wuth der Parteien nicht einzuschüchtern vermochte. Der Minister Talleyrand war unter der Zahl derjenigen, die ihn in seiner Zurückgezogenheit besuchten.

Achtes Kapitel.

Bildung des Direktoriums. — Moulins und Roger-Dücos ersetzen Larévellière und Merlin. — Wechsel im Ministerium. Aushebung von allen Klassen der Conscription. — Zwangsanlehen von hundert Millionen. — Gesetz über die Geißeln. Neue Kriegsplane. — Wiederaufnahme der Operationen in Italien; Joubert, General en Chef; Schlacht bei Novi; Tod Joubert's. — Neue Unruhen im Innern; Ausschweifungen der Patrioten; Verhaftungen von eilf Journalisten; Entlassung Bernadotte's; Vorschlag, das Vaterland in Gefahr zu erklären.

Die Jahre nützen die Parteien ab, aber es gehörte viel dazu, sie aufzureiben. Die Leidenschaften erlöschen nur mit dem Herzen, in denen sie sich angefacht haben. Ein ganzes Geschlecht muß verschwinden, und dann bleiben erst von den Ansprüchen aller Parteien nur die legitimen Interessen über, und die Zeit kann zwischen selben eine natürliche und vernunftgemäße Aussöhnung bewirken. Aber vor diesem Zeitpunkte sind die Parteien durch die bloße Gewalt der Vernunft nicht zu zähmen. Die Regierung die zu ihnen die Sprache der Gerechtigkeit und des Gesetzes spricht, wird ihnen bald unerträglich, und je gemäßigter sie war, desto mehr wird man sie, als ohnmächtig

und schwach, verachten. Will sie, wenn die Herzen sich als taub gegen ihre Rathschläge erfinden, Gewalt anwenden, so erklärt man sie für tyrannisch und sagt, daß sie mit der Schwäche auch Bosheit vereint. In Erwartung der Wirkungen der Zeit kann nur ein gewaltiger Despotismus die erzürnten und gereizten Parteien beherrschen. Das Direktorium war jene gesetzliche und gemäßigte Regierung, die die von der Revolution gebornen Parteien, die durch fünfjährigen Kampf und Reaction noch nicht aufgerieben waren, unter das Joch der Gesetze beugen wollte. Wie man schon gesehen, so hatten sich am 30. Prairial Alle vereinigt um diese Regierung zu stürzen. War dieser gemeinschaftliche Feind vertrieben, so standen sie wieder einander gegenüber, ohne eine leitende Hand, die sie im Zaume halten konnte. Man wird sehen, wie sie sich betrugen.

Die Constitution, obgleich nur ein Phantom, war noch nicht vernichtet, und man mußte, durch einen Schatten wenigstens, das gestürzte Direktorium ersetzen. Gohier war an Treilhard's Stelle getreten, nun mußte man noch für Larévellière und Merlin Nachfolger bestimmen. Man wählte Roger-Dücos und Moulins. Roger-Dücos war ein ehemaliger Girondist, ein rechtschaffener, aber fähigkeitsloser und Sieyes ganz ergebener Mann. Er war durch Sieyes bei den Alten zu dieser Stelle ernannt worden. Moulins war ein unbekannter General, der früher in der Vendée gedient, ein warmer und unbescholtener Republikaner, wie Gohier, durch den Einfluß der Patrioten zum Director ernannt. Man hatte andere ausgezeichnete Männer des Civil- wie Militärstandes vorgeschlagen, aber sie waren alle verworfen worden. Es lag nach diesen Wahlen klar am Tage, daß die Parteien sich keinen Herrn hatten geben wollen, deßhalb hatten sie auch jene anerkannt mittelmäßigen Köpfe,

die stets mit jedem Interim beauftragt werden, in das Direktorium gebracht.

Das gegenwärtige Direktorium, so wie die Conseils aus sich entgegengesetzten Parteien bestehend, war noch schwächer und weniger übereinstimmend wie das frühere. Sieyes, der einzig helle und ausgezeichnete Kopf unter den fünf Direktoren, träumte, wie wir schon gesehen, von einer neuen politischen Organisation. Er war das Haupt derjenigen Partei, die sich die gemäßigte oder constitutionelle nannte, aber doch einstimmig eine neue Verfassung wünschte. Er hatte nur einen ergebenen Collegen, Roger-Dücos; Moulins und Gohier, alle beide warme Patrioten, unfähig etwas anderes als das Bestehende zu begreifen, wollten die Beibehaltung der gegenwärtigen Verfassung, aber sie wollten sie im Sinne der Patrioten ausgelegt und vollzogen wissen. Was Barras anbelangt, der nur dazu berufen war, um sie zu veruneinigen, wer konnte auf ihn zählen? Dieses Chaos von Lastern, Leidenschaften, Interessen und widerstreitenden Ideen, das die sterbende Republik den Blicken darbot, fand in ihm ein lebendes Enblem. Die von seiner Stimme abhängige Majorität war demnach dem Zufall überlassen.

Sieyes sagte seinen Collegen ganz trocken, daß sie die Leitung eines von einem nahen Sturze bedrohten Staates übernähmen, aber daß man wenigstens die Republik retten müsse, wenn man die Constitution nicht retten könnte. Die Sprache war Gohier und Moulins sehr mißfällig und wurde von ihnen sehr schlecht aufgenommen. So schienen schon den ersten Tag die Gesinnungen wenig übereinstimmend. Sieyes sprach in gleichem Tone zu Joubert, den man für die Reorganisationspläne gewinnen wollte. Aber Joubert, ein alter Soldat der Armee von Italien, war auch den Gesinnungen derselben ergeben; er war ein eifriger Patriot und die

Absichten von Sieyes schienen ihm verdächtig. Er eröffnete sich heimlich gegen Gohier und Moulins, und schien sich ganz an sie anzuschließen. Das waren übrigens Fragen, die erst weit später in Erwägung gezogen werden konnten. Das Nothwendigste und Dringendste war die Verwaltung und Vertheidigung der bedrohten Republik. Die Nachricht von der Schlacht an der Trebbia, die sich überall verbreitete, beunruhigte alle Gemüther, es bedurfte großer Maaßregeln für das öffentliche Wohl.

Die erste Sorge einer neuen Regierung ist, stets das Gegentheil von dem zu thun, was die frühere that, wäre es auch nur um den Leidenschaften, durch die sie triumphirten, zu fröhnen. Championnet, der so gerühmte Held Neapels, Joubert und Bernadotte mußten aus dem Gefängniß oder der Ungnade hervorgehen, um die ersten Aemter zu erhalten. Championnet wurde augenblicklich in Freiheit gesetzt und zum General, einer erst zu schaffenden Armee, ernannt, die man längs der großen Alpen aufstellen wollte. Bernadotte erhielt das Kriegsministerium, und Joubert das Commando der italienischen Armee. Seine Triumphe in Tyrol, sein heroischer Charakter und seine Jugend erweckten die größten Hoffnungen. Die Reorganisationsmänner wünschten ihm alles mögliche Glück, und die besten Erfolge, damit er in Zukunft ihre Pläne unterstützen könnte. Joubert's Wahl war ohne Zweifel sehr glücklich, aber doch eine neue Ungerechtigkeit gegen Moreau, der so großmüthig das Commando einer besiegten Armee angenommen und selbe mit so außerordentlicher Geschicklichkeit gerettet hatte. Aber Moreau hatte nicht das Glück, den eben jetzt triumphirenden Patrioten besonders zu gefallen. Man gab ihm den Oberbefehl über eine vorgebliche Rheinarmee, die noch gar nicht existirte.

Außerdem fanden noch verschiedene Veränderungen in den Ministerien Statt. Der Finanzminister Ramel, der seit der Errichtung des Direktoriums, der Nation so große und wichtige Dienste geleistet und während der so schwierigen Finanzoperation der Umwandlung, der Assignaten in baares Geld, am Ruder gestanden hatte, war das Opfer der Gehässigkeit, die man gegen das alte Direktorium hegte. Er wurde so heftig angegriffen, daß die neuen Direktoren, ungeachtet der persönlichen Hochachtung, die sie für ihn hegten, seine eingereichte Entlassung annehmen mußten. Man gab ihm zum Nachfolger einen Mann, der bei den Patrioten sehr beliebt und bei allen Parteien geachtet war, Robert Lindet, ehemaliges Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der während der Reaction so unanständig angegriffen worden war. Er vertheidigte sich lange gegen die Zumuthung eines Portefeuilles, denn die Erfahrung, die er von der Ungerechtigkeit aller Parteien gemacht, machte ihn nicht geneigt, zu den Geschäften zurückzukehren. Indeß willigte er in die Uebernahme desselben nur aus Anhänglichkeit für die Republik.

Die Diplomatie des Direktoriums war nicht weniger getadelt worden, als die Finanzverwaltung. Man klagte sie an, die Republik mit ganz Europa in Krieg gebracht zu haben, was eine sehr ungerechte Beschuldigung war, vorzüglich, wenn man bedachte, wer die Ankläger waren. Diese Ankläger waren in der That Niemand anders, als die Patrioten selbst, deren Leidenschaften von Neuem den Krieg entzündet hatten. Man warf dem Direktorium hauptsächlich die Expedition nach Egypten, die man erst kürzlich so gerühmt, vor und sagte, sie hätte den Bruch Frankreichs mit der Pforte und Rußland herbeigeführt. Der Minister Talleyrand, bei den Patrioten als ehemaliger Emigrirter ohnehin nicht sehr beliebt, hatte die ganze Verantwortlichkeit dieser Diplomatie zu tragen und

wurde so lebhaft deßhalb angegriffen, daß man mit ihm wie mit Ramel verfahren und seine Entlassung annehmen mußte. Als sein Nachfolger wurde ein Würtemberger ernannt, der unter der Außenseite deutscher Gutmüthigkeit einen ausgezeichneten Geist verbarg, und den Talleyrand als das, zu seinem Nachfolger tauglichste Individuum, bezeichnet hatte. Dies war Herr Reinhard. Man sagt, daß diese Wahl nur provisorisch gewesen, und daß Reinhard nur so lange auf diesem Posten bleiben sollte, bis man Talleyrand zurückrufen könnte. Das Justizministerium wurde Lambrecht wegen seiner schwächlichen Gesundheit entzogen und Cambacérès gegeben. Das Polizeiministerium gab man Bourguignon, ehemaligen Magistratsbeamten, einem aufrichtigen und rechtlichen Patrioten. Fouché, der geschmeidige, sich einschmeichelnde Exjakobiner, den Barras bei dem Wucher der Lieferungsgesellschaften interessirt und später die Gesandtschaft in Mailand gegeben hatte, wo er dann wegen seines Benehmens in Italien abgesetzt wurde, galt ebenfalls für ein Opfer des alten Direktoriums, und sollte deßhalb auch an dem, allen den genannten Opfern bereiteten Triumphe, Theil nehmen. Er wurde nach dem Haag geschickt.

Dies waren die vorzüglichsten Aenderungen in dem Personal der Regierung und der Armee. Aber es genügte nicht, nur die Personen zu wechseln, man mußte ihnen auch die Mittel geben, ihre schwierige Aufgabe, unter der ihre Vorgänger erlegen waren, lösen zu können. Die Patrioten, wie gewöhnlich, zu revolutionären Mitteln ihre Zuflucht nehmend, behaupteten, großen Uebeln müsse durch große Mittel abgeholfen werden. Sie schlugen die revolutionaren Maaßregeln von 1793 vor. Nachdem man dem frühenären Direktorium Alles verweigert, wollte man dem gegenwärtigen Alles bewilligen, ihm außerordentliche Mittel an die Hand geben und es selbst nöthigen, davon Gebrauch

zu machen. Die Commission der Eilf, aus den drei Commissionen, der Ausgaben, der Grundsteuer und des Krieges gebildet, und während der Dauer des Prairial beauftragt, Mittel zur Rettung der Republik vorzuschlagen, berathschlagte sich mit den Mitgliedern des Direktoriums und setzte mit ihnen verschiedene Maaßregeln fest, die ganz die Verhältnisse und Stimmung des Augenblickes zur Schau trugen. Statt 200,000 Mann, die aus den fünf Klassen der Conscribirten genommen werden sollten, wurde das Direktorium ermächtigt, aus allen Klassen Aushebungen veranstalten zu lassen. Statt der durch das alte Direktorium vorgeschlagenen Auflagen, die von den beiden Oppositionsparteien mit solcher Hartnäckigkeit verworfen worden waren, beschloß man ein Zwangsanlehen zu machen. Nach dem System der Patrioten war selbiges progressiv, d. h. anstatt Jeden, nach Maaßgabe der von ihm entrichteten direkten Steuern dazu beitragen zu lassen, zu welchem Zwecke die Tabellen der Grund- und Personalsteuer den wichtigsten Vertheilungsmaaßstab geliefert hätten, nöthigte man Jeden, seinem Vermögen angemessen, zu steuern. Dazu mußte man zu einer Schätzungsjury seine Zuflucht nehmen, d. h. die Vermöglichen durch eine Commission in Contribution setzen. Die gemäßigte Partei bekämpfte dieses Projekt, indem sie sagte, es schmecke nach der Schreckensherrschaft, und die Schwierigkeit der Vertheilung würde außerdem diese Maaßregel, gerade wie bei früheren Zwangsanlehen, unwirksam und nichtig machen. Die Patrioten erwiederten, daß man nicht allen Klassen, sondern den Reichen allein die Kosten des Krieges aufbürden müsse. Dieselben Leidenschaften bedienen sich, wie man sieht, immer derselben Gründe. Das Zwangsanlehen in der schon angegebenen progressiven Weise wurde dekretirt, auf 100 Millionen und in Nationalgüter rückerstattbar, festgesetzt. Außer diesen Rekrutirungs- und Finanzmaaßregeln, mußte man

auch Polizeimaaßregeln gegen die im Süden und in den Departements des Westens, den Schauplätzen des ehemaligen Bürgerkrieges, überhandnehmende Chouanerie treffen. Man beging dort täglich neue Räubereien; man ermordete die Käufer von Nationalgütern, die als Patrioten bekannten Individuen und die öffentlichen Beamten; man hielt besonders die Eilwagen an und plünderte sie. Unter den Urhebern dieser Räubereien gab es viele ehemalige Vendéer und Chouans, viele Mitglieder der berüchtigten Gesellschaft der Sonne und viele Revolutionsflüchtige. Obgleich diese Räuber, deren Gegenwart eine Art gesellschaftliche Auflösung ankündigte, nur Plünderung zum eigentlichen Zweck hatten, so war es doch aus der Wahl ihrer Opfer ersichtlich, daß sie einen politischen Ursprung hatten. Eine Commission wurde ernannt, um einen Plan zur Unterdrückung dieser Unordnungen zu entwerfen. Man schlug ein Gesetz vor, welches „Gesetz der Geißeln" genannt und unter diesem Titel berühmt geworden ist. Da man den Verwandten der Emigrirten oder Exadeligen den größten Theil dieser Räubereien zumuthete, so wollte man sie demzufolge zwingen, Geißeln zu geben. So oft eine Gemeinde, als im notorischen Zustand der Unordnung befindlich, erklärt wurde, wurden die Verwandten oder Freunde der Emigrirten, Exadeligen und Angehörigen jener Individuen, die als Theilnehmer an solchen Versammlungen bekannt waren, als Geißeln und als bürgerlich wie persönlich für die verübten Räubereien verantwortlich erklärte. Die Centralverwaltungen mußten die als Geißeln gewählten Individuen bezeichnen, und in besonders dazu bestimmte Häuser während der ganzen Dauer des ungesetzlichen Zustandes einschließen lassen. Wenn die Frevel sich bis zum Morde verstiegen, so sollten für jeden Mord vier Geißeln deportirt werden. Man begreift Alles, was sich für und dawider sagen ließ. Die Urheber dieses Gesetzes und seine Anhänger sagten, es sei dies das

einzige Mittel, die Urheber der Verbrechen zu erreichen, und dies Mittel sei milde und menschlich. Seine Gegner sagten, es sei ein Gesetz der Verdächtigen, ein revolutionaires Gesetz, das in seiner Ohnmacht die Schuldigen zu erreichen, Schuldige und Unschuldige treffe und alle jene Ungerechtigkeiten mit sich führe, die Gesetzen solcher Art immer eigen seien. In einem Wort, man sagte Alles für und dawider, was man in dieser Geschichte schon so oft über die revolutionären Gesetze hat wiederholen hören. Ein Einwurf, stärker als alle übrigen, war übrigens gegen diese Maaßregel zu machen. Da diese Räuber nur aus dem Schooße einer wahrhaften gesellschaftlichen Auflösung entsprangen, so bedurfte man einer kräftigen Reorganisation des Staates und nicht verbrauchte, in schlechtem Kredit stehende Maaßregeln, die der Schnellkraft der Regierung keine neue Energie verleihen konnten.

Das Gesetz wurde nach einer ziemlich lebhaften Diskussion angenommen, in welcher sich alle Parteien, die sich erst kurz zuvor mit einander zum Sturze des alten Direktoriums vereinigt, wieder ganz offen trennten. Diese höchst wichtigen Maaßregeln, die den Zweck hatten, die Regierung mit revolutionärer Gewalt zu bewaffnen, fügte man noch einige andere dazu, die in andern Beziehungen ihre Macht beschränkten. Diese Nebenmaaßregeln waren die Folge, der, dem alten Direktorium gemachten Vorwürfe. Um in Zukunft alle Spaltungen zu vermeiden, erklärte man, daß das Votum jeder Wahlspaltung ungültig sei, daß jeder Agent der Regierung, der auf die Wahlen Einfluß zu gewinnen suche, als eines Attentates auf die Volkssouveränetät schuldig, bestraft werden solle, daß das Direktorium in den constitutionellen Rayon, ohne besondere Autorisation keine Truppen mehr einrücken lassen dürfe, daß kein Militär ohne Entscheidung eines Kriegsgerichtes seines Grades enthoben werden dürfte, daß kein Angestellter der Regierung oder was immer für ein öffent-

licher Beamter, Lieferant, oder selbst nur bei Lieferungen betheiligt sein, daß das dem Direktorium zustehende Recht, Verhaftsbefehle zu erlassen, nicht auf dessen Agenten übertragen werden könnte, deß endlich kein Clubb ohne eine Entscheidung der Munizipal- und Centralverwaltung geschlossen werden dürfe. Ueber ein Preßgesetz konnte man sich zwar nicht verständigen, aber deshalb blieb der Artikel des Gesetzes vom 19. Fructidor, welcher dem Direktorium die Ermächtigung ertheilte, nach seinem Gutdünken Journale zu unterdrücken, nicht weniger aufgehoben.

Dies waren die, in Folge des 30. Prairial, theils um vorgebliche Mißbräuche abzuschaffen, theils um der Regierung die ihr mangelnde Kraft zu geben, dekretirten Gesetze. Solche Maaßregeln, die man im Augenblicke der Krisen, die in Folge eines Systemswechsels eintreten, trifft, sind gewöhnlich hervorgerufen, um einen Staat zu retten, obgleich sie gewöhnlich meist zu spät kommen, da oft schon Alles entschieden ist, ehe sie nur in Vollzug gesetzt werden können. Sie liefern höchstens Hülfsmittel für die Zukunft.

Das Zwangsanlehen, so wie die Rekrutenaushebungen konnten erst in einigen Monaten bewerkstelligt werden. Indeß die Wirkung einer Krise ist, allen Springfedern eines Staats einen Stoß zu versetzen und ihnen dadurch eine gewisse Schwungkraft wiederzugeben. Bernadotte beeilte sich dringende Rundschreiben ergehen zu lassen, und beschleunigte dadurch die schon begonnene Organisation der Bataillone der Conscribirten. Robert Lindet, dem die Zwangsanleihe der 100 Millionen gegenwärtig keine Hülfsquelle eröffnete, berief die ersten Banquiers und Kaufleute zu sich, und forderte sie auf, dem Staat ihren Kredit zu leihen. Sie willigten ein, und lieben dem Finanzministerium ihre Unterschrift. Sie constituirten sich als Syndicat, und unterzeichneten in

Erwartung der eingehenden Steuern Billets, für die sie dann nach Maaßgabe der Einnahme bezahlt werden sollten. Es war eine Art zeitlicher Bank, für das Bedürfniß des Augenblicks errichtet. Man wollte auch neue Plane zu dem Feldzuge haben, und verlangte einen solchen von Bernadotte, der sich beeilte einen höchst eigenthümlichen Plan vorzulegen, der jedoch glücklicherweise nicht angenommen wurde. Nichts war für zahllose Combinationen zugänglicher, als ein so weites Schlachtfeld, wie das, auf dem Frankreich operirte. In Jedem, der es betrachtete, mußte eine Idee auftauchen, und wenn dann Jeder sie vorschlagen und zur Annahme bringen konnte, so war kein Grund vorhanden, um nicht jeden Augenblick seine Pläne zu ändern. Wenn die Verschiedenheit der Meinungen in Diskussion von ungemeinem Nutzen ist, so bleibt sie doch stets höchst beklagenswerth in der Ausführung. Zuerst hatte man geglaubt, daß man an der Donau und in der Schweiz zugleich agiren müsse. Nach der Schlacht von Stockach wollte man nur in der Schweiz operiren und ließ die Armee sich von der Donau entfernen. Bernadotte dachte in diesem Augenblicke anders; er behauptete die Ursache der Erfolge der Kaiserlichen liege in der Leichtigkeit, mit der sie von Deutschland aus über die Alpen mit Italien communiciren konnten. Um ihnen diese Verbindungsmittel zu nehmen, wollte er, daß man ihnen den Gotthard, und dem linken Flügel der Schweizer-Armee Graubünden entreiße, und eine Donau-Armee, die den Krieg wieder nach Deutschland trüge, bilde. Zur Bildung dieser Donau-Armee schlug er die eilige Organisation der Rheinarmee und die Verstärkung derselben durch 20,000 Mann, die man Massena nehmen sollte, vor. Das hieß Massena bloßstellen, der in diesem Augenblicke die ganze Heeresmacht des Erzherzogs vor sich hatte und während dieser Operation leicht überwältigt werden konnte. Allerdings hatte die Idee,

den Krieg wieder an die Donau zu verlegen, viel für sich, aber wenn man Massena durch Verstärkungen in Stand setzte die Offensive zu ergreifen, so konnte er selbst den Krieg an die Donau hinspielen. Dann mußte man aber, weit entfernt ihn zu schwächen, die ganze Macht in seinen Händen vereinigen. Nach dem Plane Bernadotte's sollte an den großen Alpen eine Armee aufgestellt werden, um die Gränzen von Piemont gegen die österreich-russische Armee zu vertheidigen. Joubert, mit den Ueberbleibseln der italienischen Armee, und der im Innern disponibeln Truppen verstärkt, sollte aus den Apenninen hervorbrechen und einen forcirten Angriff auf Suwarow machen.

Dieser, besonders von Moulins sehr gebilligte Plan, wurde den Generalen geschickt. Massena, ärgerlich über alle diese ausschweifenden Projekte, reichte seine Entlassung ein. Man nahm sie nicht an, und dieser Plan wurde nicht zur Ausführung gebracht. Massena behielt den Oberbefehl über alle Truppen von Basel bis zum Gotthard. Man beharrte jedoch auf dem Projekte, eine Armee am Rhein zusammenzuziehen, um diese Linie zu decken. Man bildete den Kern einer Alpenarmee unter Championnet's Befehl, ungefähr 15,000 Mann stark. Alle disponibeln Verstärkungen wurden an Joubert gesandt, der den Auftrag hatte, aus den Apenninen hervorzubrechen. Eine gewisse Anzahl alter Bataillone, die bisher im Innern zurückgehalten worden waren, wurden an die Gränzen geschickt. Die Conscribirten wurden organisirt und an die Stelle der alten Bataillone als Besatzungen verwendet. Da für die große Anzahl von Conscribirten die Cadres fehlten, so hatte man das Auskunftsmittel getroffen, die Zahl der Bataillone in den Halbbrigaden und Regimentern zu verdoppeln, wodurch es möglich wurde, die Neuausgehobenen in die Corps einzutheilen.

Man wußte, daß unter den Befehlen des Generals Korsakoff eine Verstärkung von 30,000 Mann in Deutschland ankommen würde. Man drängte Massena aus seiner Stellung hervorzugehen und den Erzherzog anzugreifen, um ihn wo möglich vor seiner Vereinigung mit den Russen zu schlagen. Die Regierung hatte in dieser Hinsicht ganz recht, denn es war dringend nothwendig irgend etwas zu wagen, ehe sich eine so furchtbare und imposante Masse von Streitkräften vereinigen konnte. Indeß Massena weigerte sich beharrlich, die Offensive zu ergreifen, sei es nun, daß er hier seiner gewöhnlichen Kühnheit ermangelte, oder die Anknüpfung der offensiven Operationen erwarte. Die Militärs haben allgemein seine Unthätigkeit verdammt, die übrigens durch die Ungeschicktheit seiner Feinde bald zum Glücke aufschlug, und seinerseits durch unsterbliche Dienste wieder gut gemacht wurde. Um indeß doch den Wünschen der Regierung nachzugeben und einen Theil von Bernadotte's Plan auszuführen, der darin bestand, die Austro-Russen in ihrer Communication zwischen Deutschland und Italien zu hindern, befahl Massena, Lecourbe, den rechten Flügel bis zum St. Gotthard zu verlängern, sich dieses wichtigen Punktes zu bemächtigen, und Graubünden wieder zu erobern. Durch diese Operation kamen die großen Alpen wieder unter französische Herrschaft, und die in Deutschland operirenden feindlichen Armeen waren mit Italien außer aller Communication. Lecourbe entledigte sich dieses Auftrages mit all der Unerschrockenheit und Kühnheit, die ihn besonders im Gebirgskriege auszeichneten, und machte sich zum Herrn des St. Gotthards.

Während dieser Zeit bereiteten sich neue Ereignisse in Italien vor. Suwarow, vom Wiener Hof genöthigt, die Belagerung aller Plätze zu beendigen, ehe er seine gewonnenen Vortheile verfolgte, hatte von seinem Siege an der Trebbia durchaus keinen Nutzen gezogen.

Er hätte, selbst seinen Instructionen streng nachkommend, noch immer eine hinlängliche Heeresmacht versammeln können, um die Trümmer unserer Armee gänzlich zu vernichten, aber er hatte nicht das Genie zu militärischen Combinationen dieser Art. Er brachte seine Zeit mit Belagerungen zu. Peschiera, Pizzighetone, die Citadelle von Mailand waren gefallen; ein gleiches Schicksal hatte die Citadelle von Turin. Die beiden berühmten Festungen Mantua und Alexandria hielten sich jedoch noch, und ließen einen langen Widerstand voraussehen. Kray belagerte Mantua und Bellegarde Alexandria. Unglücklicherweise waren alle unsere Festungen Leuten anvertraut, die entweder aller Energie oder aller Bildung ermangelten. Die Artillerie war schlecht bedient, da man nur die Ueberbleibsel verschiedener Corps dieser Waffengattung hineingeworfen hatte; die Entfernung unserer activen Armeen, die sich nach den Apenninen zurückgezogen hatten, trug besonders dazu bei, die Besatzungen zu entmuthigen. Mantua, die vorzüglichste dieser Festungen, verdiente nicht den Ruf, den ihm die Feldzüge Bonaparte's erworben hatten. Es war nicht seine Stärke, sondern das besondere Zusammentreffen von Umständen, die seine Vertheidigung verlängert hatten.

Bonaparte hatte in der That mit ungefähr 10,000 Mann, 14,000 Mann dahin gebracht, daß sie durch Fieber, Entbehrungen und Elend sich aufrieben. Der General Latour-Foissai war der gegenwärtige Commandant. Es war ein gelehrter Genie-Offizier, aber ohne die Art von Energie, die für eine solche Vertheidigungsweise unerläßlich nothwendig ist. Entmuthigt durch die Unregelmäßigkeit des Platzes und den schlechten Zustand der Befestigungswerke, glaubte er nicht, dieselben durch Kühnheit ersetzen zu können. Außerdem war die Besatzung für die Festung unzureichend und er schien schon nach den ersten Stürmen geneigt, sich zu ergeben. Zu Alexandria

befehligte der General Gardanne. Er war sehr entschlossen, aber roh und unwissend. Er schlug den ersten Angriff kräftig zurück, aber er wußte in dem Platze nicht die Hilfsquellen zu finden, die derselbe noch bot.

Man war im Thermidor (Mitte Juli); mehr als ein Monat war seit der Revolution des 30. Prairial und der Ernennung Joubert's verflossen. Moreau fühlte die Wichtigkeit und Nothwendigkeit, zur Offensive zu schreiten, ehe alle Plätze fielen, und mit der reorganisirten und verstärkten Armee auf die zerstreuten Austro-Russen zu stürzen. Leider war er durch den Befehl der Regierung, Joubert's Ankunft zu erwarten, in seinen Bewegungen gehemmt. So führte in diesem unüberlegten, unglücklichen Feldzuge, eine Reihe unüberlegter Befehle stets neue Unfalle herbei. Der Wechsel von Ideen und Planen ist in Angelegenheiten, die schon in der Ausführung begriffen, besonders aber im Kriege sehr gefährlich. Wenn Moreau, welchem man gleich am Anfange das Commando hätte übertragen sollen, dasselbe wenigstens nur seit der Schlacht bei Cassano allein und ungetheilt gehabt hätte, so wäre nichts verloren gewesen; aber bald mit Macdonald, bald mit Joubert den Befehl theilend, verhinderte man ihn zum zweiten und dritten Male, unsere Unglücksfälle gut zu machen und den Glanz unserer Waffen wieder herzustellen.

Joubert, welchen man durch eine Heirath und sonstige Schmeicheleien mit der Reorganisationspartei hatte verbinden wollen, verlor einen ganzen Monat, den Messidor (Juni und Juli), seine Hochzeit zu feiern, und verfehlte so eine entscheidende Gelegenheit. Es gelang nicht, ihn wirklich für die Partei, zu deren Stütze man ihn machen wollte, zu gewinnen; denn er blieb wie zuvor den Patrioten ergeben, und man hatte ihn nur unnütz seine kostbare Zeit verlieren machen. Er reis'te ab, indem er zu seiner jungen Frau sagte: „Du wirst mich

todt oder siegreich wiedersehen.“ Er trug in der That den heroischen Entschluß mit sich herum, entweder zu siegen oder zu sterben. Als dieser edle junge Mann in der Mitte des Thermidors (den ersten Tagen August's) bei der Armee ankam, bezeigte er dem erfahrnen Meister, zu dessen Nachfolger er ernannt worden war, die größte Ehrfurcht. Er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und ihn mit seinem Rathe zu unterstützen. Moreau, eben so großherzig als der junge General, willigte gerne ein, seiner ersten Schlacht beizuwohnen und ihn mit seiner Erfahrung zu unterstützen. Es ist dies eine edle und rührende Brüderschaft, die die Tugenden unserer republikanischen Generale ehrt, und die noch an eine Zeit erinnert, wo der patriotische Eifer in den Herzen unserer Krieger den Sieg über den Ehrgeiz davon trug.

Die französische Armee, aus den Ueberresten der Armee von Oberitalien und Neapel, und aus neuen, aus dem Innern gekommenen Verstärkungen bestehend, erhob sich ungefähr auf 40,000 Mann, vollkommen organisirt und brennend vor Begierde, sich auf's Neue mit dem Feinde zu messen. Nichts kam dem Patriotismus dieser Soldaten gleich, die stets besiegt, doch nie entmuthigt waren, und stets wieder gegen den Feind geführt zu werden verlangten. Keine Armee hat sich um Frankreich mehr verdient gemacht, und keine Armee hat dem ungerechten Vorwurfe, daß die Franzosen keine Mühseligkeiten und kein Unglück zu ertragen wüßten, besser geantwortet. Es ist richtig, daß sie einen Theil ihrer Festigkeit dem tapfern und bescheidenen Generale, in den sie ihr ganzes Vertrauen gesetzt hatte, schuldete, und daß man ihm stets den Augenblick raubte, in welchem er diese Armee zum Sieg führen konnte.

Diese 40,000 Mann waren ganz unabhängig von den 15,000 Mann, die unter Championnet den Kern der großen Alpenarmee bilden sollten. Sie hatten durch

die Bormida gegen Acqui und durch die Bochetta gegen Gavi debouchirt und sich nun vor Novi aufgestellt. Wenn diese 40,000 Mann zur rechten Zeit, noch ehe die einzelnen Belagerungscorps sich vereinigt hatten, debouchirt wären, so hätten sie entscheidende Vortheile davon getragen. Aber Alexandria hatte am 4. Thermidor (22. Juli) seine Thore geöffnet. Es hatte sich auch das Gerücht verbreitet, Mantua sei gefallen und diese traurige Neuigkeit wurde leider bald bestätigt, denn man erfuhr, daß die Capitulation am 12. Thermidor (30. Juli) unterzeichnet worden sei. Kray hatte sich mit seinen 20,000 Mann wieder zu Suwarow begeben; die active Masse der Austro-Russen zählte gegenwärtig sechszig und einige tausend Mann. Jetzt war es Joubert nicht mehr möglich, gegen einen so überlegenen Feind einen gleichen Kampf zu kämpfen. Er versammelte einen Kriegsrath und die allgemeine Meinung entschied sich für einen Rückzug in die Apenninen, und auf Beschränkung auf die Defensive, bis man wieder Verstärkungen erhalten würde.

Joubert wollte eben diesen Beschluß ausführen, als Suwarow ihm zuvorkam und ihn zwang, die Schlacht anzunehmen. Die französische Armee war in einen Halbkreis auf den Abhängen des Monte-Rotondo, der die ganze Ebene von Novi beherrscht, aufgestellt. Der aus den Divisionen Grouchy und Lemoine bestehende linke Flügel dehnte sich kreisförmig von Pasturea aus. In seinem Rücken hatte er die Schlucht von Riasco, welche einem sich hineinwagenden Feinde, die Mittel zur Umgehung derselben bot. Die von Richepanse kommandirte Cavallerie-Reserve stand hinter diesem Flügel. Im Centrum deckte die Division Laboissière die rechts und links der Stadt Novi liegenden Höhen. Die am rechten Flügel stehende Division Watrin vertheidigte von der Seite Tortora's den Zugang zum Monte-Rotondo. Dombrowsky blockirte mit einer Division Seravalle. Der

General Perignon befehligte unsern linken Flügel, St. Cyr das Centrum und den rechten Flügel. Die Stellung war stark, auf allen Punkten gut besetzt und schwierig zu nehmen. Indessen waren 40,000, gegen mehr als 60,000 Mann noch immer in ungeheuerem Nachtheil. Suwarow beschloß die Stellung mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit anzugreifen. Er warf Kray mit den Divisionen Ott und Bellegarde gegen unsern linken Flügel; das russische Corps Derfelden mit der Avantgarde Bagration's an der Spitze, sollte das Centrum gegen Novi angreifen. Melas, der mit dem Reste der Armee etwas zurückgeblieben war, war zum Angriffe auf unsern rechten Flügel beordert. Durch eine eigenthümliche Combination, oder einen Fehler in derselben, sollte der Angriff nicht gleichzeitig, sondern in einer Reihenfolge vor sich gehen.

Am 28. Thermidor (15. Aug. 1799) begann Kray den Angriff um 5 Uhr Morgens. Bellegarde griff die am äußersten linken Flügel stehende Division Grouchy und Ott die Division Lémoine an. Da diese beiden Divisionen noch nicht formirt waren, so wären sie beinahe überrascht und zersprengt worden. Der hartnäckige Widerstand einer dieser Halbbrigaden nöthigte Kray, sich auf die zwanzigste leichte zu werfen, welche er auch überwältigte, indem er seine ganze Anstrengung gegen sie richtete. Schon hatten seine Truppen auf dem Plateau Fuß gefaßt, als Joubert im Galopp an den Ort der Gefahr herbeieilte. Es war nicht mehr Zeit an einen Rückzug zu denken, und man mußte Alles wagen, um den Feind wieder an den Fuß des Plateau's hinunter zu werfen. Indem er sich mitten unter die Plänkler wagte, um sie zu ermuthigen, wurde er von einer Kugel nahe am Herzen getroffen und zu Boden gestreckt. Sterbend rief der junge Held noch seinen Soldaten zu: „vorwärts! meine Freunde! Dies Ereigniß konnte die Armee in Verwirrung

bringen, doch zum Glücke hatte Moreau Joubert auf diesen Punkt begleitet. Er übernahm auf der Stelle das Commando, das ihm ohnehin durch das allgemeine Zutrauen gebührte, sammelte seine Rache heischenden Soldaten und führte sie wieder gegen die Oesterreicher. Die Grenadiere der 34. Halbbrigade stürzten sich mittelst eines Bajonett-Angriffes den Hügel hinab. Unglücklicherweise hatten die Franzosen ihre Artillerie noch nicht in Batterien geordnet, die Oesterreicher dagegen durchfurchten ihre Reihen mit einem Hagel von Granaten und Kanonenkugeln. Während dieses Gefechtes versuchte Bellegarde den nächsten linken Flügel durch die Schlucht von Riasco, von der wir schon sagten, daß sie einen Zugang zu unserm Rücken bot, zu umgehen. Er war schon ziemlich weit darin vorgedrungen, als Perignon ihm noch zu rechter Zeit die von dem Generale Clausel befehligte Reserve entgegenstellte und ihn in seinem Marsche hemmte. Perignon warf ihn dann vollends auf die Ebene zurück, indem er ihn durch die Grenadiere von Partouneaux und die Reiterei von Richepanse angreifen ließ. Dieser Kraftstreich befreite den linken Flügel.

In Folge der sonderbaren Combination Suwarow's, welcher seine Angriffe auf einander folgend veranstalten wollte, war unser Centrum noch nicht angegriffen worden. Saint-Cyr hatte Zeit gehabt, seine Dispositionen zu treffen und die seinen äußersten Flügel bildende Division Watrin näher nach Novi zu ziehen. Auf das Andringen Kray's, der durch einen Angriff gegen das Centrum unterstützt zu werden verlangte, hatte sich Bagration endlich entschlossen, dasselbe mit seiner Avantgarde anzugreifen. Die Division Laboisière, die zur Linken Novi's lag, ließ die Russen Bagration's auf halbe Schußweite herankommen, überwältigte sie dann mit einem furchtbaren Kartätschen- und Musketenfeuer

und bedeckte die Ebene mit Todten. Bagration kam dadurch nicht außer Fassung und detachirte einige Bataillone, um Novi zu unserer Rechten zu umgehen; dieselben wurden aber von der Division Watrin, welche sich eben Novi näherte, begegnet und in die Ebene zurückgeworfen. Man hatte so die Mitte des Tages erreicht, ohne daß unsere Linie durchbrochen worden wäre. Suwarow war eben mit dem russischen Corps Derfelden's angelangt und befahl einen neuen Angriff an der ganzen Linie. Kray sollte neuerdings den linken Flügel, Derfelden und Bagration das Centrum angreifen, und Melas erhielt den Befehl, seinen Marsch so sehr als möglich zu beschleunigen, um den rechten Flügel anzugreifen. Als alle Dispositionen getroffen waren, setzte sich die ganze Linie in Bewegung. Kray, unsern linken Flügel hartnäckig verfolgend, versucht noch einmal durch Ott einen Frontangriff auf denselben zu bewirken, aber die Reserve unter Clausel wirft die Truppen Bellegarde's zurück und die Division Lemoine wirft Ott über die Abhänge der Hügel hinunter. Im Centrum liefert Suwarow einen wüthenden Angriff gegen den rechten und linken Flügel Novi's. Ein neuer Versuch die Stadt zu umgeben wird wie Morgens durch die Division Watrin vereitelt. Unglücklicherweise überlassen sich unsere Soldaten, von ihrem Eifer hingerissen, allzu heftig der Verfolgung des Feindes, wagen sich in die Ebene und werden in ihre Stellung zurückgeworfen. Um 1 Uhr wurde das Feuer der allgemeinen Ermattung halber schwächer, aber bald beginnt es wieder mit erneuerter Heftigkeit und die Franzosen widerstehen, während vier Stunden unbeweglich, wie die Mauern, mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit der ganzen Wuth der Russen. Sie hatten bis jetzt nur unbedeutende Verluste erlitten, die Austro-Russen dagegen waren furchtbar mitgenommen. Die Ebene war mit ihren Todten und Verwundeten bedeckt. Un-

glücklicherweise war der Rest der austro-russischen Armee von Rivalta, unter Melas Befehlen, angekommen. Dieser neue Angriff wurde gegen unsern rechten Flügel gerichtet. Saint-Cyr, dies bemerkend, sammelt die Division Watrin, die sich in der Ebene zu sehr im Gefechte verwickelt hatte, und detachirt sie auf ein Plateau zur Rechten Novi's. Aber während sie diese Bewegung ausführt, sieht sie sich schon durch das zahlreiche Corps von Melas von allen Seiten umzingelt. Dieser Anblick überwältigt sie, sie zerstreut sich und langt in äußerster Unordnung auf dem Plateau an. Man sammelt sie indessen etwas weiter zurück. Während dieser Zeit war es Suwarow, der seine Anstrengungen gegen das Centrum bei Novi verdoppelt hatte, gelungen, die Franzosen in die Stadt zurückzuwerfen, und sich der, dieselbe rechts und links beherrschenden Höhen, zu bemächtigen. Jetzt fand es Moreau für nothwendig, sich zurückzuziehen, ehe neue Fortschritte des Feindes ihm die Communication mit Gavi abschneiden konnten. Zur Rechten war die Division Watrin genöthigt, sich durchzuschlagen, um den schon versperrten Weg von Gavi zu gewinnen. Die Division Laboissière zieht sich aus Novi zurück, die Divisionen Lemoine und Grouchy marschiren nnter den wüthendsten Angriffen Kray's nach Pasturana zurück. Unglücklicherweise dringt ein Bataillon in die Schlucht von Riasco; die sich hinter Pasturana hinzieht. Sein Feuer bringt unsere Colonnen in Unordnung, Artillerie, Cavallerie, kurz Alles mengt sich unter einander. Die Division Lemoine, durch den Feind hart bedrängt, löst sich auf und wirft sich in die Schlucht. Perignon und Grouchy sammeln einige Tapfere, um den Feind aufzuhalten und die Artillerie zu retten, aber sie werden niedergemetzelt und gefangen genommen. Perignon hatte sieben Säbelhiebe erhalten, Grouchy sechs. Der tapfere Colli, der piemontesische General, der sich in

den ersten Feldzügen gegen uns ausgezeichnet und nachher bei uns Dienste genommen hatte, formirt mit einigen Bataillonen ein Carré und widersteht, bis dasselbe ganz zersprengt und er selbst verstümmelt in die Hände der Russen gefallen war.

Nach diesen ersten Augenblicken der Verwirrung sammelt sich die Armee vor Gavi. Die Austro-Russen waren zu sehr ermüdet, um sie zu verfolgen, und sie konnte sich daher ungehindert in Marsch setzen. Der Verlust war auf beiden Seiten gleich und erhob sich auf ungefähr 10.000 Mann für jede Armee. Aber die Getödteten und Verwundeten waren bei der austro-russischen Armee viel zahlreicher. Die Franzosen hatten dagegen weit mehr Gefangene; sie hatten ihren Oberbefehlshaber, vier Divisionsgenerale, 37 Feuerschlünde und vier Fahnen verloren. Nie hatten sie einen kälteren und zugleich hartnäckigeren Muth gezeigt. Sie waren wenigstens um ein Drittheil schwächer, als der Feind. Die Russen hatten eine fanatische Tapferkeit entwickelt, aber ungeachtet dessen ihren Vortheil nur ihrer Ueberzahl und nicht den Combinationen ihres Befehlshabers verdankt, welcher letztere bisher die größte Unwissenheit bewiesen hatte. Er hatte in der That seine Colonnen der Gefahr ausgesetzt, eine nach der andern von den Kartätschen niedergeschmettert zu werden und den Angriff gegen unsern linken Flügel, dessen Ueberwältigung eigentlich die Aufgabe des Tages war, nicht mit gehöriger Kraft ausgeführt. Diese beklagenswerthe Schlacht verschloß uns Italien und erlaubte uns nicht mehr, daselbst das Feld zu behaupten. Wir mußten uns in die Apenninen einschließen und von Glück sprechen, wenn wir uns daselbst halten konnten. Der Verlust der Schlacht konnte nicht Moreau zugeschrieben werden, sondern nur dem unglücklichen Umstande, der Vereinigung Kray's und Suwarow's. Die Verspätung Joubert's hatte allein dieses letztere Mißgeschick

herbeigeführt. Unsere Unglücksfälle beschränkten sich nicht nur auf die Schlacht von Novi. Die Expedition gegen Holland, die früher angedeutet, wurde endlich von den Engländern und Russen ausgeführt. Paul I. hatte mit Pitt einen Vertrag geschlossen, vermöge dessen er 17,000 Russen liefern sollte, die in englischem Sold gegen Holland verwendet werden sollten. Nach Ueberwindung einer Menge Schwierigkeiten war diese Expedition für das Ende August's (Anfangs Fructidor) vorbereitet worden. Dreißigtausend Engländer sollten sich mit 17,000 Russen vereinigen, und wenn die Landung ohne besondere Schwierigkeiten erfolgte, so hegte man gewisse Hoffnung, Holland den Franzosen zu entreißen. Es lag dies im nächsten Interesse Englands, und wenn es ihm auch nur gelungen wäre, die holländischen Flotten und Arsenale zu vernichten, so war es schon hinlänglich für die Kosten seiner Expedition entschädigt. Eine beträchtliche Escadre segelte gegen das baltische Meer, um die Russen abzuholen. Ein erstes Detachement ging unter den Befehlen des Generals Abercrombie unter Segel, um die Landung zu versuchen. Sobald alle Truppen der Expedition vereinigt waren, so sollten dieselben unter den Oberbefehl des Herzogs von York gestellt werden. Der zu einer Landung in Holland vortheilhafteste Punkt war die Mündung der Maas. Man bedrohte so die Rückzugs-Linie der Franzosen, und näherte sich so sehr als möglich dem Haag, wo der Stadthouder (Statthalter) die meißen Anhanger hatte. Die Bequemlichkeit der Küsten jedoch ließ Nordholland für eine Landung vorziehen. Abercrombie nahm seine Richtung gegen Helder, wo er gegen Ende August's ankam. Nach Ueberwindung vieler Hindernisse landete er endlich neben den Helder, in der Umgegend von Groot-Keeten, am 10. Fructidor (27. August). Die ungeheueren Vorbereitungen, welche für diese Expedition hatten getroffen werden müssen, und die Gegenwart aller

englischen Escadren hatten die Franzosen zeitig genug gewarnt, daß sie auf ihrer Hut zu sein hätten. Brune commandirte sowohl die batavische als französische Armee. Er hatte im Ganzen nur 7000 Franzosen und 10,000 unter Dändel's Befehlen stehende Holländer. Er hatte die batavische Division in der Gegend des Helder, und die französische in der Nähe von Harlem aufgestellt. Abercrombie traf bei seiner Landung die Holländer bei Groot-Keeten, warf sie zurück und sicherte so die Landung seiner Truppen. Die Holländer hatten bei dieser Gelegenheit nicht der Tapferkeit ermangelt, wohl aber hatte der General Daendels keine besondere Geschicklichkeit in deren Leitung entfaltet und sie waren genöthigt gewesen, sich zurückzuziehen. Brune sammelte sie, und traf seine Dispositionen um die gelandeten Truppen kräftig anzugreifen, ehe sie sich gehörig festgesetzt und von den englisch-russischen Divisionen, mit denen sie sich vereinigen sollten, verstärkt worden waren.

Die Holländer zeigten allgemein die beste Stimmung. Die Nationalgarden hatten sich zur Bewachung der Festungen erboten, was Brune erlaubte, neue Truppen mobil zu machen. Er hatte die 6000 Mann starke Division Dumonceau zu sich berufen, und beschloß in den ersten Tagen des Septembers das englische Lager anzugreifen. Dieses Lager war furchtbar verschanzt; es war der Zyp, ein ehemaliger durch die Industrie der Holländer ausgetrockneter Sumpf, der eine weite, von Kanälen und Dämmen durchschnittene und mit Wohnungen bedeckte Fläche. Siebenzehntausend Engländer hatten dasselbe besetzt und die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Brune konnte es höchstens mit 20,000 Mann angreifen, was in Anbetracht der Beschaffenheit des Terrains eine ganz unzulängliche Macht war. Er griff das Lager am 22. Fructidor (8. September) an, ward jedoch genöthigt, nach einem hartnäckigen Kampfe sich nach Am-

sterdam zurückzuziehen. Jetzt konnte er nicht mehr die Vereinigung aller anglo-russischen Streitkräfte hindern, und mußte die Bildung einer französischen Armee abwarten, um gegen dieselben in die Schranken treten zu können. Diese Festsetzung der Engländer in Nordholland führte das so lang gefürchtete Ereigniß, den Abfall der holländischen Flotte herbei. Der Texel war nicht gesperrt worden und der englische Admiral Mitchel konnte mit allen seinen Segeln hineindringen. Die holländischen Matrosen waren schon seit langer Zeit durch Emissäre des Prinzen von Oranien bearbeitet worden; bei der ersten Aufforderung des Admirals empörten sie sich und nöthigten ihren Admiral Story, sich zu ergeben. Die ganze holländische Marine befand sich auf diese Weise in der Gewalt der Engländer, was für dieselben ein Vortheil von höchstem Werthe war.

Als diese Nachrichten Schlag auf Schlag nach Paris kamen, so brachten sie daselbst die Wirkung hervor, die man davon erwarten mußte. Sie vermehrten die Gährung der Parteien, besonders jedoch die Zügellosigkeit der Patrioten, die mit lauterem Geschrei als je die Anwendung der großen revolutionären Mittel forderten. Die den Journalen und Clubbs zurückgegebene Freiheit hatte eine große Anzahl derselben wieder entstehen machen. Die Reste der Jakobinerpartei hatten sich in dem ehemaligen Saale der Reitschule, wo die ersten Sitzungen der Nationalversammlungen stattgefunden hatten, versammelt. Obgleich das Gesetz den Volksgesellschaften verbot, die Form von berathenden Versammlungen anzunehmen, so hatte sich doch die Gesellschaft der Reitschule nichts desto weniger unter verschiedenen Titeln einen Präsidenten, Secretäre u. dgl., beigelegt. Man sah daselbst den Exminister Bouchotte, Drouet, Felix Lepelletier, Arena, und alle Schüler oder Genossen Baboeuf's. Man rief daselbst die Manen Goujon's, Soubrany's

und die Opfer von Grenelle an. Man forderte ganz in dem Stile und Tone von 93 die Bestrafung aller Blutsauger des Volkes, die Entwaffnung der Royalisten, die Aushebung in Masse, die Errichtung von Waffenfabriken auf den öffentlichen Plätzen, die Rückgabe der Kanonen und Piken an die Nationalgarden u. s. w. Man verlangte daselbst hauptsächlich die Versetzung der ehemaligen Direktoren in den Anklagestand, da man denselben die letzten Unglücksfälle, als Resultate ihrer Verwaltung zuschrieb. Als die Nachricht von der Schlacht zu Novi und den Ereignissen in Holland zur öffentlichen Kenntniß kam, so kannte die Heftigkeit keine Grenzen mehr. Die Generale wurden mit Schmähungen überhäuft. Moreau wurde der Herumtapper genannt, ja Joubert selbst wurde ungeachtet seines heldenmüthigen Todes angeklagt, die Armee durch die Langsamkeit, mit der er sich zu ihr begeben, in's Verderben gebracht zu haben. Seine junge Gattin, die Herren von Semonville, Saint-Foy und Talleyrand, denen man seine Heirath zuschrieb, wurden mit Beschimpfungen überhäuft. Die holländische Regierung wurde des Verrathes angeklagt; man sagte, daß sie aus Aristokraten, statthalterisch Gesinnten, und Feinden Frankreichs und der Freiheit zusammengesetzt sei. Das Journal des hommes libres, ein Organ derselben Partei, die sich im Saale der Reitschule versammelte, wiederholte alle diese Declamationen und fügte so dem Aergernisse der Worte, noch das der Presse hinzu.

Diese allgemeine Zügellosigkeit verursachte vielen Leuten eine Art von Schrecken. Man fürchtete eine Wiederholung der Scenen von 93. Diejenigen, welche sich die Gemäßigten, die Politiker nannten, und die im Gefolge von Sieyes, die löbliche Absicht und die gewagte Anmaßung hatten, Frankreich durch eine nahe Verfassung von der Wuth der Parteien zu retten, waren über die Zügellosigkeit dieser neuen Jakobiner entrüstet. Vorzüg-

lich Sieyes fürchtete sie sehr, und sprach sich gegen sie mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Gemüthsart aus. Sie konnten übrigens wohl gefährlich erscheinen, da sie unabhängig von den Schreiern und unruhigen Köpfen, die ihre ganze Energie in den Clubbs und Journalen entfalteten, auch mächtige und demzufolge auch gefährliche Anhänger in der Regierung selbst zählten. In den Conseils saßen alle, durch die Wahlspaltungen schon einmal zurückgewiesenen Patrioten, die dieses Jahr mit Gewalt in die Conseils getreten waren und in etwas gemäßigterer Sprache ungefähr dasselbe wiederholten, was man in der Gesellschaft der Reitschule sagte. Es waren dies Männer, welche sich nicht den Wechselfällen einer neuen Verfassung aussetzen wollten, die überdieß jenen, welche dieselbe entwerfen wollten, mißtrauten und fürchteten, daß man sich in den Generalen eine furchtbare Unterstützung suchen würde. Außerdem wollten sie, um Frankreich seinen Gefahren zu entreißen, die Anwendung solcher Maaßregeln, wie die, welche das Wohlfahrtscomité angewandt hatte. Die Alten, durch ihre Stellung gemäßigter und klüger, theilten diese Ansicht nur wenig, aber mehr als 200 Mitglieder unterstützten sie sehr eifrig im Rathe der Fünfhundert.

Unter dieser Zahl waren nicht nur Hitzköpfe wie Augereau, sondern auch reife und aufgeklärte Männer, wie Jourdan. Diese beiden Generale verliehen der Partei der Patrioten auf die Fünfhundert einen bedeutenden Einfluß. Im Direktorium hatte diese Partei zwei Stimmen und zwar die Gohier's und Moulin's. Barras blieb unentschieden, denn theils mißtraute er Sieyes, der ihm nur wenig Achtung bezeigte und ihn als veraltet betrachtete, theils fürchtete er die Patrioten und deren Ausschweifungen. Er zögerte demnach, sich entschieden auszusprechen. Im Ministerium hatten die Patrioten in Bernadotte eine feste Stütze gefunden. Dieser Ge-

neral war weit weniger heftig als die meisten Generale der italienischen Armee, und man wird sich erinnern, daß seine Division bei ihrer Ankunft vor Tagliamento, mit der Division Augereau wegen des Wortes Monsieur in Streit gerieth, da sie dasselbe schon Statt des Ausdrucks Bürger (citoyen) zu gebrauchen pflegte. Aber Bernadotte hatte einen unruhigen Ehrgeiz; er hatte nur mit Unwillen das von der Reorganisationspartei dem General Joubert bewiesene Vertrauen gesehen, und glaubte jetzt, daß man Moreau an die Stelle Jouberts setzen wollte. Dieser Umstand machte ihn dieser Partei gänzlich abgeneigt und führte ihn den Patrioten zu. Der General Marbot, Commandant von Paris, ein heftiger und entschiedener Republikaner, war in derselben Stimmung wie Bernadotte.

Auf diese Weise konnten 200 Deputirte, an deren Spitze sich zwei berühmte Generale, der Kriegsminister, der Kommandant von Paris, zwei Direktoren, eine große Anzahl von Journalen und Clubbs und eine ziemlich beträchtliche Anzahl compromittirter und zu einem Handstreich sehr geeigneter Männer befanden, schon einigen Schrecken einflößen, und obgleich die Bergpartei nicht wieder entstehen konnte, so begreift man doch leicht die Furcht, die sie Menschen einflößen konnte, bei denen noch die Erinnerungen von 1793 ganz lebhaft waren.

Man war mit dem Polizeiminister Bourguignon nicht besonders zufrieden. Er war zwar ein rechtschaffner aber nur wenig umsichtiger Bürger. Barras schlug seinem Collegen Sieyes, einen seiner Creaturen, die er eben zur Gesandtschaft nach Holland geschickt hatte, den gewandten und listigen Fouché vor. Als ehemaliges Mitglied der Jakobiner, mit ihrem Geiste und ihren Geheimnissen vollkommen vertraut, ihrer Sache durchaus nicht zugethan, und in dem Schiffbruche aller Parteien nur sein eignes Glück zu retten suchend, war er vollkom-

men geeignet, seine ehemaligen Freunde auszuforschen und das Direktorium vor deren Plänen sicher zu stellen. Er wurde von Sieyes und Roger-Ducos angenommen, und erhielt das Ministerium der Polizei. Dies war unter den gegenwärtigen Umständen eine wichtige Erwerbung. Er bestätigte Barras in der Idee, sich eher der Reorganisationspartei, als den Patrioten anzuschließen, da diese Letzteren keine Zukunft hatten und ihn überdies zu weit mit sich fortreißen konnten.

Nachdem diese Maaßregel genommen war, begann der Krieg mit den Patrioten. Sieyes, der auf den Rath der Alten einen großen Einfluß hatte, weil derselbe ganz aus Gemäßigten und Politikern bestand, benutzte seinen Einfluß, um die neue Jakobinergesellschaft schließen zu lassen. Der Saal der Reitschule, der zu den Tuilerien gehörte, war in dem Bezirk des Pallastes der Alten. Da jeder der beiden Conseils die Polizei seines Bezirks hatte, so konnten die Alten den vorerwähnten Saal schließen lassen. In der That erließ die Commission der Inspektoren einen Beschluß, und verbot alle Versammlungen in diesem Saale. Eine einfache Schildwache vor der Thüre des Saales genügte, um jede weitere Versammlung in demselben zu verhindern. Dies bewies, daß, wenn auch ihre Deklamationen noch eben so heftig wie früher waren, doch ihre Kraft nicht mehr dieselbe war. — Dieser Beschluß wurde bei dem Rathe der Alten durch einen Bericht des Abgeordneten Cornet motivirt. Courtois, derselbe, der den Bericht über den 9. Thermidor erstattet, benutzte diese Gelegenheit, um neuerdings gegen die Complotte der Jakobiner aufzutreten. Seine Anzeige hatte eine Berathung zur Folge, die dahin abzweckte, einen Bericht über diesen Gegenstand anzuordnen.

Die aus dem Reitschulsaale verjagten Patrioten zogen sich in ein geräumiges Lokal in der Rue de Bac zu-

rück und begannen dort abermals ihre gewöhnlichen Deklamationen. Da ihre Organisation als berathende Versammlung dieselbe blieb, so gab die Verfassung der vollziehenden Gewalt das Recht, ihre Gesellschaft aufzulösen. Sieyes, Roger-Ducos und Barras beschlossen auf Fouché's Antrag dieselbe zu schließen. Gohier und Moulins waren nicht derselben Ansicht und sagten, daß man bei den gegenwärtigen gefahrvollen Verhältnissen, den öffentlichen Geist durch die Clubbs wieder beleben müßte, daß die Gesellschaft der neuen Jakobiner zwar unruhige Köpfe aber keine furchtbaren Faktionsmänner enthielte; Beweis dessen wäre, daß sie bei Schließung des Reitschulsaales vor einer einzigen Schildwache gewichen wären. Ihr Rath ward nicht gehört und der Beschluß gefaßt. Die Ausführung wurde bis nach der Feier des Jahrestages des 10. August, die am 23. Thermidor Statt finden sollte, verschoben. Sieyes war der Präsident des Direktoriums und mußte als solcher bei dieser Feierlichkeit eine Rede halten. Er hielt eine ausgezeichnete Rede, in welcher er sich bemühte, die Gefahr zu bezeichnen, in welche die neuen Anarchisten die Republik brächten und stellte selbe als gefährliche Verschwörer dar, die eine neue Dictatur bezweckten. Die bei dieser Feierlichkeit anwesenden Patrioten nahmen diese Rede sehr übel auf, und stießen einige Schmähungen aus. Während des Donners der Kanonen glaubten Sieyes und Barras Kugeln um ihre Ohren pfeifen zu hören. Sie kehrten sehr aufgebracht in das Direktorium zurück. Da sie den Behörden der Stadt Paris mißtrauten, so beschlossen sie dem General Marbot, den man anklagte, ein warmer Jakobiner zu sein und an ihren Umtrieben Theil zu nehmen, sein Commando zu nehmen. Fouché schlug an seiner Stelle Lefebvre vor, einen tapfern General, der nur das militärische Commandowort kannte und den Umtrieben aller

Parteien ganz fremd war. Marbot wurde demnach seines Commandos entsetzt und den zweiten Tag darauf, der Beschluß, welcher die Schließung der Gesellschaft der Rue de Bac verordnete, bekannt gemacht.

Die Patrioten setzten bei der Schließung des Saales in der Rue de Bac nicht mehr Widerstand entgegen als bei der des Saales der Reitschule. Sie zogen sich zurück und blieben für die Folge aufgelös't. Aber noch hatten sie die Zeitungen in ihrer Gewalt und machten davon einen furchtbaren Gebrauch. Das Journal des hommes libres deklamirte mit der größten Heftigkeit gegen alle Mitglieder des Direktoriums, von denen man wußte, daß sie den Beschluß gebilligt hatten. Sieyes besonders wurde grausam behandelt. Dieser treulose Priester, sagten die patriotischen Zeitungen, hat die Republik an Preußen verkauft. Er ist mit dieser Macht übereingekommen, in Frankreich das Königthum herzustellen und die Krone an Braunschweig zu geben. Diese Anschuldigungen hatten keinen anderen Grund, als seine wohlbekannten Ansichten über die Verfassung und seinen Aufenthalt in Preußen. Er wiederholte in der That alle Tage, daß die unruhigen Köpfe und die Schwätzer jede Regierung unmöglich machten, daß man die Gewalt concentriren müsse, daß die Freiheit selbst mit der monarchischen Regierungsform verträglich wäre, was England hinlänglich beweise, daß sie aber mit dieser stufenweisen Herrschaft aller Parteien absolut unverträglich sei. Man legte ihm selbst die Aeußerung in den Mund, daß der Norden Europa's voll kluger und gemäßigter Fürsten wäre, die bei einer kräftigen Verfassung, Frankreich's Glück gründen könnten. Diese Aeußerungen, mochten sie nun wahr oder erdichtet sein, genügten, daß man ihm Pläne unterschob, die in der That nur in der Einbildung seiner Freunde existirten. Barras wurde nicht besser behandelt als Sieyes. Die Rücksichten, die die Patrioten lange Zeit für ihn gehabt

hatten, weil er ihren Hoffnungen, daß er sie unterstützen würde, schmeichelte, hatten nun aufgehört. Sie erklärten ihn für einen Verräther, für einen veralteten abgenutzten Menschen, der für keine Partei mehr wirken könne. Sein Rathgeber, Fouché, ein Ueberläufer wie er, wurde mit denselben Vorwürfen verfolgt. Roger-Ducos war nach ihnen nur ein tölpelhafter Dummkopf, der blindlings dem Rathe dieser zwei Verräther folge.

Die Freiheit der Presse war unbeschränkt. Da das durch Berlier vorgeschlagene Gesetz nicht angenommen worden war, so gab es nur ein Mittel, um die Schriftsteller anzugreifen, und dies war ein Gesetz des Convents wieder aufleben zu machen, welches gegen die gerichtet war, die durch Handlungen oder Schriften auf den Umsturz der Republik abzielten. Es bedurfte aber eines klaren Beweises, daß diese Absicht vorhanden war, um dieses Gesetz in Anwendung zu bringen, und dann sprach dasselbe die Todesstrafe aus. Es war also unmöglich, davon Gebrauch zu machen. Es war vom gesetzgebenden Körper ein neues Gesetz verlangt worden und man hatte entschieden, daß man sich augenblicklich damit beschäftigen sollte. Indessen währte die Zügellosigkeit der Presse mit derselben Heftigkeit fort und die, die Majorität bildenden drei Direktoren erklärten, daß es unmöglich sei, zu regieren. Sie verfielen auf die Idee, den Artikel 44 der Verfassung, der dem Direktorium das Recht gab, gegen Urheber oder Mitschuldige von gegen die Republik gerichteten Verschwörungen, Verhaftsbefehle zu erlassen, hier anzuwenden. Aber dieser Artikel mußte ganz gewaltig gedreht werden, um auf die Journalisten angewendet werden zu können. Da dies indessen ein Mittel war, der Zügellosigkeit ihrer Feder Einhalt zu thun, indem man sich ihrer Pressen und ihrer Person bemächtigte, so erließ die Majorität des Direktoriums auf Fouché's Rath gegen eilf Redacteurs, Verhaftsbefehle, und ließ ihre

Pressen unter Siegel legen. Dieser Beschluß wurde am 17. Fructidor (3. September) dem gesetzgebenden Körper mitgetheilt und führte von Seite der Patrioten einen mächtigen Aufstand herbei. Man schrie über einen Staatsstreich, Dictatur u. dgl.

Dies war die gegenwärtige Lage der Dinge. Im Direktorium, in den Conseils, kurz überall kämpften die Gemäßigten und die Politiker gegen die Patrioten. Dieselben waren in der Minorität, aber sie waren äußerst heftig und machten genug Lärm, um ihre Gegner in Schrecken zu setzen. Gleicher Weise waren ihre Mittel verbraucht, wie die Parteien selbst, und von einer Seite, wie von der andern konnte man sich weit mehr Furcht einflößen, als thatsächlich Böses zufügen. In dieser Lage, die seit dem 30. Prairial, d. i. ungefähr seit drei Monaten währte, hatte man, wie es am Vorabend entscheidender Ereignisse gewöhnlich zu geschehen pflegt, den Gedanken an eine Aussöhnung. Viele Deputirte aller Farben schlugen eine Zusammenkunft mit den Mitgliedern des Direktoriums vor, um sich über die gegenseitigen Beschwerden auszusprechen und zu verständigen. „Wir lieben die Freiheit," sagten sie, und wollen die Republik vor Gefahren bewahren, denen sie durch die Niederlagen unserer Armeen ausgesetzt ist. Trachten wir daher, uns über die Wahl der Mittel dazu zu verständigen, da doch diese Wahl allein die Ursache unserer Zwistigkeiten ist." Die Zusammenkunft fand bei Barras statt. Es gibt und kann keine Versöhnung zwischen solchen Parteien geben, auße sie entsagen ihren Zwecken, und dies kann man durch eine Unterredung nicht erlangen. Die Deputirten beklagten sich, daß man immer von Complotten sprach und daß der Präsident des Direktoriums selbst von einer Klasse gefährlicher Individuen gesprochen, die den Ruin der Republik beabsichtigten. Sie verlangten, man sollte diese Individuen näher bezeichnen, damit man sie nicht mit

den Patrioten verwechsele. Sieyes, an den diese Forderung gerichtet war, antwortete, indem er auf das Betragen der verschiedenen Volksgesellschaften und der Zeitungen hinwies, und die Gefahren einer neuen Anarchie bezeichnete. Man forderte abermals, er möchte doch die Anarchisten näher bezeichnen, damit man sich gegen sie vereinigen und sie bekämpfen könne. — „Und wie sie bekämpfen", erwiederte Sieyes, „wenn alle Tage Mitglieder des gesetzgebenden Körpers die Tribüne besteigen, um sie zu unterstützen?" „Also wir sind es, die Sie angreifen", erwiederten die Deputirten, denen Sieyes jene Antwort gegeben. „Wenn wir uns verständigen wollen, so beschimpft ihr uns und weist uns zurück." Da nun eine beengte Stimmung eintrat, so trennte man sich augenblicklich, indem man noch eher drohende als versöhnende Worte mit einander wechselte.

Unmittelbar nach dieser Zusammenkunft beschloß Jourdan einen wichtigen Antrag zu machen, und zwar den, das Vaterland in Gefahr zu erklären. Diese Erklärung führte den Aufstand in Masse und mehrere bedeutende revolutionäre Maaßregeln mit sich. Er wurde am 25. Fructidor (13. September) im Rathe der Fünfhundert vorgetragen. Die gemäßigte Partei bekämpfte denselben lebhaft, indem sie sagte, daß diese Maaßregel, weit entfernt, die Kräfte der Regierung zu vermehren, dieselben schwächen würde, da sie übertriebene Furcht und gefährliche Bewegungen herbeiführen müßte. Die Patrioten dagegen behaupteten, daß es einer gewaltigen Erschütterung bedürfte, um den Gemeingeist wieder zu erwecken und die Revolution zu retten. Dieses im Jahre 1793 ganz treffliche Mittel, konnte gegenwärtig keine Wirkung mehr hervorbringen, und war eine irrthümliche Anwendung der Vergangenheit. Lucian Bonaparte, Boulay von der Meurthe und Chenier kämpften lebhaft gegen diesen Antrag und man erhielt dessen Vertagung

auf den folgenden Tag. Die Patrioten der Clubbs hatten den Pallast der Fünfhundert tumultuarisch umringt und beschimpften mehrere Deputirte. Man verbreitete das Gerücht, daß Bernadotte von ihnen gedrängt, zu Pferde steigen, sich an ihre Spitze stellen und einen Gewaltstreich ausführen wolle. So viel ist gewiß, daß mehrere Hitzköpfe dieser Parteien ihn sehr lebhaft dazu zu bewegen gesucht hatten. Barras und Fouché suchten ihn auf, um sich mit ihm zu verständigen. Sie fanden ihn voll Unwillen über die Plane, die, wie er sagte, im Einverständniß mit Joubert entworfen worden wären. Barras und Fouché versicherten ihn, daß an Allen dem nichts Wahres sei, und forderten ihn auf, ruhig zu bleiben.

Sie kehrten zu Sieyes zurück und kamen überein, Bernadotte seine Entlassung zu entreißen, ohne sie ihm, als von ihnen ausgehend, zu geben. Sieyes sprach noch an demselben Tage und entriß ihm im Laufe der Unterhaltung die Aeußerung, daß er bald wieder in den activen Dienst einzutreten wünsche und den Befehl über eine Armee als die schönste Anerkennung seiner Dienste betrachten würde. Sieyes, Roger-Ducos und Barras beschlossen auf der Stelle, diese Aeußerung als ein Entlassungsgesuch auslegend, ihm zu schreiben, daß seine Entlassung angenommen sei. Sie hatten dazu den Augenblick gewählt, wo Gohier und Moulins abwesend waren, um diesen Beschluß zu fassen. Den Tag darauf schon wurde der Brief geschrieben und abgesandt. Dieser war ganz erstaunt und schrieb dem Direktorium einen sehr bittern Brief, in dem er sagte, man nehme ein Entlassungsgesuch an, das gar nicht gegeben worden sei, und dann seinen Ruhegehalt verlangte. Die Nachricht von dieser verdeckten Entsetzung wurde dem Rathe der Fünfhundert in dem Augenblicke hinterbracht, als man eben über die Gefahr des Vaterlandes abstimmen wollte. Sie

brachte eine große Aufregung hervor. „Man bereitet Staatsstreiche vor!“ schrieen die Patrioten. „Schwören wir, auf unseren curulischen Stühlen zu sterben,“ rief Jourdan. Mein Haupt wird eher fallen, ehe man die National-Repräsentanten anzugreifen wagen wird. Nach einem großen Tumulte kam es endlich zur Abstimmung. Der Vorschlag Jourdan's wurde mit einer Majorität von 254 gegen 171 Stimmen verworfen und das Vaterland, als nicht in Gefahr befindlich erklärt.

Als die beiden Directoren Gohier und Moulins die ohne ihre Mitwirkung erfolgte Entlassung Bernadotte's erfuhren, beklagten sie sich bei ihren Collegen, indem sie sagten, eine ähnliche Maaßregel könne nicht ohne die Mitwirkung aller Directoren in's Werk gesetzt werden. „Wir bildeten die Majorität“, erwiederte Sieyes, und hatten das Recht, das zu thun, was wir gethan haben. Gohier und Moulins begaben sich augenblicklich zu Bernadotte, und statteten ihm einen offiziellen Besuch ab, wobei sie es sich angelegen sein ließen, das größtmöglichste Aufsehen zu machen.

Die Verwaltung des Seine-Departements flößte der Majorität des Direktoriums ebenfalls einiges Mißtrauen ein, und hielt für angemessen, sie zu ändern. Dubois de Crancé ersetzte Bernadotte im Kriegsministerium.

Die Desorganisation war also in jeder Hinsicht vollkommen; auswärts auf allen Punkten geschlagen, im Innern durch die kämpfenden Parteien auf's wildeste bewegt, schien die Republik von einem nahen Sturze bedroht. Es mußte sich irgend eine Kraft erheben, sowohl um die Parteien zu bändigen als auch die auswärtigen Feinde zu bekämpfen. Diese Kraft konnte man hier nicht von einer siegenden Partei hoffen, denn sie waren alle gleichmäßig abgenützt und verrufen; eine solche Gewalt konnte nur aus dem Schooße der Armeen entspringen, wo die wahre, stille, regelmäßige und glorreiche Kraft herrscht, wie sie für eine

Nation paßt, welche von der Aufregung der ewigen Kämpfe und dem dauernden verwirrten Widerstreit der Meinungen ermüdet ist. „Es bedarf keiner Schwätzer mehr," sagte Sieyes, es bedarf eines gewaltigen Geistes und eines Schwertes." Der Geist, der Alles lenken sollte, war gefunden, denn Sieyes war im Direktorium. Man suchte nun ein Schwert. Hoche war todt; Joubert, dessen Jugend, guter Wille und anerkannter Heldenmuth ihn allen Freunden der Republik theuer machten und anempfohlen, war eben zu Novi gefallen. Moreau, den man für den ausgezeichnetsten, der in Europa gebliebenen französischen Generale hielt, hatte auf die Gemüther den Eindruck eines kalten, unentschlossenen und nicht unternehmenden Charakters gemacht, der nur wenig geneigt ist, die Last einer großen Verantwortlichkeit auf sich zu laden. Massena, einer unserer größten Generale hatte damals noch nicht den Ruhm, von Frankreichs Retter erworben, und man sah überdies nur einen Soldaten in ihm. Jourdan war eben besiegt worden. Augereau war ein Hitzkopf, Bernadotte ein unruhiger Geist, und keiner der beiden besaß hinlänglichen Ruf. Es gab eine großartige Persönlichkeit, die alle Ansprüche des Ruhmes in sich vereinigte, die zu hundert siegreichen Schlachten den Ruhm eines glorreichen Friedens fügte, die Frankreich zu Campo-Formio auf den Gipfel der Größe gehoben, und die mit ihrer Entfernung auch alles Glück mit sich genommen zu haben schien, dies war Bonaparte. Er aber weilte in fernen Gegenden und erfüllte die Echo's des Orients mit seinem Namen. Er allein war noch immer siegreich geblieben und schleuderte noch immer an den Ufern des Nils und des Jordans, die Blitze, mit denen er erst unlängst an der Etsch ganz Europa in Schrecken gesetzt hatte. Es war nicht genug, ihn glorreich zu sehen, man wollte ihn auch interessant haben, und sagte, daß er durch

eine mißtrauische und argwöhnische Macht verbannt sei. Während er als ein wahrer Abenteurer eine Laufbahn, großartig wie seine Einbildungkraft, aufsuchte und verfolgte, glaubte man, daß er als gehorsamer und unterwürfiger Bürger seine erfochtenen Siege durch die ihm auferlegte Verbannung bezahle.

„Wo ist Bonaparte," fragte man. „Seine ohnehin schon angegriffene Existenz verzehrt sich unter dem glühenden Himmel des Ostens. Ach, wenn er unter uns wäre, so wäre die Republik nicht mit dem nahen Untergange bedroht. Europa wie die Factionen würden sie gleich achten und fürchten." So sprach man allgemein. Verworrene Gerüchte waren über ihn in Umlauf. Man sagte zuweilen, daß die Siegesgöttin allen französischen Generalen untreu, nun auch ihn bei einer entfernten Expedition verlassen hätte. Aber man verwarf wieder stets solche Gerüchte, und sagte: Er ist unbesiegbar, und weit entfernt, Unglücksfälle erlitten zu haben, geht er der Eroberung des ganzen Orients entgegen. Man legte ihm die großartigsten und riesenhaftesten Pläne unter. Die Einen behaupteten sogar, er habe Syrien durchzogen, den Euphrat und den Indus überschritten, die Andern sagten dagegen, daß er gegen Konstantinopel marschirt sei, und daß er, nachdem er das ottomanische Reich zertrümmert haben würde, er Europa, im Rücken angreifen und erobern werde. Die Zeitungen waren voll solcher Conjecturen, welche beweisen, was die allgemeine Meinung und die glühende Einbildungskraft der Franzosen von diesem jungen Manne erwarteten.

Das Direktorium hatte ihm den Befehl zugeschickt, zurückzukehren, und hatte zu diesem Zwecke im mittelländischen Meere eine ungeheure aus französischen und spanischen Schiffen bestehende Flotte versammelt, um die

Armee zurückzuführen *). Die zu Paris gebliebenen Brüder des Generals, die beauftragt waren, ihn von dem Zustande der Dinge zu unterrichten, hatten ihm Depeschen über Depeschen gesandt, um ihn von dem Zustande der allgemeinen Verwirrung, in den die Republik gefallen, zu unterrichten, und ihn zur schleunigen Rückkehr zu drängen. Aber diese Nachrichten hatten die Meere und die englischen Flotten zu passiren, und man wußte nicht, ob der Held benachrichtigt werden und vor dem Untergang der Republik zurückkehren könne.

---

*) Man muß anführen, daß dieser Befehl vielfach bestritten worden ist. Man kennt einen von Treilhard, Barras und Larévellière unterzeichneten Beschluß des Direktoriums, vom 7. Prairial datirt, der Bonaparte nach Europa zurückberuft. Larévellière erklärt jedoch in seinen Memoiren, sich nicht zu erinnern, diesen Befehl unterzeichnet zu haben und betrachtet diesen Beschluß als untergeschoben. Indeß bliebe dann die Seeexpedition von Bruix ohne Erklärung. Uebrigens ist es gewiß, daß zu dieser Zeit das Direktorium Bonaparte herbeiwünschte und seinen Ehrgeiz weit weniger als die Wildheit Suwarow's fürchtete. Wenn auch der Befehl nicht authentisch ist, so ist er doch wahrscheinlich und überdies auch nur von geringer Bedeutung, denn Bonaparte war ermächtigt, zurückzukehren, sobald er es für nothwendig erachten würde.

Neuntes Kapitel.

Weitere Operationen Bonaparte's in Egypten. — Eroberung Oberegyptens durch Désaix. — Schlacht von Sardinien. — Expedition nach Syrien. — Einnahme des Forts El Arisch und Jaffa's; Schlacht am Berge Tabor. — Schlacht von Saint-Jean-d'Acre. — Rückkehr nach Egypten. — Schlacht von Abukir. — Abreise Bonaparte's nach Frankreich. — Operationen in Europa. — Marsch des Erzherzogs Karl am Rhein und Suwarow's in der Schweiz. — Bewegung Massena's; denkwürdiger Sieg bei Zürich; gefährliche Lage Suwarow's; sein unglücklicher Rückzug. — Frankreich ist gerettet. — Ereignisse in Holland; Niederlage und Capitulation der Anglo-Russen; Räumung Holland's; Ende des Feldzuges von 1799.

Bonaparte hatte sich nach der Schlacht bei den Pyramiden als Herr Egyptens gefunden. Er hatte begonnen, sich daselbst festzusetzen, und seine Generale nach den verschiedenen Provinzen gesandt, um deren Eroberung zu vollenden. Désaix, am Eingange Ober-Egyptens mit einer Division von ungefähr 3000 Mann aufgestellt, war beauftragt, diese Provinz, den Ueberresten von Murad Bey's Armee abzunehmen. Désaix hatte im Vendemiaire und Brumaire des vorhergehenden Jahres

(Oktober 1798) in dem Zeitpunkte, wo die Ueberschwemmung zu Ende ging, seine Expedition begonnen. Der Feind hatte sich vor ihm zurückgezogen und ihn erst bei Sediman erwartet; dort hatte Désaix am 16. Vendemiaire des Jahres VII (7. Oktober 1798) den verzweifelten Ueberresten der Armee Murad Bey's eine blutige Schlacht geliefert. Keines von allen Gefechten der Franzosen in Egypten war so blutig, wie dieses gewesen. Zweitausend Franzosen hatten gegen 4000 Mamelucken und 8000 Fellahs zu kämpfen, die sich in dem Dorfe Sediman verschanzt hatten. Die Schlacht hatte den gleichen Erfolg, wie jene bei den Pyramiden und wie überhaupt alle, die in Egypten geschlagen wurden. Die Fellahs waren hinter den Mauern des Dorfes und die Reiter in der Ebene aufgestellt. Désaix hatte sich in zwei Carrés formirt und auf seine Flügel zwei andere kleine Carrés aufgestellt, um das erste Anprallen der feindlichen Cavallerie zu schwächen. Zum ersten Male wurde unsere Infanterie gebrochen und eines der kleinen Carrés gesprengt. Aber mit einem schnellen und wirklich merkwürdigen Instinkt warfen sich unsere Soldaten auf die Erde nieder, damit die großen Carrés, ohne sie zu treffen, Feuer geben konnten. Die Mamelucken sprengten über ihre Körper, griffen die großen Carré's während mehrerer Stunden mit unglaublichem Muth an, und endeten als Verzweifelte unter unsern Bajonetten. Nach dem Gebrauche setzten sich unsere Carrés augenblicklich in Bewegung, um die Verschanzungen anzugreifen; dieselben wurden genommen. Während dieser Bewegung beschrieben die Mamelucken einen Bogen und fielen über die rückwärts unserer Armee befindlichen Verwundeten her, aber man verjagte sie bald von diesem Blutbade, und unsere wüthenden Soldaten metzelten eine große Anzahl derselben nieder. Nie hatte eine größere Anzahl Todte das Schlachtfeld bedeckt. Die Franzosen

hatten 300 Mann verloren. Désaix setzte seinen Marsch den ganzen Winter hindurch fort und machte sich nach einer Reihenfolge von Kämpfen zum Herrn Ober-Egyptens bis zu den Cataracten. Seine Tapferkeit war ebenso gefürchtet, als seine Gnade gepriesen. Zu Cairo hatte man Bonaparte, Sultan Kebir genannt. Désaix wurde in Ober-Egypten der gerechte Sultan geheißen.

Bonaparte war während dessen nach Belbeys marschirt, um Ibrahim Bey nach Syrien zurückzuwerfen; auf dem Wege hatte er die Trümmer der Caravane von Mecca, die von den Arabern geplündert worden war, aufgenommen. Nach Cairo zurückgekehrt, beschäftigte er sich wie zuvor, mit der Errichtung einer Administration, ganz nach französischem Maaßstabe. Eine durch die Agenten von Murad Bey angezettelte Verschwörung war mit Härte unterdrückt worden, und hatte die Feinde Frankreichs vollends entmuthigt. Der Winter von 1798 bis 1799 verging so in Erwartung der kommenden Ereignisse. Bonaparte empfing in diesem Augenblicke die Nachricht von der Kriegserklärung der Pforte und den Kriegsrüstungen, die sie mit Hilfe der Engländer gegen ihn traf. Sie bildete zwei Armeen, die eine zu Rhodus, die andere in Syrien. Diese beiden Armeen sollten sich gleichzeitig im Frühjahre 1799 in Bewegung setzen, indem die eine bei Abukir, in der Nähe von Alexandrien landete, und die andere die Wüste durchzog, die Egypten von Syrien trennt. Bonaparte begriff im Augenblicke seine Lage und beabsichtigte nach seiner Gewohnheit, den Feind zu verwirren und außer Fassung zu bringen, indem er ihm durch einen plötzlichen Angriff zuvorkam. Er konnte die Wüste, die Egypten von Syrien scheidet, nicht in der schönen Jahreszeit durchschneiden, und er entschloß sich daher, den Winter zu benützen, um die verschiedenen Truppen-Versammlungen zu Acre, Damas und in den

vorzüglichsten Städten zu zerstreuen und zu vernichten. Der berühmte Pascha von Acre, Djezzar, war zum Seraskier der Armee von Syrien ernannt. Abdallah, Pascha von Damaskus, befehligte die Avantgarde und war bis zum Fort El Arisch, welches Egypten von der Seite Syriens öffnet, vorgedrnngen. Bonaparte wollte augenblicklich handeln. Er hatte Einverständnisse unter den Völkern des Libanon. Die Drusen, ein christlicher Stamm, die Mutualis, eine schismatische Mahomedaner-Secte, boten ihm ihren Beistand an und riefen ihn mit ihren sehnlichsten Wünschen herbei. Indem er den Sturm von Jaffa, Acre und einigen andern schlecht befestigten Plätzen beschleunigte, konnte er sich in kurzer Zeit Syrien's bemächtigen, diese schöne Eroberung, der, Egypten's hinzufügen, sich zum Herrn des Euphrat machen, wie er sich zum Herrn des Nil gemacht hatte, und dann im Besitze aller Verbindungen mit Indien sein. Seine glühende Einbildungskraft ging noch weiter, und er entwarf einige jener Plane, deren seine Bewunderer in Europa ihn fähig hielten. Es war nicht unmöglich, daß er durch die Aufwiegelung der Völkerschaften des Libanon 60 bis 80,000 Mann Hülfstruppen gewann, und mit denselben, unterstützt durch 25,000 der tapfersten Soldaten der Welt, konnte er nach Constantinopel marschiren und sich dessen bemächtigen. Ob dieser Riesenplan aber ausführbar war oder nicht, so viel ist gewiß, daß seine Phantasie sich damit beschäftigte, und wenn man bedenkt, was er, vom Glücke begünstigt, vollführt hat, so wagt man nicht, irgend eines seiner Projecte als unsinnig zu betrachten.

Bonaparte setzte sich im Pluviose (1. Tag des Februars) in Marsch, und zwar an der Spitze der Divisionen Kleber, Régnier, Lannes, Bon und Murat, im Ganzen ungefähr 13,000 Mann stark. Die Division Murat bestand nur aus Reiterei. Bonaparte hatte

ein Regiment einer ganz eigenen Waffengattung gebildet, es war das der Dromedarreiter. Zwei Männer mit dem Rücken gegeneinander sitzend, wurden von einem Dromedare getragen, und konnten durch die Schnelligkeit und Ausdauer dieser Thiere 25—30 Stunden Weges machen, ohne anzuhalten. Bonaparte hatte dieses Regiment errichtet, um die Araber, die die Umgegend Egyptens unsicher machten, zu verjagen. Dieses Regiment folgte der Expeditions-Armee. Bonaparte befahl außerdem dem Gegenadmiral Perrée, Alexandrien mit 3 Fregatten zu verlassen und an die Küsten Syriens die Belagerungs-Artillerie und Munition zu bringen. Er kam am 29. Pluviose vor dem Fort El-Arisch an. Nach einem geringen Widerstande ergab sich die 1300 Mann starke Garnison. Man fand in dem Fort beträchtliche Magazine. Ibrahim-Bey, der zu seiner Unterstützung herbeigeeilt war, wurde in die Flucht geschlagen, und sein Lager blieb in der Gewalt der Franzosen, welche eine ungeheuere Beute darin fanden. Die Soldaten hatten während ihres Marsches durch die Wüste viel zu leiden; aber sie sahen ihren General zu ihrer Seite marschiren, mit einer schwachen Gesundheit dieselben Entbehrungen, dieselben Mühen ertragen und sie wagten nicht, sich zu beklagen. Bald kam man zu Gazah an, welches man im Angesichte Djezzar-Pascha's nahm und in demselben, ebenso wie im Fort El-Arisch, viel Kriegsmaterial und Vorräthe fand. Von Gazah richtete die Armee ihren Marsch nach Jaffa, dem ehemaligen Joppe. Sie kam daselbst am 13. Ventose (3. März) an. Dieser Platz war von einer mit Thürmen versehenen Mauer umgeben, und enthielt 4000 Mann Besatzung. Bonaparte ließ Bresche schießen und forderte dann den Commandanten auf sich zu ergeben. Der Commandant ließ statt aller Antwort dem Parlementair den Kopf abschlagen. Der Sturm wurde unternommen, der Platz mit einer außer-

ordentlichen Kühnheit erobert und 30 Stunden lang der Plünderung und allen Gräueln des Krieges preisgegeben. Man fand hier ebenfalls einen beträchtlichen Vorrath an Artillerie und Lebensmitteln aller Gattung. Es blieben noch einige tausend Gefangene, die man nicht nach Egypten schicken konnte, weil man der gewöhnlichen Mittel zur Escortirung entbehrte, und man dieselben auch nicht wieder zum Feinde senden wollte, dessen Reihen sie dann verstärkt haben würden. Bonaparte entschied sich zu einer schrecklichen Maaßregel, die die einzige grausame That seines Lebens bildet. In ein barbarisches Land versetzt, dessen Sitten er unwillkührlich angenommen hatte, ließ er alle Gefangenen, die ihm blieben, über die Klinge springen. Die Armee vollzog mit Gehorsam, aber doch mit einer Art von Entsetzen, die ihr aufgetragene Execution. Unsere Soldaten empfingen während ihres Aufenthaltes zu Jaffa die ersten Keime der Pest.

Bonaparte rückte hierauf gegen Saint-Jean-d'Acre, das ehemalige Ptolemeis, am Fuße des Berges Carmel gelegen, an. Es war dies der einzige Platz, der ihn noch aufhalten konnte. Syrien gehörte ihm, wenn er ihn nehmen konnte. Aber Djezzar hatte sich mit allen seinen Reichthümern und einer starken Besatzung darin eingeschlossen, und rechnete auf die Unterstützung Sidney-Smith's, der in diesen Gewässern kreuzte und ihm Ingenieure, Kanoniere und Munition lieferte. Ueberdies mußte er in kurzer Zeit durch die in Syrien versammelte türkische Armee, die bei Damaskus vorrückte, um über den Jordan zu gehen, unterstützt werden. Bonaparte eilte den Platz anzugreifen, um ihn so wie Jaffa zu nehmen, ehe er durch frische Truppen unterstützt werden und die Engländer Zeit gewinnen könnten, die Befestigungen zu vervollkommnen. Man eröffnete augenblicklich die Laufgräben. Unglücklicherweise war das Belagerungsgeschütz, welches von Alexandrien zur See

kommen sollten, von Sidney-Smith weggenommen worden. Als Belagerungs- und Feldartillerie zusammen, hatte man nur eine 32pfündige Caronade, 4 Zwölfpfünder, 8 Haubitzen und einige 30 Vierpfünder. Man hatte keine Kugeln, aber man verfiel bald auf ein Mittel sich welche zu verschaffen. Man ließ einige Reiter sich am Ufer zeigen; bei diesem Anblick ließ Sidney-Smith alle seine Batterien spielen, und die Soldaten, denen man für jede Kugel 5 Sous gab, rafften dieselben mitten unter der Kanonade unter allgemeinem Gelächter auf.

Die Laufgräben waren am 30. Ventose (20. März) eröffnet worden. Der Genie-General Sanson glaubte bei einer nächtlichen Recognoscirung an den Fuß des Walles gelangt zu sein und erklärte, daß derselbe weder eine Contrescarpe noch Graben hätte. Man glaubte, daß nur eine einfache Bresche zu legen sei, um dann sogleich zum Sturme übergehen zu können. Am 5. Germinal (25. März) schoß man Bresche, stürmte und wurde durch eine Contrescarpe und einen Graben aufgehalten. Da fing man auf der Stelle an, Minen zu legen. Diese Operation geschah mitten unter dem Feuer aller Wälle und dem der schönen Artillerie, die uns Sidney-Smith entführt hatte. Er hatte Djezzar vortreffliche englische Kanoniere und einen ehemaligen Emigrirten, Philipeaux, als Genieoffizier gegeben. Die Mine sprang am 8. Germinal (28. März) und riß nur einen Theil der Contrescarpe mit sich. 25 Grenadiere, geführt von dem jungen Mailly, stürmten; als die Türken diesen tapfern Offizier eine Leiter anlegen sahen, geriethen sie in Schrecken, aber Mailly wurde getödtet. Die Grenadiere wurden dadurch entmuthigt, die Türken kehrten zurück, und die 2 Bataillone, welche folgten, wurden mit einem furchtbaren Feuer empfangen. Ihr Commandant Laugier wurde getödtet und der Sturm mißlang abermals.

Unglücklicherweise hatte der Platz mehrere tausend Mann Verstärkung; eine große Anzahl, auf europäische Weise exercirte Kanoniere und ungeheuere Munitions-Vorräthe erhalten. Es war dies eine schwere Belagerung für 13,000 Mann, die beinahe ohne Artillerie waren. Man mußte eine neue Mine graben, um die ganze Contrescarpe zu sprengen, und zu diesem Zwecke einen neuen Minengang anlegen. Es war der 12. Germinal (1. April). Man hatte schon 10 Tage vor diesem Platze zugebracht, da wurde die Annäherung der großen türkischen Armee angekündigt. Man mußte die Arbeiten und die Belagerung decken, und dies Alles mit der einzigen Exekutionsarmee. Der Oberbefehlshaber befahl ununterbrochen die Minenarbeiten fortzusetzen und datachirte die Division Kleber gegen den Jordan, um der von Damascus vorrückenden Armee den Uebergang über dieselbe streitig zu machen.

Diese Armee mit den Bergvölkern von Naplusa vereinigt, belief sich auf ungefähr 25,000 Mann. Mehr als 12,000 Mann Cavallerie bildeten die Stärke derselben. Sie führte eine ungeheure Bagage mit sich. Abdallah, Pascha von Damaskus, hatte den Befehl über sie. Die Armee überschritt am 15. Germinal (4. April) die über den Jordan führende Brücke von Jakob. Junot stieß mit der Avantgarde Kleber's, höchstens 500 Mann stark, am 19. (8. April) auf der Straße von Nazareth auf die türkische Avantgarde. Weit entfernt, zurückzuweichen, trotzte er kühn dem Feinde, und in ein Carré formirt, bedeckte er das Schlachtfeld mit Todten und eroberte fünf Fahnen. Aber genöthigt, vor der Uebermacht zurückzuweichen, zog er sich auf die Division Kleber zurück, welche ihrerseits sich beeilte, sich mit Junot zu vereinigen. Bonaparte, von der Stärke des Feindes unterrichtet, brach augenblicklich mit der Division Bon auf, um Kleber zu unterstützen und eine bedeutende

Schlacht zu liefern. Djezzar, der in Uebereinstimmung mit der Armee, die zu seiner Entsetzung kam, handeln wollte, machte einen Ausfall; aber mit einem über die Maaßen scharfen Kartätschenfeuer empfangen, verließ er unsere mit seinen Todten bedeckte Werke. Bonaparte setzte sich augenblicklich in Marsch.

Kleber war mit seiner Division in die Ebene am Berge Tabor nicht weit von dem Dorfe Fuli hervorgebrochen. Er hatte beabsichtigt, das türkische Lager in der Nacht zu überfallen, war aber leider zu spät angelangt. Am 27. Germinal (16. April) Morgens fand er die ganze türkische Armee in Schlachtordnung aufgestellt. Fünfzehntausend Mann Infanterie besetzten das Dorf Fuli, und mehr als Zwölftausend Reiter breiteten sich in der Ebene aus. Kleber hatte kaum dreißigtausend Mann Infanterie in Carré aufgestellt. Die ganze Reiterei setzte sich in Bewegung und stürzte sich auf unsere Carrés. Nie hatten die Franzosen eine solche Masse Reiterei zum Angriffe ansprengen gesehen. Sie behielten ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit bei und indem sie dieselben auf Schußweite mit einem furchtbaren Feuer empfingen, streckten sie mit jeder Ladung eine beträchtliche Anzahl nieder. Bald hatten sie um sich herum einen Wall von Menschen und Pferden gebildet und unter dem Schutze desselben widerstanden sie durch mehr als sechs Stunden in einer Folge der ganzen Wuth ihrer Feinde. In diesem Augenblicke debouchirte Bonaparte mit der Division Bon von dem Berge Tabor. Er sah die Ebene mit Feuer und Rauch bedeckt und die tapfere Division Kleber hinter einem Leichenwalle dem Feinde Widerstand leisten. Augenblicklich theilte er die herbeigeführte Division in zwei Carrés; dieselben rückten in solcher Weise vor, daß sie mit der Division Kleber ein gleichseitiges Dreieck bildeten, und so den Feind in ihre Mitte brachten. Sie rückten in tiefem Stillschweigen und ohne ein

Zeichen ihrer Annäherung zu geben, bis auf eine gewisse Entfernung vor. Dann ließ Bonaparte eine Kanone abfeuern und zeigte sich plötzlich auf dem Schlachtfelde. Ein furchtbares Feuer wurde augenblicklich von den drei Winkeln des Dreieckes eröffnet, so, daß die Mameluken in größter Verwirrung nach allen Richtungen entflohen. Die Division Kleber, bei diesem Anblicke ihren Eifer verdoppelnd, warf sich auf das Dorf Fuli, nahm es mit dem Bajonette und richtete unter dem Feinde ein furchtbares Blutbad an. In einem Augenblicke zerstreute sich diese ganze Menge und die Ebene war nunmehr mit Todten bedeckt. Das türkische Lager, die drei Schweife des Pascha's, vierhundert Kameele und eine ungeheure Beute wurden der Raub der Franzosen. Bonaparte ließ alle Dörfer der Naplusiner niederbrennen. Murat, der an den Ufern des Jordan aufgestellt war, tödtete eine große Anzahl Flüchtlinge. Sechstausend Franzosen hatten diese Armee vernichtet, von der die Einwohner sagten, daß sie unzählig, wie die Sterne am Himmel und der Sand des Meeres sei.

Während dieser Zeit hatte man nicht aufgehört, um Saint-Jean-d'Acre Minen und Gegenminen zu legen. Man stritt sich um einen Boden, der schon ganz durch die Belagerungskunst aufgewühlt war. Man stand jetzt seit sechs Wochen vor der Festung, man hatte viele Stürme unternommen, viele Ausfälle zurückgeschlagen, dem Feinde viele Leute getödtet, aber ungeachtet dieser forwährenden Vortheile erlitt man unersetzliche Verluste an Zeit und Menschen. Am 18. Floreal (7. Mai) kam eine Verstärkung von 10,000 Mann im Hafen von Acre an. Bonaparte berechnend, daß sie vor sechs Stunden nicht ausgeschifft sein könnten, ließ auf der Stelle einen Vierundzwanzigpfünder gegen die Vorderseite einer Mauer richten, die rechts von dem Punkte gelegen war, gegen den man schon so lange gewaltige Anstrengungen richtete.

Bei Anbruch der Nacht ersteigt man die Bresche, erobert die Werke des Feindes, besetzt sie, vernagelt die Geschütze, haut Alles nieder, kurz man ist Meister des Platzes, als die gelandeten Truppen in Schlachtordnung vorrücken, und eine drohende Masse darbieten.

Rambaut, der die Grenadiere, die zuerst gestürmt hatten, commandirte, wurde getödtet. Lannes verwundet. In demselben Augenblicke macht der Feind einen Ausfall, nimmt die Bresche von rückwärts, und schneidet so den Tapfern, die in den Platz eingedrungen waren, den Rückzug ab. Einigen gelang es, wieder herauszukommen, Andere jedoch faßten den verzweifelten Entschluß, flüchteten sich in eine Moschee, verrammeln sich darin, verschießen ihre letzte Munition, und sind bereit, ihr Leben theuer zu verkaufen, als Sidney-Smith von so viel Tapferkeit gerührt, ihnen eine Capitulation zu bewilligt. Während dieser Zeit war es den Belagerungstruppen, die abermals gegen den Feind vorrückten, gelungen, denselben in den Platz zurückzuwerfen, und ihm nach einem furchtbaren Blutbade 800 Gefangene abzunehmen. Bonaparte, bis zur Wuth hartnäckig, gewährte seinen Truppen zwei Tage Ruhe, und befahl am 21. Floreal (10. Mai) einen neuen Sturm, der abermals mißlang. Man stürmt mit derselben Tapferkeit, man ersteigt die Bresche, aber man kann nicht über sie hinaus hervorrücken. Es war eine ganze Armee zur Vertheidigung des Platzes und aller Gassen aufgestellt. Man mußte auf alle weitere Verfolgung Verzicht leisten.

Es waren nun zwei Monate, daß man sich vor Acre befand, man hatte unersetzliche Verluste erlitten, und es wäre unklug gewesen, sich der Möglichkeit, noch größere zu erleiden, auszusetzen. Die Pest war in dieser Stadt, und die Armee hatten deren Keim schon zu Jaffa aufgenommen. Es nahte die Jahreszeit für die Landungen, und man kündigte die nahe Landung einer türkischen Armee, in

der Nähe der Nilmündungen an. Wenn Bonaparte noch weiter hartnäckig bei seinem Willen beharrte, so konnte er sich so schwächen, daß er die nahen Feinde nicht mehr zurückzuschlagen vermochte. Im Grunde waren unsere Plane erreicht, denn die in Syrien gebildeten Truppen waren zersprengt und der Feind auf dieser Seite in die völlige Unmöglichkeit weiterer Unternehmungen gesetzt. Was den glänzenden Theil dieser Plane selbst, die Hoffnungen auf weitere, umfassende Eroberungen im Orient anbelangt, da mußte man darauf Verzicht leisten. Er entschied sich endlich die Belagerung aufzuheben. Aber sein Mißmuth hierüber war so groß, daß ungeachtet seines unerhörten Glückes, er immer, wenn er von Sidney-Smith sprach, sagte, dieser Mensch stand meinem Glücke im Wege. Die Drusen, die während der ganzen Belagerung die Armee unterhalten hatten, sowie alle der Pforte feindlichen Völkerschaften, vernahmen seinen Rückzug mit Verzweiflung.

Er hatte die Belagerung am 30. Ventose (20. März) begonnen und den 1. Prairial (20. Mai) aufgehoben; er hatte zwei Monate daselbst zugebracht. Bevor er Saint-Jean-d'Acre verließ, wollte er noch eine schreckliche Spur seiner Gegenwart zurücklassen; er beschoß die Stadt aus allen seinen Geschützen und verwandelte sie in einen Schutthaufen; dann schlug er wieder den Weg nach der Wüste ein. Er hatte durch das Feuer, Mühseligkeiten, und Krankheiten beinahe ein Drittel seiner Executionsarmee verloren, d. i. ungefähr 4000 Mann. Er führte 1200 Verwundete mit sich. Während seines Marsches verwüstete er das ganze Land, und prägte überall einen furchtbaren Schrecken ein. Zu Jaffa angekommen, ließ er die Festungswerke in die Luft sprengen; es war daselbst ein Feldlazareth für die Pestkranken. Sie mitzunehmen, war unmöglich, und wenn man sie nicht mitnahm, so ließ man sie einem unvermeidlichen Tode aus-

gesetzt, da sie entweder durch Krankheit, Hunger oder die Grausamkeit des Feindes zu Grunde gehen mußten. Deßhalb sagte Bonaparte zu dem Arzte Desgenettes, daß weit mehr Menschlichkeit darin läge, ihnen Opium zu geben, als ihnen das Leben zu lassen, worauf dieser Arzt jene so berühmte Antwort gab: „Meine Pflicht ist sie zu heilen und nicht zu tödten.“ Man gab ihnen kein Opium, aber diese Thatsache diente dazu, eine unwürdige, aber jetzt zerstörte Verläumdung zu verbreiten. Bonaparte kehrte endlich nach einer Expedition von beinahe drei Monaten nach Egypten zurück, und es war hohe Zeit, daß er daselbst ankam.

Im ganzen Orte hatte sich schon der Geist des Aufruhrs verbreitet. Ein Betrüger, der sich El-Mohdy, der Engel, nennen ließ, sich für unverwundbar ausgab, und behauptete, er könne die Franzosen verjagen, indem er Staub in die Höhe werfe, hatte einige tausend Aufrührer um sich versammelt. Die Agenten der Mamelucken leisteten ihm allen möglichen Beistand und er hatte sich bereits Damanhur's bemächtigt und dessen Garnison niedergemetzelt. Bonaparte sandte eine Abtheilung gegen ihn aus, die die Aufrührer zerstreute und den unverwundbaren Engel tödtete. Diese Unruhen hatten sich den verschiedenen Provinzen des Deltas mitgetheilt. Bonaparte's Anwesenheit führte überall die Ruhe und Unterwerfung zurück. Er ordnete zu Cairo prächtige Feste an, um seine Triumphe in Syrien zu feiern. Er gestand den fehlgeschlagenen Theil seiner Pläne nicht ein, aber rühmte mit vollem Rechte, die in Syrien gelieferten zahlreichen Gefechte, die ausgezeichnete Schlacht am Berge Tabor, und die gegen Djezzar vollführte, furchtbare Rache. Er verbreitete neue Proklamationen unter den Einwohnern, in welchen er ihnen sagte, er kenne selbst das Geheimniß ihrer Gedanken und wisse ihre Plane in demselben Augenblicke, in dem sie selbe faßten. Sie maaßen den selt-

samen Worten des Sultans Kebir Glauben bei, und glaubten ihn bei allen ihren Gedanken gegenwärtig. Bonaparte hatte nicht nur die Einwohner im Zaume zu halten, sondern auch seine Generale und die Armee selbst. Ein dumpfes Mißvergnügen herrschte in ihr. Dieses Mißvergnügen entsprang weder aus den Mühseligkeiten noch aus den Gefahren und noch weniger aus Entbehrungen, denn die Armee litt an nichts Mangel, wohl aber aus Liebe zur Heimat, die jedem Franzosen angeboren ist und ihn überall begleitet. Man war ungefähr ein Jahr in Egypten und seit 6 Monden hatte man keine Nachricht aus Frankreich erhalten. Kein Schiff hatte nach Egypten gelangen können und eine düstere Trauer verzehrte alle Herzen. Jeden Tag verlangten Offiziere und Generale ihren Abschied, um nach Europa zurückzukehren. Bonaparte ertheilte deren nur wenig oder fügte denselben Worte hinzu, die man eben so wie die Ehrlosigkeit fürchtete. Berthier selbst, sein treuer Berthier, von einer alten Leidenschaft verzehrt, verlangte Italien wieder zu sehen. Er schämte sich zum zweiten Male seiner Schwachheit und entsagte dem Gedanken an die Rückkehr. Eines Tages hatte die Armee das Projekt entworfen, ihre Fahnen von Cairo zu entführen und nach Alexandria einzuschiffen. Aber sie hatte nur den Gedanken daran und wagte es nie, ihrem General zu trotzen. Die Generale Bonaparte's, die alle das Beispiel der Unzufriedenheit gaben, schwiegen, sobald sie sich in seiner Gegenwart befanden, und beugten sich unter seinem Einflusse. Er hatte mehr als einen Streit mit Kleber gehabt. Die üble Laune desselben hatte nicht so sehr Entmuthigung, als seine angewohnte Unlenksamkeit zum Ursprunge. Sie hatten sich immer wieder versöhnt, denn Bonaparte liebte die große Seele Kleber's und Kleber wurde durch das Genie Bonaparte's verführt.

Man war im Prairial. Die Unwissenheit über die

Ereignisse in Europa und die Unfälle Frankreichs war noch immer dieselben. Man wußte nur, daß der ganze Continent in neuer Verwirrung und ein abermaliger Krieg unvermeidlich sei. Bonaparte erwartete ungeduldig nähere Nachrichten, um sich endlich entscheiden und im Falle der Nothwendigkeit, auf den ersten Schauplatz seines Ruhmes zurückkehren zu können. Aber zuvor wollte er noch die zweite zu Rhodus versammelte türkische Armee vernichten, deren nahe Ankunft bereits angekündigt war.

Diese auf zahlreichen Transportschiffen untergebrachte und von der Seedivision Sidney Smiths eskortirte Armee, erschien am 23. Messidor (12. Juli) im Angesichte Alexandriens und legte sich vor Abukir, auf derselben Rhede, auf der unsere Flotte vernichtet worden war, vor Anker. Der von den Engländern gewählte Landungspunkt war die Halbinsel, welche die Rhede schließt und von ihr den gleichen Namen führt. Diese schmale Halbinsel läuft zwischen dem Meere und dem See Madieh vor und endigt mit einem Fort. Bonaparte hatte Marmont, dem Befehlshaber von Alexandrien, befohlen, die Vertheidigungswerke dieses Forts in den möglichst vollkommenen Stand zu setzen und das, dasselbe umgebende Dorf Abukir zu zerstören. Aber statt dieses Dorf zu zerstören, hatte man es erhalten, um Soldaten einzuquartiren und es wurde mit einer einfachen Redoute umgeben, um es von der Landseite zu schützen. Da diese Redoute jedoch nicht bis an die beiden Meeresufer ging, so bot sie kein geschlossenes Werk dar, und stellte dadurch das Schicksal des Forts, dem einer gewöhnlichen Feldverschanzung gleich. Die Türken landeten in der That mit vieler Kühnheit, nahmen die Redoute mit dem Säbel in der Faust, bemächtigten sich des Dorfes Abukir und metzelten dessen Besatzung nieder. Da das Dorf genommen war, so konnte sich das Fort wohl nicht mehr halten und war genöthigt, sich zu ergeben. Marmont war an der

Spitze von 1200 Mann von Alexandrien aufgebrochen, um den Truppen von Abukir zur Unterstützung zu eilen. Da er aber benachrichtigt wurde, daß die Türken in großer Anzahl gelandet waren, so wagte er nicht den Versuch, sie durch einen kühnen Angriff ins Meer zu werfen. Er kehrte nach Alexandrien zurück, und ließ sie sich ruhig auf der Halbinsel Abukir festsetzen. Die Türken zählten ungefähr 18,000 Mann Fußvolk. Es waren dies nicht erbärmliche Fellah's, wie die, die das Fußvolk der Mameluken bildeten, sondern tapfere Janitscharen, die eine Flinte ohne Bajonett trugen, dieselbe nach gegebenem Feuer mittelst ihres Gewehrriemens auf den Rücken warfen und die Pistole und den Säbel in der Hand sich unerschrocken auf den Feind warfen. Sie hatten eine zahlreiche und gutbediente Artillerie, und wurden von englischen Offizieren geleitet. Sie hatten keine Reiterei, da sie kaum 300 Pferde mit sich geführt hatten, aber sie erwarteten die Ankunft Murad-Bey's, der Oberegypten verlassen, längs der Küste hinziehen, und sich mit zwei bis dreitausend Mameluken nach Abukir werfen sollte.

Als Bonaparte die näheren Details dieser Ausschiffung erfuhr, verließ er augenblicklich Cairo, und führte von Cairo nach Alexandrien einen jener Märsche aus, von denen er in Italien schon so oft das Beispiel gegeben hatte. Er führte die Divisionen Lannes, Bon und Murat mit sich. Er hatte Désaix befohlen, Ober-Egypten zu räumen und Kleber und Regnier, die sich im Delta befanden, angewiesen, sich Abukir zu nähern. Er hatte Birket, einen Zwischenpunkt zwischen Alexandrien und Abukir gewählt, um daselbst seine Kräfte zu concentriren und dann nach Maaßgabe der Umstände zu operiren. Er fürchtete, daß mit der türkischen auch eine englische Armee gelandet sei.

Murad Bey hatte versucht, dem mit Mustapha Pascha verabredeten Plane gemäß, nach Unteregypten zu

kommen, war aber auf Murat getroffen, von demselben geschlagen worden, und dadurch gezwungen, wieder die Wüste zu gewinnen. Es blieb daher nur noch die türkische Armee zu bekämpfen, die zwar keine Reiterei hatte, aber hinter einem wohlverschanzten Lager gelagert, und bereit war, mit ihrer gewöhnlichen äußersten Hartnäckigkeit jedem Angriff zu widerstehen. Nachdem Bonaparte ein Blick auf Alexandrien und die daselbst vom Oberst Cretin, trefflich ausgeführten Befestigungen geworfen und den General Marmont streng getadelt hatte, weil er nicht gewagt, die Türken im Augenblicke ihrer Landung anzugreifen, verließ er Alexandrien am 6. Thermidor (23. Juli).

Am folgenden Tage stand er am Eingang der Halb-Insel. Sein Plan war, zuerst die türkische Armee durch Verschanzungen einzuschließen und mit dem Angriff auf dieselbe so lange zu zögern, bis alle seine Divisionen angekommen sein würden, da er nur die Divisionen von Lannes, Bon und Murat (ungefähr 6000 Mann stark) zur Hand hatte. Aber als er die Anstalten der Türken sah, änderte er seinen Entschluß und beschloß sie auf der Stelle anzugreifen, da er hoffte, sie in das Dorf Abukir einzuschließen und sie daselbst mit Haubitzen und Bomben beschießen zu können.

Die Türken hielten die sehr schmale Halbinsel besetzt und wurden durch zwei Linien Verschanzungen gedeckt. Ungefähr eine halbe Stunde vor dem Dorfe Abukir, in dem ihr Lager stand, hielten sie zwei Sandhügel besetzt, von denen der eine sich an das Meer, der andere an den See von Madieh lehnte, und die auf diese Weise ihren linken und rechten Flügel bildeten. Im Centrum dieser beiden Sandhügel war ein Dorf, welches sie jedenfalls besetzt hatten. Auf ihrem rechten Flügel standen 1000, auf ihrem linken 2000 und in dem Dorf 3 bis 4000 Mann. Dies war ihre rechte Linie. Die zweite

Linie bildete das Dorf Abukir selbst. Sie bestand aus der durch die Franzosen erbauten Redoute, welche durch zwei Laufgräben mit dem Meere verbunden wurde. Hier hatten sie ihr Lager und ihre Hauptmacht aufgestellt.

Bonaparte traf mit seiner gewöhnlichen Schnelle und Sicherheit alle seine Anstalten. Er befahl dem General Destaing mit einigen Bataillonen gegen den Hügel zur Linken, bei dem die 1000 Türken standen, zu marschiren, und Lannes ließ er auf die Höhe zur Rechten vorrücken, wo die 2000 standen; Murat, der das Centrum befehligte, erhielt den Auftrag, mit der Reiterei die beiden Sandhügel im Rücken anzugreifen. Diese Maaßregeln werden mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Destaing marschirte gegen den Sandhügel zur Linken und ersteigt ihn, während Murat denselben durch eine Escadron umgehen läßt. Bei diesem Anblicke verlassen die Türken ihren Posten, begegnen der Reiterei, die sie niedersäbelt und in das Meer wirft, in welches sie sich lieber hineinstürzen, als daß sie sich ergeben. Auf dem rechten Flügel wird dieselbe Bewegung ausgeführt. Lannes greift die 2000 Mamelucken an, Murat umgeht sie, und sie werden gleichfalls niedergesäbelt und in das Meer geworfen. Destaing und Lannes rückten hierauf gegen das Dorf vor, und greifen dasselbe in der Front an. Die Türken vertheidigen sich hier tapfer, da sie auf eine Unterstützung durch die zweite Linie rechneten. Ein Abtheilung brach in der That aus dem Lager von Abukir auf, aber Murat, der das Dorf bereits umgangen hatte, stürzt sich auf dieselbe und säbelt sie theils nieder, theils jagt er sie nach Abukir zurück. Die Infanterie Destaing's und Lannes rückt im Sturmschritt durch das Dorf und vertreibt die Türken daraus, die nach allen Richtungen hingeworfen werden und die Ergebung hartnäckig verweigernd, keine andere Zuflucht haben als das Meer, in dem sie ertranken.

Schon waren an 5000 auf diese Weise umgekommen, und die erste Linie erobert. Der Zweck Bonaparte's war demnach erreicht und er konnte, indem er die Türken in Abukir einschloß, dieselben bombardiren und ruhig die Ankunft Klebers und Regniers erwarten. Aber er will seinen Erfolg benützen und den Sieg augenblicklich vollenden. Nachdem er seine Truppen hatte Athem schöpfen lassen, marschirt er gegen die zweite Linie. Die Division Lanusse, welche in Reserve gestanden hatte, unterstützt Lannes und Destaing. Die Abukir bedeckende Redoute war äußerst schwierig zu nehmen; sie hatte eine Besatzung von 9—10,000 Türken. Auf der rechten Seite war sie durch einen Laufgraben mit dem Meere verbunden; auf der linken ward sie durch einen andern Laufgraben verlängert, ohne jedoch den See von Madieh ganz zu erreichen. Der offene Raum war vom Feinde besetzt und von zahlreichen Kanonierbooten bestrichen. Bonaparte gewöhnt, seine Soldaten gegen die furchtbarsten Hindernisse zu führen, rückt mit ihnen gegen die feindliche Stellung vor. Seine Infanterie-Divisionen marschiren gegen die Front und den rechten Flügel der Redoute. Die in einem Palmengehölze verborgene Reiterei sollte sie auf der linken Seite angreifen und unter dem Feuer der Batterien, den zwischen der Redoute und dem See Madieh offen gelassenen Raum, durchdringen. Der Angriff erfolgt; Lannes und Destaing führen ihre brave Infanterie vorwärts, die 32. Halbbrigade marschirt, das Gewehr im Arm, gegen die Verschanzungen, und die 18. umgeht auf dem rechten Flügel. Der Feind rückt, ohne ihre Ankunft abzuwarten, ihnen entgegen und es trifft sich Mann gegen Mann. Die türkischen Soldaten feuern ihre Gewehre und ihre beiden Pistolen ab und lassen dann ihre Säbel blitzen. Sie wollen die Bajonnette mit ihren Händen ergreifen, empfangen aber deren tödtlichen Stoß, ehe sie dieselben

berühren können. So tödtete man sich auf den Verschanzungen. Schon ist die 18. Halbbrigade im Begriff, in die Redoute zu dringen, als ein fürchterliches Artilleriefeuer sie an den Fuß der Werke zurückwirft. Der tapfere Leturcq wurde glorreich getödtet, als er sich, der Letzte, zurückziehen wollte; Fugières verlor einen Arm. Murat war mit seiner Reiterei vorgerückt, um den zwischen der Redoute und den See Madieh liegenden Raum zu überschreiten. Er hatte sich bereits mehrmals auf den Feind geworfen und denselben zurückgedrängt, war aber zwischen das Feuer der Redoute und der Kanonierboote gerathen und genöthigt worden, sich zurückzuziehen. Einige seiner Reiter waren selbst bis jenseits der Gräben der Redoute vorgedrungen, aber die Anstrengung so vieler Tapferen schien fruchtlos bleiben zu wollen. Bonaparte betrachtete dieses Blutbad, den günstigen Augenblick abwartend, um den Angriff zu erneuern. Zum Glücke verlassen die Türken die Verschanzungen, um nach ihrer Gewohnheit den Todten die Köpfe abzuschneiden. Bonaparte benützt diesen Augenblick und wirft 2 Bataillone, eines von der 22., das andere von der 69. Brigade, vorwärts; dieselben marschiren gegen die Verschanzung und bemächtigen sich derselben. Auf dem rechten Flügel benützt die 10. Brigade ebenfalls die Gelegenheit und dringt in die Redoute. Murat seinerseits ordnet gleichfalls einen neuen Angriff an. Eine seiner Schwadronen dringt durch den so gefährlichen Raum zwischen der Redoute und dem See, und erreicht das Dorf Abukir. Da fliehen die Türken im tödtlichen Schrecken nach allen Seiten, und man richtet ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. Murat, an der Seite seiner Reiterei, dringt in das Lager Mustapha Pascha's. Dieser ergreift voll Verzweiflung eine Pistole und schießt sie auf Murat ab, welchen er leicht verwundet. Murat haut ihm mit einem Säbelhiebe 2 Finger ab und schickt ihn

gefangen, zu **Bonaparte**. Die Türken, welche weder getödtet, noch ertrunken, ziehen sich in das Fort von Abukir zurück.

Mehr als 12,000 Leichen schwammen auf diesem Meere umher, demselben Meere, welches unlängst noch mit den Körpern unserer Seeleute bedeckt gewesen war; 2—3000 waren durch Feuer und Eisen umgekommen. Den andern im Fort Eingeschlossenen blieb keine Hoffnung mehr, als die Gnade des Siegers. Dieses ist die außerordentliche Schlacht, wo vielleicht zum ersten Male in der Kriegsgeschichte eine feindliche Armee ganz aufgerieben wurde. Bei dieser Gelegenheit war es, wo **Kleber**, der erst gegen Abend ankam, **Bonaparte** mitten um den Leib ergriff und ausrief: „**General, Sie sind groß wie die Welt!**"

So war Egypten theils durch die Expedition gegen Syrien, theils durch die Schlacht von Abukir wenigstens für den Augenblick von der türkischen Macht befreit, und die Lage der französischen Armee konnte als ziemlich beruhigend betrachtet werden. Nach allen den Verlusten, die sie erlitten hatten, blieben ungefähr nur noch 25,000 Mann, aber die tapfersten und am besten commandirten von der Welt. Jeder Tag mußte ibre Sympathie mit den Einwohnern vergrößern, und die Niederlassung mehr befestigen. **Bonaparte** war seit einem Jahre hier; im Sommer vor der Ueberschwemmung angekommen, hatte er die Augenblicke benützt, um sich Alexandriens zu bemächtigen, welches letztere Resultat er durch die Schlacht bei den Pyramiden erlangt hatte. Nach der Ueberschwemmung und im Herbste hatte er die Eroberung des Delta vollendet, und dem General **Desaix** die Eroberung Ober-Egyptens anvertraut. Im Winter hatte er die Expedition nach Syrien unternommen und die türkische Armee Djezzao's am Berge Tabor zertrümmert. Im Sommer

hatte er nun die zweite Armee der Pforte bei Abukir vernichtet. Die Zeit war daher so gut als möglich benützt worden, und während der Sieg in Europa die französischen Fahnen verließ, war er ihnen in Afrika und Asien treu geblieben. Die drei Farben flatterten triumphirend am Nil und am Jordan, an denselben Orten, von wo die Religion Christi ausgegangen.

Bonaparte war noch immer in Unkenntniß dessen, was in Frankreich vorging, und da keine der Depeschen des Direktoriums und seiner Brüder zu ihm gelangte, so war er von Unruhe verzehrt. Um einige Nachrichten zu erlangen, ließ er mehrere Briggs mit dem Befehle kreuzen, die Handelsschiffe anzuhalten und sich durch sie von den Ereignissen in Europa zu unterrichten. Er sandte ferner zu der türkischen Flotte einen Parlamentär, der unter dem Vorwand, eine Auswechslung von Gefangenen zu betreiben, einige Nachrichten zu erlangen suchen sollte. Sidney Smith hielt diesen Parlamentär auf, empfing ihn sehr gut, und da er ersah, daß Bonaparte von den Unglücksfällen in Frankreich in gänzlicher Unkenntniß sei, machte er sich das boshafte Vergnügen, ihm ein Paket aller möglichen Zeitungen zu übersenden. Der Parlamentär kam zurück und übergab das Paket an Bonaparte. Dieser brachte eine ganze Nacht damit zu, diese Blätter zu verschlingen und sich von allen Vorgängen in seinem Vaterlande zu unterrichten. Sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt; er beschloß sich heimlich nach Europa einzuschiffen, und die Ueberfahrt auf die Gefahr hin zu versuchen, unterwegs von den englischen Flotten aufgefangen zu werden. Er ließ den Gegenadmiral Ganthaume kommen, und befahl ihm die Fregatten Le Muiron und La Carrère segelfertig zu machen. Er theilte Niemanden sein Vorhaben mit, eilte nach Cairo, um alle seine Anstalten zu treffen, entwarf eine umfassende Instruktion für Kleber, dem er das

Commando der Armee übertragen wollte, und kehrte augenblicklich wieder nach Alexandrien zurück.

Am 5. Fructidor (22. August) begab er sich mit Berthier, Lannes, Murat, Andreossy, Marmont, Berthollet und Monge, von einigen seiner Guiden begleitet, nach einem entfernten Punkte der Küste. Hier waren mehrere Boote bereit; sie schifften sich ein und bestiegen die beiden Fregatten Le Muiron und La Carrère. Die beiden Schebecken La Revanche und La Fortune folgten denselben. Man ging sogleich unter Segel, um bei Tagesanbruch den englischen Kreuzern außer Gesicht zu sein. Unglücklicherweise trat eine Windstille ein, man fürchtete, überfallen zu werden und wollte nach Alexandrien zurückkehren. Bonaparte wollte es nicht. — „Seid ruhig," sagte er, „wir kommen durch." Er zählte, wie Cäsar, auf sein Glück.

Es war keine feige Desertion, wie man es oft geschildert hat, denn er hinterließ eine siegreiche Armee, um allen Gefahren zu trotzen, und darunter wohl der fürchterlichsten, jener, zu London Fesseln zu tragen. Es war dies eine jener Kühnheiten, durch welche der große Ehrgeiz das Schicksal versucht und welchem er dann jenes ungeheure Selbstvertrauen verdankt, das ihn bald zum Glücke, bald zum Mißgeschicke führt.

Während dieses große Geschick dem Zufall der Winde oder einem Zusammentreffen mit dem Feinde ausgesetzt war, kehrte in Europa der Sieg zu unsern Fahnen zurück, und die Republik erhob sich durch ihre erhabene Anstrengung über die Gefahren, welchen wir sie so eben ausgesetzt sahen. Massena befand sich noch immer auf der Linie der Limmat, und verzögerte den Augenblick, die Offensive zu ergreifen. Die Armee von Italien hatte sich nach der verlorenen Schlacht von Novi in den Apenninen zerstreut. Glücklicherweise benutzte Suwarow den Sieg von Novi nicht besser, als jenen an der Trebbia,

und verlor in Piemont eine Zeit, welche Frankreich mit eifrigen Rüstungen zugebracht hatte. In diesem Augenblick ersann der Hofkriegsrath, in seinen Planen eben so unbeständig, als es das Direktorium gewesen war, einen neuen Plan, der nicht ermangeln konnte, die Gestalt der Dinge zu verändern. Er war auf die Autorität eifersüchtig, welche Suwarow in Italien hatte ausüben wollen, und hatte nur mit Mißvergnügen gesehen, daß dieser General an den König von Sardinien geschrieben hatte, um ihn zur Rückkehr in seine Staaten aufzufordern. Oesterreich hatte Absichten auf Piemont und es lag ihm daran, den alten Marschall davon zu entfernen. Ueberdies herrschte nur wenig Uebereinstimmung zwischen den Russen und den Oesterreichern, und diese vereinigten Gründe waren es, die den Hofkriegsrath bestimmten, die Vertheilung der Truppen auf der Operationslinie gänzlich zu verändern. Die Russen waren mit den Oesterreichern auf den beiden Kriegsschauplätzen vermengt. Korsakoff operirte in der Schweiz mit dem Erzherzog Carl, und Suwarow mit Melas in Italien. Der Hofkriegsrath beschloß, den Erzherzog Carl nach dem Rhein und Suwarow nach der Schweiz zu versetzen. Auf diese Weise agirten beide russische Armeen in der Schweiz. Die Oesterreicher sollten allein am Rhein und allein in Italien operiren, in welch' letzterem Lande sie bald durch eine neue Armee verstärkt werden sollten, die bestimmt war, die, durch Suwarow's Abgang entstandene Lücke zu ersetzen. Der Hofkriegsrath gab als Grund dieser Veränderung an, daß man die Truppen jeder Nation vereint kämpfen lassen müsse, daß die Russen in der Schweiz eine Temperatur fänden, die mehr ihrem Klima angemessen wäre, und daß die Bewegung des Erzherzogs Carl gegen den Rhein, die Expedition in Holland unterstütze. England konnte nicht ermangeln, diesen Plan zu billigen, denn es hoffte von der Gegenwart

des Erzherzogs Carl am Rhein für die Expedition, und war keineswegs mißvergnügt, daß die Russen, welche schon in Corfu eingezogen waren und den Plan hatten, sich Malta's zu bemächtigen, von Genua entfernt würden.

Diese in Gegenwart Massena's ausgeführte Veränderung war äußerst gefährlich und versetzte überdieß die Russen auf einen Kriegsschauplatz, der ihnen keineswegs zusagte.

Diese Soldaten, gewöhnt auf der Ebene und mit dem Bajonnet anzugreifen, verstanden nicht zu schießen; und was in den Gebirgen besonders erfordert wird, sind geschickte Plänkler. Der Hofkriegsrath, der, dem Geist der Kabinette treu, die politischen Gründe den militärischen vorzog, hatte seinen Generalen verboten, einen einzigen Einwurf zu machen, und die strengste Vollziehung dieses Planes für Ende August (Mitte Fructidor's) anbefohlen.

Der Kriegsschauplatz, so wie die Vertheilung der Armeen auf demselben, sind bereits beschrieben worden. Die von den großen Alpen auslaufenden Gewässer, die das Land bald als Ströme durchziehen, bald große Seen bilden, bieten verschiedene, in einander begriffene Linien dar, die zur Rechten bei einer großen Bergkette beginnen, und zur Linken in dem großen Flusse, der Deutschland von Frankreich scheidet, enden. Die beiden hauptsächlichsten Linien waren die der Limmat und des Rheins. Massena, genöthigt, die Rheinlinie zu verlassen, hatte sich auf die Linie der Limmat zurückgezogen. Er war selbst gezwungen worden, sich noch hinter diese Linie zurückzuziehen, und an die Albiskette anzulehnen. Die Linie der Limmat trennte übrigens nichtsdestoweniger die beiden Armeen. Diese Linie ward durch die Lint gebildet, welche in der Nähe der großen Alpen im Canton Glarus entspringt, und sich in den Zürcher See ergießt;

ferner aus dem See von Zürich, und aus der Limmat, die aus diesem See mündet, und sich bei Bruck in die Aar ergießt. Der Erzherzog Karl stand hinter der Limmat vom Bruck bis Zürich. Korsakoff stand hinter dem Züricher See, in Erwartung, daß man ihm seine Stellung anweise. Hotze hielt die Lint besetzt.

Nach dem Plane, über den man übereingekommen war, sollte der nach dem Rhein bestimmte Erzherzog, hinter der Limmat durch Korsakoff ersetzt werden. Hotze sollte mit dem Oesterreichischen Corps von Vorarlberg an der Lint stehen bleiben, um dem aus Italien kommenden Suwarow die Hand zu bieten. Die Frage war jetzt nur, zu wissen, welchen Weg man Suwarow nehmen lassen sollte. Er mußte die Gebirge überschreiten und konnte eine oder die andere der Linien, die die Schweiz durchschneiden, verfolgen. Wenn er es vorzog, durch das Rheinthal vorzudringen, so konnte er den Splügen überschreiten, über Chur an den Oberrhein gelangen und daselbst seine Vereinigung mit Hotze bewerkstelligen. Man hatte berechnet, daß er ungefähr gegen den 25sten September (Vendemiaire des Jahres VIII) angelangt sein könnte. Diese Bewegung hatte den Vortheil, fern von den Franzosen, außerhalb ihres Bereichs vollzogen zu werden, und so keinem widerwärtigen Zufalle ausgesetzt zu sein. Suwarow konnte aber eben so leicht eine andere Linie wählen, und anstatt die Rheinlinie zu verfolgen, über den St. Gotthard in das Reußthal vordringen, und über Schwyz, hinter der, durch die Franzosen besetzten Linie der Lint, debouchiren. Dieser Marsch hatte den Vortheil, ihn in den Rücken der feindlichen Linien zu bringen, aber man mußte den St. Gotthard übersetzen, der durch Lecourbe besetzt war; man mußte eine Bewegung Hotze's an der Linie der Lint vorbereiten, damit dieser der vom St. Gotthard kommenden Armee die Hand biete; es war ferner noch zur Unterstützung

dieser Bewegung ein Angriff auf die Limmat nothwendig, mit einem Worte, es war eine allgemeine Operation auf der ganzen Linie erforderlich und ein Zusammenwirken, eine Uebereinstimmung, die nur schwer zu erhalten ist, wenn man auf so große Distanzen und mit so zahlreichen Truppen, operirt. Dieser Plan, den die Russen auf die Oesterreicher schieben und umgekehrt, wurde ungeachtet aller Nachtheile, die er darbot, vorgezogen. Demzufolge wurde für die letzten Tage des Septembers ein Angriff auf der ganzen Linie angeordnet. In demselben Zeitpunkte, wo Suwarow vom St. Gotthard nach dem Reußthale debouchiren würde, sollte Korsakoff unterhalb des Züricher See, längs der Limmat und Hotze oberhalb des Sees, längs der Lint angreifen. Zwei von den Generalen Hotze's, Jellachich und Linken, sollten in den Canton Glarus bis nach Schwyz vordringen und Suwarow die Hand reichen. Sobald diese allgemeine Vereinigung bewerkstelligt war, beliefen sich die in der Schweiz versammelten Truppen auf 80,000 Mann. Suwarow kam mit 18,000, Hotze hatte 25,000, Korsakoff 30,000 Mann. Dieser Letztere hatte als Reserve das Corps von Condé und einige tausend Bayern. Aber vor dieser projectirten Vereinigung befanden sich 30,000 Mann unter Korsakoff und 25,000 unter Hotze, das ist 55,000 Mann allen Streichen der ganzen Armee Massena's ausgesetzt.

In der That schien auch der Augenblick, in welchem der Erzherzog die Limmat verließ und Suwarow noch nicht die Alpen überschritten hatte, zu günstig, als daß Massena denselben nicht benützen und aus einer Unthätigkeit hervorgehen sollte, die man ihm so sehr vorgeworfen. Seine Armee war auf ungefähr 75,000 Mann angewachsen, hatte aber die ungeheuere Linie vom St. Gotthard bis Basel zu decken. Lecourbe, der seinen rechten Flügel bildete und Gudin und Molitor unter

sich hatte, hielt mit 12 bis 13,000 Mann den St. Gotthard, das Thal der Reuß und der obern Lint besetzt. Soult hatte mit 19,000 Mann die Lint bis zu ihrer Mündung in den Züricher See besetzt. Massena stand mit den Divisionen Mortier, Klein, Lorge und Mesnard, welche eine Masse von 37,000 Mann bildeten, vor der Lint, von Zürich bis Bruck. Die Division Thureau, 9000 und die Division Chabran 8000 Mann stark, bewachten, die eine das Wadtland, die andere die Umgegend von Basel.

Massena, obgleich dem Feinde an Streitkräften untergeordnet, hatte doch den Vortheil, seine Hauptmacht auf dem wesentlichsten und strategisch wichtigsten Punkte vereinigen zu können. So hatte er 37,000 Mann vor der Limmat, die er auf Korsakoff werfen konnte. Dieser hatte sich so eben um 4000 Mann geschwächt, welche er hinter den Züricher See an Hotze als Verstärkung sandte, was seine Macht auf 26,000 Mann reducirte. Das Corps von Condé und die Baiern, welche ihm als Reserve dienen sollten, waren noch sehr weit zurück, bei Schaffhausen. Massena konnte also mit 37,000 gegen 26,000 Mann kämpfen. Sobald er Korsakoff geschlagen, konnte er Hotze angreifen, und wenn er beide zurückgeschlagen, ja vielleicht gänzlich aufgerieben, Suwarow überwältigen, der mit der Hoffnung nach der Schweiz kam, einen besiegten, oder wenigstens in seiner Stellung zurückgehaltenen Feind zu finden.

Massena, von den Planen des Feindes benachrichtigt, setzte seinen Angriff um einen Tag früher und zwar auf den 3. Vendemiaire (25. September 1799) fest. Seitdem er sich an die Alpenkette, einige Schritte hinter der Limmat zurückgezogen hatte, war der Lauf dieses Flusses in die Hände des Feindes gerathen. Er mußte denselben durch einen Uebergang wieder gewinnen und beschloß, denselben mit seinen

37,000 Mann auszuführen. Während er so unterhalb des Züricher See's seine Operationen begann, beorderte er Soult, sich oberhalb desselben in Bewegung zu setzen und an demselben Tage die Lint zu überschreiten. Die Militärs haben Massena, bezüglich dieser Operation, den Vorwurf gemacht, daß er Suwarow von der Schweiz eher zu entfernen als ihn herbeizulocken suchte, denn wenn man Lecourbe, anstatt ihn am St. Gotthard unnützerweise sich mit Suwarow herumschlagen zu lassen, mit Soult vereinigt hätte, so wäre er weit gewisser gewesen, Hotze zu überwältigen und den Uebergang über die Lint zu bewerkstelligen. Da übrigens das Resultat von Massena's Operationen so groß war, als man es nur wünschen und erwarten konnte, so hat man ihm diesen Vorwurf mehr gemacht, um das strenge Interesse der Grundsätze der Kriegskunst zu wahren.

Die Limmat mündet bei Zürich selbst aus dem gleichnamigen See und theilt die Stadt in zwei Theile. Dem mit Hotze und Suwarow verabredeten Plane gemäß, schickte sich Korsakoff an, Massena anzugreifen und hatte deßhalb das Gros seiner Streitkräfte in den vor der Limmat gelegenen Theil von Zürich, postirt. Er hatte nur drei Bataillone bei Kloster-Fahr gelassen, um einen Punkt zu decken, wo die Limmat zugänglicher ist. Der General Durasof war mit einer Division an die Mündung der Limmat in die Aar detaschirt worden, um diese Seite zu decken und das Gros der Armee, wenigstens 18,000 Mann stark, stand in offensiver Haltung vor dem Flusse.

Massena gründete seinen Operationsplan auf diesen Zustand der Dinge. Er beschloß, Zürich, wo Korsakoff die Masse seiner Streitkrafte angehäuft hatte, eher zu maskiren, als anzugreifen, und mit einem beträchtlichen Theile seiner Truppen bei Kloster-Fahr, den nur schwach vertheidigten Uebergang über die Limmat zu ver-

suchen. Nach bewerkstelligtem Uebergange sollte diese Division auf dem entgegengesetzten Ufer längs der Limmat hinaufgehen und sich hinter Zürich aufstellen. Dann wollte er Korsakoff von den beiden Ufern zugleich angreifen und in Zürich selbst eingeschlossen halten. Aus dieser Anordnung konnten ungeheuere Folgen hervorgehen.

Mortier wurde mit seiner 8000 Mann starken Division, die den rechten Flügel dieses Schlachtfeldes einnahm, gegen Zürich beordert. Er sollte zuerst die Russen in Schranken halten und dann angreifen. Klein sollte mit seiner 10,000 Mann starken Division bei Altstetten, zwischen Zürich und Kloster-Fahr, wo man den Uebergang versuchen wollte, aufgestellt werden. Klein konnte demnach entweder nach Zürich eilen und Mortier gegen das Gros der Russen Beistand leisten, oder sich zu dem Uebergangspunkt begeben, um im Nothfalle den Uebergang zu unterstützen. Diese Division hatte 4000 Grenadiere und eine herrliche Kavallerie-Reserve. Die Division Lorgès sollte mit einem Theil der Division Mesnard den Uebergang bei Kloster-Fahr bewerkstelligen. Ungefähr 15,000 Mann bildeten dieses zum Uebergang bestimmte Corps. Der Rest der Division Mesnard war zu Demonstrationen an der untern Limmat bestimmt, um Durasof zu täuschen und zurückzuhalten. Diese, der Bewunderung aller Kriegsverständigen theilhaften, Anordnungen wurden am 3. Vendemiaire des Jahres VIII (25. September 1799) um fünf Uhr Morgens ausgeführt. Die Vorbereitungen zum Uebergange waren bei dem Dorfe Diätikon mit besonderer Sorgfalt und Heimlichkeit betrieben worden. Boote waren mit den Händen herbeigetragen und im Gehölze verborgen worden. Der seitdem als Redner berühmt gewordene General Foy befehligte in dieser unsterblichen Schlacht die Artillerie. Er stellte mehrere Batterien so auf, daß sie die Ueberfahrt beschützten. Sechshundert Mann schifften sich kühn

ein und gelangten ans andere Ufer. Sie stürzten augenblicklich auf die feindlichen Plänkler und zerstreuten sie. Korsakoff hatte auf das Plateau von Kloster-Fahr drei Bataillone mit einigen Geschützen postirt. Unsere, mit überlegener Einsicht geleitete Artillerie brachte die russischen Geschütze bald zum Schweigen und beschützte den successiven Uebergang unserer Vorhut. Als der General Gazan mit den zuerst über den Fluß gesetzten 600 Mann eine hinreichende Verstärkung vereinigt hatte, marschirte er gegen die drei russischen Bataillone, die Kloster-Fahr bewachten. Diese hatten sich in einem Gehölze aufgestellt und leisteten tapfern Widerstand. Gazan umzingelte sie und war genöthigt, sie beinahe bis auf den letzten Mann zu tödten, um sie aus ihrer Stellung zu treiben. Als diese drei Bataillone vernichtet waren, wurde die Brücke geschlagen. Der Rest der Division Lorges und ein Theil der Division Mesnard überschritten die Limmat, und nun waren gegen 15,000 Mann jenseits des Flusses. Die Brigade Bontemps wurde bei Regensdorf aufgestellt, um gegen Durasof Front zu machen, falls er gegen die untere Limmat vorrücken wollte. Das Gros der Truppen, das durch Oudinot, den Chef des Generalstabes, geleitet wurde, zog die Limmat hinauf, um sich im Rücken Zürichs aufzustellen.

Als dieser Theil der angeordneten Operationen ausgeführt war, begab sich Massena wieder über die Limmat zurück, um die Bewegungen seiner Flügel zu überwachen. — An der untern Limmat hatte Mesnard den russischen General Durasof durch seine Demonstrationen so trefflich zu täuschen gewußt, daß dieser gegen das Ufer vorrückte und sein ganzes Feuer spielen ließ. Zu seiner Rechten war Mortier über Wollishofen gegen Zürich vorgerückt, war jedoch dem Gros der russischen Armee begegnet, die, wie wir schon sagten, vor der Limmat postirt war, und war genöthigt gewesen, vor

derselben zurückzuweichen. — Massena kam in diesem Augenblick an und setzte alsogleich die bei Altstetten stehende Division Klein in Marsch. Humbert marschirte an der Spitze seiner 4000 Grenadiere gegen Zürich und stellte das Gefecht wieder her. Mortier erneuerte seinen Angriff und es gelang, die Russen in Zürich einzuschließen.

Während dieser Vorgänge hatte Korsakoff, beunruhigt, hinter seinem Rücken Kanonenfeuer zu hören, einige Bataillone über die Limmat geschickt, aber seine schwache Unterstützung war schon nutzlos geworden. Oudinot drang mit seinen 15,000 Mann noch immer längs der Limmat vor. Er hatte das bei Hong gelegene kleine Lager, so wie die Höhen hinter Zürich genommen, und sich der großen Straße von Winterthur bemächtigt, welche nach Deutschland führt, und für die Russen der einzige Weg war, auf dem sie sich zurückziehen konnten.

Der Tag war beinahe vollendet und für den folgenden ungeheure Resultate vorbereitet. Die Russen waren in Zürich eingeschlossen, Massena hatte durch den Uebergang bei Kloster-Fahr 15,000 Mann in ihren Rücken geworfen und 18,000 Mann standen vor ihnen. Es war schwierig, ihnen keine Niederlage beizubringen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Massena, anstatt die Division Klein vor Zürich zu lassen, dieselbe hätte über Kloster-Fahr hinter Zürich beordern und so die Straße von Winterthur ganz versperren lassen sollen. Aber er fürchtete, daß, wenn er Mortier nur mit 8000 Mann allein vor Zürich ließe, Korsakoff ihn wieder werfen und die Lint angreifen konnte. Es ist richtig, daß Korsakoff, Soult und Lecourbe begegnete, aber er hätte eben so gut dem von Italien kommenden Suwarow begegnen können, und man kann nicht wissen, was dann aus diesem sonderbaren Zusammentreffen der Umstände hätte entstehen können.

Korsakoff hatte endlich das Mißliche seiner Stellung bemerkt und seine Truppen nach dem andern Theil von Zürich hinter der Limmat zurückgezogen. Der an der untere Limmat stehende Durasof, von dem Uebergang benachrichtigt, hatte sich klug zurückgezogen, und durch einen Umweg die Brigade Bontemps vermeidend, die Straße von Winterthur gewonnen. Den kommenden Tag, den 4. Vendémaire (26. September) mußte das Gefecht blutig werden, denn die Russen wollten sich durch den Feind Bahn brechen und die Franzosen, ungeheuere Trophäen ärndten. Der Kampf begann schon früh. Die unglückliche Stadt Zürich, von Artillerie, Fuhrwerk und Verwundeten angefüllt, und von allen Seiten angegriffen, war wie vom Feuer eingehüllt. Diesseits der Limmat hatten Mortier und Klein angegriffen und waren bereits nahe daran einzudringen. Jenseits bedrängte sie Oudinot im Rücken und wollte Korsakoff den Weg versperren. Diese Straße von Winterthur, Schauplatz eines blutigen Kampfes, war schon mehrere Male genommen und wiedergenommen worden. Korsakoff, der endlich an seinen Rückzug dachte, hatte seine Infanterie an der Spitze, seine Reiterei in das Centrum und seine Artillerie und Fuhrwerke zur Nachhut gestellt, und rückte so, eine lange Colonne bildend, vor. Seine tapfere Infanterie greift mit Wuth an, stürzt Alles vor sich nieder und erzwingt sich einen Durchgang, aber sobald sie mit einem Theil der Reiterei hindurch ist, greifen die Franzosen wieder an, und werfen die Artillerie und das Fuhrwerk bis an die Thore von Zürich zurück. In demselben Augenblicke rücken Klein und Mortier von der andern Seite in die Stadt ein. Man schlägt sich in den Straßen. Der berühmte und unglückliche Lavater wird durch eine Kugel eines betrunkenen Schweizer Soldaten, der ihm das Gewehr auf die Brust setzte, um von ihm Geld zu erpressen, an der Thüre seines Hauses verwun-

det; er fiel, mit einer schweren Wunde im Schenkel, an der er einige Monate nachher starb. Endlich mußte Alles, was sich noch in Zürich befand, die Waffen strecken. Hundert Stück Geschütze, alle Bagagen, die Verwaltungsbehörden, der Schatz der Armee und 5000 Gefangene wurden den Franzosen zur Beute. Korsakoff hatte noch außerdem in diesem erlittenen Kampfe 8000 Mann außer Gefecht gesetzt. Er hatte demnach 13,000 Mann, d. i. die Hälfte seiner Armee eingebüßt. Die großen Schlachten in Italien hatten keine außerordentlicheren Erfolge geboten. Die Folgen für den Rest des Feldzugs sollten nicht weniger bedeutend sein, als die materiellen Vortheile. Korsakoff mit höchstens 13,000 Mann beeilte sich, den Rhein wieder zu gewinnen.

Während des führte Soult seinen Auftrag, die Lint oberhalb des Züricher Sees zu passiren, mit nicht weniger Glück als sein Obergeneral aus. Er hatte seinen Uebergang zwischen Bilten und Staufenburg. Hundert und fünfzig Tapfere, welche ihr Gewehr auf dem Kopfe trugen, hatten schwimmend den Fluß übersetzt, das Ufer erreicht, die feindlichen Tirailleure verjagt, und die Landung der Vorhut beschützt. Hotze, der augenblicklich auf den Punkt der Gefahr herbeigeeilt war, wurde durch einen Musketenschuß getödtet, und dieser Unfall brachte Verwirrung in die Reihen der Oesterreicher. Petrasch, der Hotze im Befehl nachgefolgt war, hatte vergebens versucht, die Abtheilungen, welche bereits die Lint passirt hatten, zurückzuwerfen, und sich genöthigt gesehen, den Rückzug anzutreten. Er zog sich eiligst über St. Gallen und den Rhein zurück, nachdem er den Franzosen 3000 Gefangene und Geschütz zurückgelassen hatte. Die Generale Linken, Jellachich, die über die obere Lint in den Kanton Glarus eindringen und Suwarow bei seinem Hervorbrechen aus dem Passe des St. Gotthard aufnehmen sollten, hatten sich bei der Mehrzahl all' dieser Unglücks-

fälle augenblicklich zurückgezogen. So waren beinahe 60,000 Mann von der Linie der Limmat und jenseits der Rheinlinie mit ungeheueren Verlusten zurückgeworfen worden. Suwarow, der glaubte, daß er nach der Schweiz und in die Flanke eines von allen Seiten angegriffenen Feindes brechen könnte, und dessen Niederlage durch seine Ankunft völlig zu entscheiden wähnte, fand jetzt im Gegentheile alle seine Generale auseinander gesprengt und sich von einer auf allen Seiten siegreichen Armee umgeben.

Von Italien mit 18,000 Mann aufgebrochen, war er am 5. Ergänzungstage des Jahres VII (21. Sept.) am Fuße des Gotthards angelangt. Er hatte sich genöthigt gesehen, seine Kosacken absitzen zu lassen, und seine Artillerie auf deren Pferde zu laden. Er beorderte Rosenberg mit 6000 Mann, um den St. Gotthard über Dißentis und den Grispalt zu umgehen. Am 1. Vendemiaire (23. Sept.) zu Airolo, am Eingange der Schlucht des St. Gotthards angekommen, fand er daselbst Gudin mit einer der Brigaden der Division Lecourbe. Er schlug sich daselbst mit der größten Hartnäckigkeit; aber seine Soldaten, die schlechte Schützen waren und nichts verstanden, als vorzudringen und sich tödten zu lassen, fielen zugsweise durch die Kugeln wie durch die Steine. Er entschloß sich endlich, Gudin in den Flanken anzugreifen, und nöthigte ihn so, sich aus der Schlucht des St. Gotthards bis zum Hospital zurückzuziehen. Gudin hatte durch seinen Widerstand Lecourbe die Zeit gegeben, seine Truppen zu sammeln. Da er kaum 6000 Mann hatte, so konnte er dem mit 12,000 vorrückenden Suwarow nicht widerstehen, abgesehen den 6000 Mann Rosenberg's, der schon zu Urseren in seinem Rücken hervorgebrochen war. Er warf seine Artillerie in die Reuß, gewann dann das entgegengesetzte Ufer, indem er beinahe unzugängliche Felsen erkletterte, und warf sich

in das Thal. Jenseits Urseren angekommen und Rosenberg nicht mehr in seinem Rücken habend, sprengte er die Teufelsbrücke, und tödtete eine Menge Russen, ehe sie über den Abgrund gelangt waren, indem sie in das Bett der Reuß hinab- und auf den andern Ufern wieder heraufstiegen. Lecourbe hatte sich so Fuß für Fuß zurückgezogen und alle Hindernisse benutzt, um die Soldaten Suwarow's zu ermüden und sie Mann für Mann zu tödten.

Die russische Armee gelangte auf diese Weise nach Altdorf im Reußthale, von Anstrengungen aller Art erschöpft, ohne Lebensmittel und durch die erlittenen Verluste ausnehmend geschwächt.

Zu Altdorf fällt die Reuß in den Luzerner See. Wenn Hotze nach dem verabredeten Plane, Jellachich und Linken jenseits der Lint bis Schwyz hätte vorschieben können, so würde er dann Fahrzeuge abgesandt haben, um Suwarow bei der Mündung der Reuß aufzunehmen.

Aber nach den vorgefallenen Ereignissen fand Suwarow auch nicht ein einziges Fahrzeug und sah sich so in einem äußerst furchtbaren und gefährlichen Thale eingeschlossen. Es war dies am 4. Vendemiaire (26. September), dem Tage der allgemeinen Niederlage auf der ganzen Ausdehnung der Operationslinie. Es blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als sich in das Schachenthal zu werfen und über fürchterliche Berge zu gehen, wo kein gebahnter Weg vorhanden war, um wo möglich nach dem Muttenthal zu gelangen. Er setzte sich den Tag darauf in Marsch. Es konnte auf dem Fußstege, den man eingeschlagen hatte, nur ein Mann hinter dem andern gehen, und die Armee brauchte zwei Tage, um diesen Weg von einigen Stunden zurückzulegen. Der erste Mann war schon zu Mutten angelangt, als der letzte, Altdorf noch nicht verlassen hatte. Die Abgründe

waren mit Wagen, Pferden und Soldaten bedeckt, die vor Hunger und Ermüdung umkamen. In dem Mutten-thale angelangt, konnte Suwarow entweder über Schwyz, unweit des Züricher See's, hervorbrechen, oder thalaufwärts marschiren und über den Bragel, sich auf die Lint werfen. Aber von der Seite von Schwyz kam Massena mit der Division Mortier, und auf der andern Seite des Bragels war Molitor, der den Engpaß von Kloenthal an den Ufern der Lint besetzt hielt.

Nachdem Suwarow seinen Truppen 2 Tage Ruhe gegönnt hatte, entschied er sich, sich über den Bragel zurück zu ziehen. Am 8. Vendemiaire (30. September) setzte er sich in Marsch. Massena griff ihn im Rücken an, während Molitor ihm beim Defilé des Kloenthales die Spitze bot. Rosenberg widerstand hartnäckig allen Angriffen Massena's, aber Bagration erschöpfte sich in vergeblichen Anstrengungen, Molitor zu durchbrechen. Er öffnete sich den Weg nach Glarus, konnte aber den von Wesen nicht gewinnen. Nachdem Suwarow eine Menge mörderischer und blutiger Gefechte geliefert hatte, von allen Straßen abgeschnitten und nach Glarus zurückgeworfen worden war, blieb ihm kein anderer Ausweg, als im Engi-Thale aufwärts zu ziehen und sich in das Rheinthal zu werfen. Aber dieser Weg war noch furchtbarer, als der, den er früher zurückgelegt hatte. Er entschied sich deßungeachtet dazu und erreichte nach vier Tagen unerhörter Anstrengungen und Mühseligkeiten, Chur und den Rhein. Von seinen 18,000 Mann hatte er kaum 10,000 Mann gerettet. Die Leichname seiner Soldaten bedeckten die Alpen. Dieser vorgeblich unbesiegbare Barbar, zog sich voll Verwirrung und Wuth zurück. In vierzehn Tagen waren mehr als 20,000 Russen und 5—6000 Oesterreicher gefallen. Die Armeen, die bereit gestanden hatten, in unser Land einzufallen, waren aus der Schweiz gejagt und nach Deutschland zurückgeworfen

worden. Die Coalition war aufgelöst, denn Suwarow, gegen die Oesterreicher äußerst aufgebracht, wollte nicht mehr mit ihnen dienen. Man kann sagen, daß Frankreich gerettet war.

Ewiger Ruhm sei Massena, der eine der schönsten kriegerischen Operationen, von denen die Geschichte je erzählt, ausführte, und uns in einem Zeitpunkte rettete, der weit gefährlicher war, als die Tage von Valmy und Fleurus. Man muß die Schlachten bewundern, die durch ihren Entwurf oder deren polische Resultate ausgezeichnet sind, aber man muß vorzüglich jene feiern, die ein Land vom Ruin erretten. Den Einen ist man Bewunderung, den Andern Dankbarkeit schuldig. Zürich ist die schönste Blume Massena's, und es gibt keine schönere, in was immer für einer kriegerischen Krone.

Während dieser glücklichen Ereignisse in der Schweiz, kehrte auch in Holland der Sieg zu uns zurück. Brune, vom Feinde nur schwach bedrängt, hatte hinlänglich Zeit gehabt, seine Kräfte zu concentriren, und nachdem er die Anglo-Russen bei Kastricum geschlagen, hatte er sie im Zyp eingeschlossen und zur Capitulation genöthigt. Die Bedingungen derselben waren: Räumung Hollands, Rückgabe dessen, was man in Helder erobert und die Freilassung von 8000 Gefangenen ohne gegenseitigen Austausch. Man hätte die Rückgabe der holländischen Flotte gewünscht, aber die Engländer verweigerten dieselbe entschieden, und man fürchtete das Uebel, das sie dem Lande zufügen konnten, falls man die Capitulation verwarf.

So endete dieser denkwürdige Feldzug von 1799. Die Republik, die zu früh ihre kriegerische Thätigkeit begonnen und den Fehler begangen hatte, die Offensive zu ergreifen, ehe sie ihre Streitkräfte gehörig concentrirt hatte, war bei Stockach und Magnano geschlagen worden, und hatte in Folge dieser zwei Niederlagen Deutsch-

land und Italien verloren. Massena, der allein in der Schweiz geblieben, bildete einen gefährlichen Winkel zwischen zwei siegreichen Heeren. Er hatte sich an den Rhein zurückgezogen, dann an die Limmat und endlich an die Albiskette. Hier hatte er sich vier Monate lang unangreifbar gehalten. Während des war die Armee von Neapel, die sich mit der Armee von Oberitalien vereinigen wollte, an der Trebbia geschlagen worden. Später mit dieser Armee hinter den Apenninen vereint und verstärkt, hatte sie zu Novi ihren General verloren, war daselbst neuerdings geschlagen worden, und hatte Italien entschieden verloren. Die Apenninen wurden sogar besetzt und der Var bedroht. Aber dies war auch das Ende unserer Unglücksfälle. Die Coalition hatte in Folge der Veränderung der Lage ihrer Truppen, den Erzherzog Carl an den Rhein und Suwarow nach der Schweiz beordert. Massena, diese günstigen Augenblicke benutzend, hatte den, der Unterstützung des Erzherzogs beraubten Korsakoff vernichtet, und den, der Unterstützung Korsakoff's beraubten Suwarow, in die Flucht geschlagen. Er hatte auf diese Weise unsere Niederlagen durch einen unsterblichen Sieg wieder gut gemacht. Im Orient hatten herrliche Triumphe den Feldzug beendet. Aber man muß gestehen, daß, wenn auch diese großen Thaten die dem Unterliegen nahe Republik aufrecht erhielten, sie ihr doch weder ihre Größe, noch ihre Macht zurück gaben.

Frankreich war gerettet, aber auch nur gerettet, es hatte seinen Rang noch nicht wieder erlangt, und lief am Var sebst noch immer einige Gefahr.

Zehntes Kapitel.

Rückkehr Bonaparte's. — Seine Landung in Frejus. — Allgemeiner Enthusiasmus. — Bewegung aller Parteien bei seiner Ankunft. — Er verbindet sich mit Sieyes, um die Direktorialverfassung zu stürzen. — Der 18. Brumaire. — Umsturz der Constitution des Jahres III; Errichtung des provisorischen Consulates. — Ende dieser Geschichte.

Die Nachrichten von der Schlacht in Zürich und der Capitulation der Anglo-Russen folgten beinahe unmittelbar aufeinander, und beruhigten die in Furcht gesetzten Gemüther. Es war das erstemal, daß die so verhaßten Russen geschlagen wurden, und zwar so vollständig, daß die Zufriedenheit einen hohen Punkt erreichen mußte. Aber Italien war noch immer verloren, der Var noch immer bedroht, die südliche Grenze noch in Gefahr. Von unsern rühmlichen Zeiten von Campo-Formio hatte man uns nichts als die Erinnerung gelassen. Uebrigens waren die Gefahren von Außen noch immer nicht so groß, als die im Innern. Eine desorganisirte Regierung, unlenksame Parteien, die keiner Gewalt Folge leisten wollten, und doch nicht mächtig genug waren, sich selbst an's Ruder zu bringen, überall eine Art gesellschaftlicher

Auflösung, Räubereien, die die Heerstraßen unsicher machten und zwar vorzüglich in den, vom Bürgerkriege verwüsteten Provinzen; dies war die gegenwärtige Lage der Republik. Der Sieg von Zürich sicherte uns noch immer eine Frist von einigen Monaten, und so war es nicht so sehr ein Vertheidiger, dessen man bedurfte, als eines Oberhauptes, das die Zügel der Regierung ergriff. Die ganze Masse der Bevölkerung wollte um jeden Preis Ruhe, Ordnung, das Ende der politischen Kämpfe und die Einheit der Regierung. Sie fürchteten die Jakobiner, die Emigrirten, die Chouans, kurz alle Parteien. Es war der Augenblick eines wunderbaren Glückes für Jenen, der alle diese Uebel beschwichtigen konnte.

Die Depeschen, mit den Berichten der Expedition nach Syrien, über die Schlachten am Berge Tabor und Abukir, brachten eine außerordentliche Wirkung hervor, und bestätigten die vorgefaßte Idee, daß der Sieger von Castiglione und Rivoli überall, wo er sich zeigte, Sieger bleiben würde. Sein Name ertönte aus Aller Mund, und die Fragen: „Was macht er?“ Wann kömmt er?“ waren zur Tagesordnung geworden. Durch einen eigenthümlichen Instinkt hatte sich das Gerücht von seiner Rückkehr schon mehrmals verbreitet. Seine Brüder hatten ihm geschrieben, ebenso seine Frau; aber man wußte nicht, ob ihm diese Depeschen zugekommen seien. Man sah in der That, daß dieselben den Kreuzern nicht hatten entgehen können.

Während dessen segelte dieser Mann, der Gegenstand so manchfacher und eigenthümlicher Wünsche, ruhig über das Meer von englischen Flotten umgeben. Die Ueberfahrt war nicht glücklich und widrige Winde vergrößerten dieselbe. Mehrmals hatte man die Engländer gesehen, und lebhaft gefürchtet, ihnen in die Hände zu fallen. Er allein ging mit ruhigem und heiterem Wesen auf dem Deck seines Schiffes spazieren, seinem Sterne vertrauend,

und von demselben Glauben lernend, sich wegen unvermeidlicher Gefahren nicht zu beunruhigen. Er las in der Bibel und in dem Koran, Werke der Völker, die er so eben verlassen. Nach den letzten Ereignissen befürchtend, daß das südliche Frankreich vom Feinde besetzt sein möchte, ließ er nicht gegen die Küsten der Provence sondern gegen die von Languedoc steuern. Er beabsichtigte zu Colliore oder zu Port-Vendre zu landen. Ein Windstoß hatte ihn nach Corsika getrieben und die Bevölkerung der ganzen Insel war dem berühmten Landsmanne entgegen geeilt. Dann segelte man nach Toulon. Man war nahe daran zu landen, als man plötzlich bei Sonnenuntergang zur linken Seite des Schiffes 30 feindliche Segel sah in Mitte der Strahlen der scheidenden Sonne. Man schlug vor, ein Boot auszusetzen und zu suchen, die Küsten heimlich zu erreichen. Bonaparte, auf sein Geschick vertrauend, sagte, man müsse warten. Und in der That, der Feind verschwand; und am 17. Vendemiaire des Jahres VIII (9. Oktbr. 1799) bei Tagesanbruch warfen die Fregatten Le Muiron und La Carrère, die Schebecken La Revanche und La Fortune im Golfe von Fréjus Anker. Die Einwohner der Provence hatten schon 3 Jahre hindurch einen feindlichen Einfall gefürchtet. Bonaparte hatte sie zwar von dieser Furcht im Jahre 1796 befreit, aber sie war mehr als jemals seit der Schlacht bei Novi in ihre Gemüther zurückgekehrt. Alle Einwohner von Frejus eilten herbei, und in einem Augenblicke war das Meer von Booten bedeckt. Eine von Enthusiasmus und Neugierde trunkene Menge bedeckte alle Schiffe und verkehrte, allen Gesundheitsvorschriften zuwider, mit den Neuangekommenen. Jeder fragte nach Bonaparte; Jeder wollte ihn sehen. Es war nicht mehr Zeit, die Sanitätsregeln beobachten zu lassen. Bonaparte stieg augenblicklich an's Land,

und wollte noch an demselben Tage in den Wagen steigen, um sich nach Paris zu begeben.

Der Telegraph, ebenso schnell wie der Wind, hatte auf der Straße von Frejus nach Paris überall schon die große Neuigkeit von der Landung Bonaparte's verbreitet und überall war die ausschweifendste Freude darüber ausgebrochen. Diese Neuigkeit auf allen Bühnen verkündet, hatte den lebhaftesten Jubel hervorgerufen und patriotische Gesänge die theatralischen Vorstellungen verdrängt. Der Deputirte Baudin des Ardennes, einer der Verfasser der Constitution des Jahres III, ein weiser und rechtschaffener Republikaner, der Republik leidenschaftlich ergeben und sie verloren glaubend, wenn nicht ein starker Arm sie unterstützte, starb vor Freude bei der Nachricht von Bonaparte's Ankunft.

Bonaparte war den 15. Vendemiaire (9. Oktbr.) nach Paris abgereis't. Er war über Aix, Avignon, Valence und Lyon gegangen. In allen diesen Städten war der Enthusiasmus ohne Maaß und Ziel. Die Glocken ertönten in den Dörfern und während der Nacht wurden Feuer auf der Straße angezündet. In Lyon war der Jubel noch lebhafter wie anderwärts gewesen. Bonaparte hatte, von dieser Stadt abreisend, einen andern Weg, als den er seinen Courieren angegeben, eingeschlagen, da er incognito einzutreffen beabsichtigte. Seine Brüder und seine Frau, über seinen Weg getäuscht, eilten ihm entgegen, während er in Paris anlangte. Am 24. Vendemiaire (16. Oktober) war er schon in seinem Hause Rue Chantereine, ohne daß Jemand seine Ankunft vermuthete. Zwei Stunden darauf begab er sich in's Direktorium; die Schildwache erkannte ihn und rief bei seinem Anblicke: „Es lebe Bonaparte!“ Er eilte zu dem Präsidenten des Direktoriums, Gohier. Es wurde festgesetzt, daß er den Tag darauf dem Direktorium vorgestellt werden sollte. Am nächsten Tage, den 25., erschien

er vor dieser höchsten Behörde. Er sagte, daß er nach der Festsetzung und Sicherung seiner Armee in Egypten durch die Siege am Berge Tabor und Abukir, deren Loos einem Generale anvertraut habe, der fähig sei, das Wohl derselben zu sichern, dann sei er abgereis't, um der Republik, die er verloren glaubte, wo möglich noch Beistand leisten zu können. Er fände sie jedoch gerettet durch die Siege seiner Waffenbrüder und sei darüber hoch erfreut. „Nie," fügte er hinzu, indem er die Hand an seinen Sabel legte, „will ich diesen anders ziehen, als zur Vertheidigung der Republik." Der Präsident beglückwünschte ihn wegen seiner Siege und umarmte ihn brüderlich. Der Empfang war anscheinend sehr schmeichelhaft, aber im Grunde waren die Befürchtungen der Direktoren zu gegründet und durch die gegenwärtige Lage zu sehr gerechtfertigt, als daß seine Rückkehr diese fünf republikanischen Beamten hätte besonders erfreuen können. Wenn die Menschen aus einer langen Apathie erwachen und sich an irgend einen Gegenstand festhängen, so geschieht dies immer mit der äußersten Leidenschaft. Bei der Nichtigkeit, die das Loos aller Meinungen und aller Parteien geworden war, war man einige Zeit ohne alle Hinneigung zu irgend einem Gegenstand geblieben. Der Widerwille an Menschen und Dingen war allgemein. Bei dem Erscheinen des außerordentlichen Mannes, den der Orient Europa auf eine so unerwartete Weise wieder zurückgegeben hatte, schwand jeder Widerwille, jede Ungewißheit. Auf ihn richteten sich sogleich die Blicke, die Wünsche und Hoffnungen Aller.

Alle Generale, mit oder ohne Anstellung, Patrioten oder Gemäßigte, eilten zu Bonaparte. Es war dies ganz natürlich, denn er war das erste Mitglied dieser ehrgeizigen und unzufriedenen Klasse, welche in ihm einen Rächer an der Regierung gefunden zu haben schien. Alle Minister, alle während der Schwankungen des Direkto-

riums in Ungnade gefallenen Beamten, eilten ebenfalls zu den Neuangekommenen. Sie gaben sich den Anschein, daß sie nur dem berühmten Krieger ihre Huldigungen darbrachten, während sie eigentlich den mächtigen Mann, dem die Zukunft anzugehören schien, beobachten und schmeicheln wollten.

Bonaparte hatte Lannes, Murat und Berthier, die ihn nie verließen, mit sich gebracht. Bald zeigten sich Jourdan, Augereau, Macdonald, Beurnonville, Leclerc, Lefebvre und Marbot, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheit ebenfalls bei ihm, ja selbst Moreau vergrößerte dies Gefolge. Bonaparte hatte ihn bei Gohier getroffen. Da er wohl fühlte, daß seine Ueberlegenheit ihm erlaubte, den ersten Schritt gegen Moreau zu thun, ging er zu ihm, bezeigte ihm seine Ungeduld, ihn kennen zu lernen, und drückte seine Hochachtung auf eine Weise gegen ihn aus, die ihn innig rührte. Er machte ihm dann einen mit kostbaren Edelsteinen gezierten Damascener zum Geschenk, und gewann ihn ganz für sich. In einigen Tagen gehörte Moreau bereits zu seinem Hofstaate. Er war ebenfalls mißvergnügt und ging mit allen seinen Kamraden zu dem muthmaßlichen Rächer. Zu diesem berühmten Krieger gesellten sich Männer aller Klassen. Man sah hier Bruix, den Exminister der Marine, der das mittelländische Meer an der Spitze der französischen und spanischen Flotte durchkreuzt hatte, ein Mann von feinem und gebildetem Geiste, eben so geschickt eine Unterhandlung, wie eine Escadre zu führen. Man sah auch Herrn von Talleyrand, der einige Gründe hatte, das Mißfallen Bonaparte's zu fürchten, da er nicht mit ihm nach Egypten gegangen war. Aber Herr von Talleyrand zählte auf seinen Geist, seinen Namen und seine Wichtigkeit, die ihm einen guten Empfang sichern mußten, und der ihm auch in der That zu Theil ward. Diese beiden Männer,

fanden viel zu viel Geschmack an einander, als daß sie sich hätten gegenseitig grollen sollen. Man sah in der rue Chantereine auch Röderer, den ehemaligen Gemeindeprocurator, einen Mann voll Offenheit und Geist, ferner Regnault de Saint-Jean-d'Angely, ehemaliges Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, ein glänzender und gewandter Redner, mit dem sich Bonaparte in Italien befreundet und den er zu Malta erfolgreich verwendet hatte.

Aber es waren nicht nur die verabschiedeten und mißvergnügten Individuen, die sich zu Bonaparte begaben. Die gegenwärtigen Häupter der Regierung zeigten sich mit demselben Eifer bei ihm. Alle Direktoren und Minister gaben ihm, wie bei seiner Rückkehr aus Italien, glänzende Feste. Ein großer Theil der Abgeordneten beider Conseils ließ sich bei ihm vorstellen. Die Minister und Direktoren gewährten ihm eine noch schmeichelhaftere Huldigung, indem sie jeden Augenblick ihn über das zu Rathe zogen, was sie beschließen sollten. Dubois-Crancé, der Kriegsminister, hatte gewissermaßen sein Portefeuille zu Bonaparte verlegt. Moulins, jener der Direktoren, der sich am meisten mit den Kriegsangelegenheiten beschäftigte, brachte einen Theil des Morgens bei ihm zu. Gohier und Roger-Ducos gingen ebenfalls zu ihm. Cambaceres, Justizminister und ausgezeichneter Rechtsgelehrter, hatte für Bonaparte jene Zuneigung, welche alle schwachen und schwankenden Charakter für die Macht fühlen, und den Bonaparte anscheinend auszeichnete, um zu beweisen, daß er das bürgerliche Verdienst zu schätzen wisse, Fouché, der Polizeiminister, der seinen alten und abgenutzten Beschützer Barras gegen einen neuen Mächtigeren vertauschen wollte, und Real, Commissär des Seine-Departements, ein glühender, edelmüthiger Patriot und einer der geistreichsten Männer jener Zeit, besuchten nicht minder eifrig Bonaparte

und unterhielten sich mit ihm über die Angelegenheiten des Staates. Der General war kaum acht Tage in Paris, und schon hielt er beinahe unwillkührlich die Zügel der Regierung in der Hand. Statt seines Willens, der damals noch nichts galt, fragte man ihn um seine Meinung. Was ihn anbelangt, so affectirte er noch immer mit seiner angewohnten Zurückhaltung, sich den Aufmerksamkeiten zu entziehen, deren Gegenstand er geworden. Er empfing wenig Leute, zeigte sich wenig und ging beinahe nur verstohlen aus. Sein Gesicht war magerer, sein Teint dunkler geworden. Er trug seit seiner Rückkehr einen kleinen grauen Ueberrock und einen, an einer seidenen Schnur hängenden türkischen Säbel. Für jene, die so glücklich waren ihn zu sehen, war dies ein Emblem, das den Orient, die Pyramiden, den Berg Tabor, und Abukir in die Erinnerung zurückrief. Die Offiziere der Garnison, die vier Adjutanten der Nationalgarde und der Generalstab von Paris wünschten ihm vorgestellt zu werden. Er verzögerte diese Vorstellung von Tag zu Tag, und schien sich nur ungern alle diese Huldigungen gefallen lassen zu wollen. Er hörte jeden an, eröffnete sich Niemanden, und beobachtete Alles. Dies war eine tiefe Politik. Wenn man nothwendig ist, so muß man nicht fürchten, zu warten. Man reizt dadurch die Ungeduld der Menschen, sie eilen zu einem und man braucht dann nur zu wählen.

„Was wird Bonaparte machen?" Dies war die Frage, die man allgemein gegenseitig an sich richtete; sie bewies, daß etwas Unvermeidliches geschehen müsse. Zwei Hauptparteien und eine dritte, eine Unterabtheilung der beiden andern, boten sich ihm an und waren bereit, ihn zu unterstützen, wenn er in ihre Ansichten einging. Es waren dies die Patrioten, die Gemäßigten oder Politiker, und die Pourris, wie man sie nannte, eine verworfene,

aus allen Zeiten und allen Parteien zusammengesetzte Faction.

Die Patrioten mißtrauten zwar Bonaparte und seinem Ehrgeize, aber bei ihrer Neigung zu Umwälzungen und ihrer politischen Kurzsichtigkeit, die die Ereignisse des kommenden Tages selbst nicht vorauszusehen vermochte, würden sie sich seines gewaltigen Arms bedient haben, um Alles zu vernichten, und sich dann erst mit der Zukunft zu beschäftigen. Uebrigens waren nur die ausschweifendsten und heftigsten Mitglieder dieser Partei dieser Ansicht, da sie mit dem Bestehenden stets unzufrieden, die Sorge Alles umzuwälzen und zu zerstören, als das Nothwendigste betrachteten. Der Rest der Patrioten, solche, die man Republikaner nennen konnte, mißtrauten dem Ruhme des Generals, und wünschten höchstens, daß man ihm einen Platz im Direktorium gebe, und sahen das nur selbst mit Widerwillen, daß man ihm wegen seines Alters ausnahmeweise, eine Befreiung von der Vorschrift ertheilen müßte. Hauptsächlich jedoch wünschten sie, daß er an die Grenzen gehen, den Ruhm unserer Waffen herstellen und der Republik ihren alten Glanz wieder verleihen möchte.

Die Gemäßigten oder Politiker, Leute, welche die Wuth der Parteien, hauptsächlich aber der Jakobiner fürchteten, und von einer vielfältig verletzten und abgenutzten Constitution kein Heil mehr hofften, wünschten eine Revolution herbei, welche unter den Auspizien eines mächtigen Mannes bewerkstelligt werden sollte. „Nehmen Sie die Macht, entwerfen Sie uns eine weise und gemäßigte Verfassung, und geben Sie uns Ruhe und Sicherheit wieder," dies war die Sprache, die sie gegen Bonaparte führten. Sie waren die stärkste Partei in Frankreich. Es gab selbst viele compromittirte Patrioten unter ihr, die für die Revolution fürchtend, deren Heil einem mächtigen Manne anvertrauen wollten. Sie hatte im Rathe der Alten die Majorität und im Rathe der Fünfhundert eine

starke Minorität. Bisher waren sie dem größten bürgerlichen Ruhme, Sieyes gefolgt, und hatten sich um so reger an ihn angeschlossen, je mehr er im Reitschulsaale angegriffen worden war. Jetzt war es natürlich, daß sie sich beeiferten, dem aufgehenden Stern, Bonaparte zu folgen, denn dieß war die Macht, die sie suchten und deren sie bedurften, und die bei einem siegreichen General wohl weit größer und bedeutender war, als bei einem Publicisten, wie hochberühmt er auch sein mochte.

Die Pourris endlich waren sämmtlich Schurken und Intriganten, die ihr Glück machen wollten, die selbes um den Preis ihrer Entehrung bereits gemacht hatten, und um denselben Preis nochmals machen wollten. Sie folgten Barras und dem Polizeiminister Fouché. Es waren unter ihnen, Jakobiner, Gemäßigte, selbst Royalisten. Es war dies keine Partei, sondern nur eine zahlreiche Coterie. Man darf bei dieser Aufzählung der Parteien, der Anhänger des Königthums nicht erwähnen. Sie waren seit dem 18. Fructidor zu unbedeutend, und außerdem flößte ihnen Bonaparte keine Hoffnungen ein. Ein solcher Mann konnte nur an sich denken und die Macht nicht ergreifen, um sie in die Hände eines andern zu legen. Sie begnügten sich, die Feinde des Direktoriums zu vermehren und dasselbe in der Sprache aller Parteien anzuklagen. Unter diesen verschiedenen Parteien konnte Bonaparte nur eine Wahl zu treffen. Die Patrioten sagten ihm durchaus nicht zu. Diejenigen, die an dem Bestehenden hingen, mißtrauten seinem Ehrgeiz; die Andern wollten einen Handstreich, und in dessen Gefolge fortwährende Umwälzungen; mit ihnen konnte man keinen vernünftigen Grund zu irgend einer Staatseinrichtung legen. Außerdem standen sie dem Fortschritte der Zeit feindlich gegenüber und hauchten ihre letzte Kraft aus. Die Pourris waren gar nichts, und hatten nur wenigen Einfluß in der Regierung, in die sie natürlich einzudrin-

gen gewußt hatten, denn dahin zielten immer alle ihre Wünsche. Uebrigens brauchte man sich mit ihnen gar nicht zu beschäftigen, sie kamen schon von selbst zu demjenigen, der die meiste Wahrscheinlichkeit zu einem gewissen Erfolge für sich hatte, da es ihnen ja doch hauptsächlich darum zu thun war, im Besitz ihrer Stellen und ihrer Reichthümer zu bleiben. Die einzige Partei, auf welche Bonaparte zählen und sich sicher stützen konnte, war jene, welche die Bedürfnisse und das Verlangen der ganzen Bevölkerung theilte, und die Republik von den Factionen sicher stellen wollte, indem man ihr eine kräftige Verfassung als sicherste Stütze gegen alle Unfälle gab. Auf dieser Seite war die ganze Zukunft, dieser Richtung mußte er folgen.

Seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein, und durch den alleinigen Instinkt war sie schon im Voraus getroffen. Bonaparte hegte einen tiefen Abscheu gegen unruhige, und Eckel gegen verworfene Menschen. Er konnte nur solche ruhige, gemäßigte Männer lieben, die wünschten, daß man für sie regiere.

Alle Parteien waren im Direktorium repräsentirt. Die Patrioten hatten, wie wir schon gesehen, Moulins und Gohier. Die Pourris hatten Barras. Die Politiker oder Gemäßigten zählten Sieyes und Roger-Ducos zu den Ihrigen.

Gohier und Moulins, aufrichtige und rechtschaffene Patrioten, weit gemäßigter als ihre Partei, da sie die Macht in Händen hatten, bewunderten Bonaparte, aber sie wollten sich seines Schwertes nur für den Ruhm der Verfassung des Jahres III bedienen und wünschten ihn zu der Armee abzusenden. Bonaparte behandelte sie mit vieler Rücksicht, da er ihre Rechtschaffenheit schätzte, welche Eigenschaft er bei den Menschen sehr liebte. Das ist ein, bei einem Manne, der zum Herrschen geboren ist, ganz natürlicher und selbstsüchtiger Geschmack. Die

Rücksichten, die er gegen diese beiden Direktoren beobachtete, dienten ihm außerdem zum Beweis, daß er die wahren Republikaner zu ehren wußte. Seine Frau war mit der, Gohier's in freundschaftlicher Verbindung. Sie berechnete ebenfalls und hatte zu Madame Gohier gesagt: „Meine Freundschaft mit Ihnen wird auf alle Verläumdungen antworten." Barras der das Ende seiner politischen Bedeutsamkeit herannahen fühlte und in Bonaparte einen unvermeidlichen Nachfolger sah, haßte ihn aus tiefster Seele. Er würde ihm, wie früher, geschmeichelt haben, aber er fühlte sich von ihm mehr als jemals verachtet und hielt sich von ihm entfernt. Bonaparte hegte gegen diesen unwissenden, übersättigten und verdorbenen Epikuräer einen Abscheu, der alle Tage unüberwindlicher wurde. Der Name Pourri, den er ihm und seinen Anhängern gegeben, bewies hinlänglich seine Abneigung und seinen Abscheu. Es war äußerst schwierig, daß er einwilligte, sich mit ihm zu verbinden.

Es blieb nun noch ein sehr wichtiger Mann übrig und dies war Sieyes, der Roger-Ducos mit sich fortriß. Indem man Sieyes im Augenblicke des 30. Prairial ins Direktorium brachte, schien es, als wenn man sich ihm hätte in die Armee werfen wollen. Bonaparte war beinahe erzürnt auf ihn, daß er es gewagt während seiner Abwesenheit den ersten Platz in der Republik einzunehmen, einen Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und in den Parteien Hoffnungen erweckt zu haben. Er hatte gegen ihn einen unerklärlichen Widerwillen. Obgleich von einander durch Genie wie Gewohnheiten sehr verschieden, hatten sie doch genug Ueberlegenheit des Geistes, um sich gegenseitig zu verständigen und sich ihre Verschiedenheiten zu verzeihen, aber sie waren zu stolz, um sich Zugeständnisse zu machen. Unglücklicherweise hatten sie sich noch nicht gesprochen und zwei große Geister, die sich noch nicht ge-

schmeichelt, sind von Natur schon fremd. Sie beobachteten sich und jeder von ihnen erwartete, daß der andere den ersten Schritt thun würde. Sie begegneten sich bei einem Diner bei Gohier. Bonaparte hatte sich weit genug erhaben über Moreau gefühlt, um gegen ihn die ersten Schritte zu thun, glaubte aber nicht, dies bei Sieyes thun zu können, und sprach deshalb nicht mit ihm. Dieser beobachtete dasselbe Stillschweigen. Beide zogen sich wüthend zurück. „Haben Sie diesen kleinen Unverschämten gesehen?“ sagte Sieyes, „er hat es nicht der Mühe werth gefunden, das Mitglied einer Regierung zu grüßen, die ihn hätte sollen erschießen lassen.“ „Welchen Einfall hat man da gehabt,“ sagte Bonaparte, „diesen Priester in's Direktorium zu ernennen. Er ist an Preußen verkauft und wenn man nicht auf seiner Hut ist, so wird er die Republik an dies Reich verrathen.“ So trägt selbst bei den ausgezeichnetsten Menschen der Stolz den Sieg über die Politik davon. Wenn es übrigens nicht so wäre, so würden sie auch nicht mehr jene stolze Anmaßung besitzen, die sie zur Herrschaft über die Menschen besonders geeignet macht.

Demzufolge war die Person, die zu gewinnen Bonaparte am meisten Interesse hatte, diejenige, gegen die er die größte Abneigung und Entfremdung fühlte. Aber ihre Interessen waren so identisch, daß sie durch ihre Anhänger beinahe gegen ihren Willen einander genähert werden mußten.

Während man sich so beobachtete und der Zudrang zu Bonaparte täglich zunahm, hatte dieser noch unentschieden über den Entschluß, den er ergreifen sollte, die Direktoren Gohier und Ducos sondirt, ob sie zustimmen würden, daß er Direktor würde, obgleich er nicht das vorschriftsmäßige Alter hatte. Es war an Sieyes Platz, in den er hätte bei der Regierung eintreten mögen. Indem er Sieyes ausschloß, ward er der Herr seiner

übrigen Collegen und sicher unter ihrem Namen nach seinem Sinne zu regieren. Es war dies ohne Zweifel nur eine sehr unvollkommener Erfolg, aber doch immerhin ein Mittel zur Macht zu gelangen, ohne gerade eine Revolution zu bewerkstelligen, und war er nur einmal im Besitz derselben, so hatte er hinlänglich Zeit zu warten. Sei es nun, daß er aufrichtig war, oder daß er sie nur zu täuschen beabsichtigte, indem er sie überreden wollte, seine ehrgeizigen Ansprüche erstreckten sich nicht über eine Stelle im Direktorium, kurz er sondirte sie und fand sie betreffs des Alters gänzlich unzugänglich. Eine Befreiung, wenn auch durch die Conseils ertheilt, erschien ihnen als eine Verletzung der Verfassung. Er mußte auf diese Idee verzichten.

Die beiden Direktoren Gohier und Moulins, die sich über den Eifer, den Bonaparte für die politischen Angelegenheiten und Beschäftigungen zeigte, zu beunruhigen anfingen, beabsichtigten ihn zu entfernen, indem sie ihm das Commando einer andern Armee gaben. Sieyes war nicht dieser Ansicht und sagte ziemlich mürrisch, da man davon sprach, ihn nach Italien zu schicken, daß man, weit entfernt ihm Gelegenheit zu geben, sich neuen Ruhm zu erwerben, ihn im Gegentheil vergessen und in Vergessenheit gerathen machen müsse, so sagte Barras, daß er dort nur zu gut seine Rechnung gefunden hätte, um nicht Lust zu haben, wieder dahin zurückzukehren. Es wurde wirklich entschieden, daß man ihn, irgend ein Commando zu übernehmen, einladen und ihm die Wahl der Armee überlassen sollte.

Bonaparte begab sich aufgefordert nach dem Direktorium. Er war von der Aeußerung von Barras unterrichtet. Ehe man ihm noch die Ursache seiner Berufung mitgetheilt, nahm er mit einem hohen und drohenden Tone das Wort, wiederholte die Aeußerung, über die er sich zu beklagen hatte, und sagte, Barras fest

ins Auge fassend, daß, wenn er auch in Italien sein Glück gemacht, dies doch nicht auf Kosten der Republik geschehen sei. Barras schwieg. Der Präsident Gohier erwiederte Bonaparte, daß die Regierung überzeugt sei, daß seine Lorbeeren die einzigen Glücksgüter seien, die er von Italien mitgebracht. Er theilte ihm ferner mit, daß die Regierung ihn einlade, ein neues Commando zu übernehmen und die Wahl der Armee seinem Wunsche und Gutdünken überlasse. Bonaparte erwiederte kalt, daß er sich von seinen Anstrengungen noch nicht erholt, der Uebergang aus einem trocknen, heißen, in ein feuchtes Klima ihn allzusehr angegriffen hätte, und er nothwendig einiger Zeit bedürfe, um sich gänzlich zu erholen. Er zog sich dann ohne weitere Erklärung zurück. Ein solcher Auftritt mußte das Direktorium von seinen Absichten, so wie ihn selbst von ihrem Argwohn völlig unterrichten.

Dies war ein weiteres Motiv zur Beschleunigung seiner Pläne. Seine Brüder, so wie seine gewöhnlichen Rathgeber, Röderer, Real, Regnault de Saint-Jean d'Angely, Bruix und Talleyrand führten ihm täglich Mitglieder der gemäßigten und politischen Partei des Conseils zu. Aus dem Rathe der Fünfhundert waren dies: Boulay von der Meurthe, Gaudin, Chazal, Cabanis und Chenier; im Rathe der Alten: Cornudet, Lemercier, Fargues und Daunou. Ihre einstimmige Ansicht war, daß man sich der wahren, der Reformpartei anschließen und sich mit Sieyes vereinigen müsse, welcher eine bereits entworfene Constitution bereit und die Majorität im Rathe der Alten habe. Bonaparte war wohl ganz ihrer Ansicht und sah ein, daß ihm keine andere Wahl übrig blieb, aber man mußte ihn Sieyes nähern. Die Interessen waren indeß so mächtig und zwischen dem Stolz Beider gab es so feine gewandte Vermittler, daß der Schluß des Bündnisses sich

nicht mehr lange verzögern konnte. Herr von Talleyrand würde noch weit rauhere und unzugänglichere Leidenschaften ausgesöhnt haben, als die, welche diese beiden Männer trennten. Bald war die Unterhandlung begonnen und beendet. Man kam überein, daß Frankreich unter den Auspicien von Bonaparte und Sieyes eine neue und kräftigere Verfassung erhalten sollte. Ohne daß man sich über die Form und Art dieser Verfassung näher aussprach, wurde schon stillschweigend angenommen, daß sie republikanisch sein, aber Frankreich von denen befreien sollte, welche Beide „die Schwätzer" nannten, und daß dieselben den zwei mächtigen Geistern, die sich verbanden, den größten Theil des Einflusses und der Gewalt geben mußte. Ein systematischer Geist, der auf die schon zu lange verzögerte Ausführung seiner Entwürfe hofft und ein Ehrgeiziger, der die Herrschaft der Welt anstrebt, waren bei der Leerheit aller bestehenden Systeme und der Nichtigkeit aller politischen Kräfte, wie geschaffen, um sich erfolgreich zu verbünden. Die Unverträglichkeit ihrer Launen übte auf sie keinen Einfluß aus. Die Geschicklichkeit der Vermittler, wie der gewaltige Ernst der beiderseitigen Interessen genügten, um diesem Uebelstand wenigstens für einen Augenblick abzuhelfen, und ein Augenblick genügte, um eine Revolution herbeizuführen. Bonaparte war demnach entschieden, mit Sieyes und Roger-Ducos zu handeln. Gegen Barras bewies er noch immer eine gleiche Abneigung, gegen Gohier und Moulins dieselben Rücksichten, und gegen alle Drei eine gleiche Zurückhaltung. Aber Fouché, gewandt, den aufsteigenden Stern zu entdecken, sah nur mit dem größten Schmerze und Widerwillen die Abneigung Bonaparte's gegen seinen Beschützer Barras und war ganz trostlos, daß Barras nichts that, um diese Abneigung zu besiegen. Er war für sich ganz entschieden, in das Lager des neuen Cäsars überzugehen,

aber da ihn ein Rest von Scham zurückhielt, seinen alten Beschützer zu verlassen, so wollte er denselben mit sich fortziehen. Fouché war stets eifrig um Bonaparte beschäftigt und von demselben auch gut aufgenommen, da er das Portefeuille der Polizei hatte; er suchte dessen Widerwillen gegen Barras zu bekämpfen. Er wurde darin durch Real, Bruix und andere Rathgeber des Generals unterstützt. Als er glaubte, seine Absicht sei gelungen, forderte er Barras auf, Bonaparte zu Tische einzuladen. Barras bat ihn für den 8. Brumaire (30. Oktober) zu Tische und Bonaparte nahm die Einladung an. Nach dem Diner fingen sie an sich von Geschäften zu unterhalten. Bonaparte und Barras erwarteten sich. Barras berührte zuerst diesen Gegenstand. Er fing mit allgemeinen Bemerkungen über seine gegenwärtige persönliche Lage an. Da er ohne Zweifel hoffte, Bonaparte werde das Gegentheil versichern, sprach er von seiner schlechten Gesundheit, und sagte, er sei abgenützt und zur Entsagung der politischen Thätigkeit verurtheilt. Da Bonaparte noch immer schwieg, so fügte er hinzu, die Republik sei desorganisirt, und man müßte, um sie zu retten, die Macht concentriren. Er nannte den General Hedouville als zu einer solchen Stelle würdig. Hedouville war eben so unbekannt als unfähig. Barras verhehlte nur seinen Gedanken und nannte Hedouville, um sich nicht selbst zu nennen. „Was Sie anbelangt, General," sagte er, „Sie beabsichtigen Sich zu der Armee zu begeben, gehen Sie, erwerben Sie dort neuen Ruhm und erheben Sie Frankreich wieder zu seinem wahren Range. Was mich anbelangt, so will ich die Zurückgezogenheit und Ruhe aufsuchen, deren ich so sehr bedarf."

Bonaparte warf einen starren Blick auf Barras, antwortete nichts und ließ die Unterredung dabei stehen. Barras, ganz verwirrt, sprach weiter kein Wort mehr.

Bonaparte zog sich augenblicklich zurück, begab sich jedoch, ehe er das Luxembourg verließ, zu Sieyes. Er kam, um ihm ausdrücklich zu erklären, daß er nur mit ihm allein verbündet sein wolle, und daß sie nunmehr nur die Mittel zur Ausführung ihrer Pläne zu besprechen hätten. Das Bündniß wurde bei dieser Zusammenkunft besiegelt und man kam überein, Alles für den 18. oder 20. Brumaire vorzubereiten.

Als Bonaparte nach Hause kam, fand er bereits Fouché, Real und die Freunde von Barras. „Nun, Euer Barras, wißt Ihr, was er mir vorgeschlagen?" sagte Bonaparte bei ihrem Anblicke, „einen Präsidenten, und zwar Hedouville, d. h. ihn zu ernennen, und ich sollte zur Armee abgehen. Es ist nichts zu machen mit einem solchen Menschen." Die Freunde von Barras wollten ihn wegen seines ungeschickten Benehmens entschuldigen, aber Bonaparte gab nicht viel darauf und wechselte bald den Gegenstand des Gesprächs, denn sein Entschluß war nunmehr gefaßt. Fouché begab sich augenblicklich zu Barras, um ihm Vorwürfe zu machen und ihn aufzufordern, sein unbeholfenes und unkluges Betragen zu verbessern.

Barras begab sich in der That am nächsten Morgen zu Bonaparte, um die Ausdrücke vom vorhergehenden Tage zu entschädigen und ihm seine Ergebenheit und Mitwirkung zu Allem, was er unternehmen wollte, anzubieten. Bonaparte beachtete ihn nur wenig, antwortete ihm mit Allgemeinheiten, und sprach nun seinerseits von Erschöpfung, zerrütteter Gesundheit und Widerwillen gegen Menschen und Geschäfte.

Barras sah, daß er verloren und seine politische Rolle zu Ende gespielt sei. Es war Zeit, daß er endlich die Früchte seiner zweifachen Intriguen und seiner feigen Abtrünnigkeit ärntete. Die eifrigen wollten seit seinem Benehmen gegen die Reitschulgesellschaft, nichts mehr von

ihm wissen, und die, der Verfassung des Jahres III anhänglichen Republikaner hegten nur Argwohn und Verachtung gegen ihn. Die Reformatoren und Politiker sahen in ihm nur einen der öffentlichen Achtung und des Ansehens verlustigen Mann und legten ihm den von Bonaparte zuerst gebrauchten Namen Pourri bei. Es blieben ihm nur einige Intriguen mit den Royalisten übrig, die er durch gewisse auf seinem Hofe verborgene Emigranten noch fortwährend unterhielt. Diese Intriguen waren schon sehr alt, denn sie hatten schon seit dem 18. Fructidor ihren Anfang genommen. Er hatte dieselben dem Direktorium mitgetheilt und sich autorisiren lassen, dieselben weiter zu verfolgen, um die Fäden der Gegenrevolution in den Händen zu haben. Er hatte sich so die Mittel gesichert, nach seinem Gutdünken entweder die Republik oder den Prätendenten zu verrathen. Es handelte sich in diesem Augenblicke bei dem Letzteren um einige Millionen, um seine Rückkehr zu unterstützen. Es ist übrigens sehr möglich, daß Barras es nicht aufrichtig mit dem Prätendenten meinte, denn alle seine Neigungen mußten ihn immer zur Republik hinziehen. Aber die Neigungen dieses alten, lasterhaften Taugenichts genau zu erkennen, ist allzuschwierig und vielleicht kannte er sie selbst nicht einmal. Außerdem trägt, bei einem solchen Höhepunkt moralischer Verdorbenheit, Geld immer den Sieg über alle natürlichen Neigungen und politische Sympathien davon.

Fouché, verzweifelt, seinen Beschützer verloren und sich in dessen Ungnade verwickelt zu sehen, verdoppelte seine Aufmerksamkeiten gegen Bonaparte. Dieser, einem solchen Manne mißtrauend, verbarg ihm alle seine Geheimnisse, aber Fouché ließ sich dadurch nicht abschrecken, denn er sah den Sieg Bonaparte's gesichert, und beschloß durch seine Dienste dessen Strenge zu besiegen. Er hatte das Portefeuille der Polizei, führte dieselbe gewandt

und wußte, daß man sich überall verschwor. Er hütete sich wohl, das Direktorium davon zu benachrichtigen, da dessen Majorität, aus Gohier, Moulins und Barras von seinen Enthüllungen, einen den Verschwornen verhängnißvollen Gebrauch machen konnte.

Bonaparte war ungefähr vierzehn Tage in Paris und schon war Alles vorbereitet. Berthier, Lannes, Murat gewannen ihm jeden Tag neue Offiziere und Generale. Unter diesen hatte sich Bernadotte aus Eifersucht, Jourdan aus Anhänglichkeit an die Republik und Augereau aus Jakobinismus zurückgezogen und allen Patrioten der Fünfhundert ihre vollen Befürchtungen mitgetheilt, aber die große Masse der Offiziere wie Generale war für Bonaparte gewonnen.

Moreau, ein aufrichtiger Republikaner, durch den herrschenden Patrioten verdächtig und mit dem Direktorium, das seine Talente so schlecht belohnt hatte, unzufrieden, hatte keine andere Unterstützung und Hülfe zu erwarten, als von Bonaparte. Von ihm geschmeichelt und gänzlich seiner Sache anhänglich gemacht, erklärte er, daß er alle seine Plane unterstützen wolle. Er wollte nicht ins Geheimniß gezogen werden, da er gegen alle politischen Intriguen Abscheu hegte, verlangte aber im Augenblick der Ausführung gerufen zu werden. Zu Paris standen das achte und neunte Dragonerregiment, welche früher unter Bonaparte in Italien gedient hatten und ihm ganz ergeben waren. Das 21ste Jägerregiment, das er organisirt hatte, als er die Armee des Innern commandirte, und das früher Murat in seinen Reihen zählte, war ebenfalls seiner Sache ergeben und gehörte ihm ganz an. Diese Regimenter verlangten immer vor ihm zu defiliren. Die Offiziere der Garnison, die Adjutanten der Nationalgarde, verlangten ebenfalls ihm vorgestellt zu werden und hatten es bis jetzt noch nicht erlangen können. Er verschob diese Vorstellung immer, da

er sie mit der Ausführung seiner Plane zu vereinigen gedachte. Seine beiden Brüder, Lucian und Joseph und die Deputirten seiner Partei, machten in den Conseils täglich neue Eroberungen.

Auf den 15. Brumaire wurde mit Sieyes eine Zusammenkunft verabredet, um sich über den Plan und die Mittel zu dessen Ausführung zu verständigen. Denselben Tag sollten die Mitglieder der Kammern dem General Bonaparte, wie bei seiner Rückkehr aus Italien, ein Bankett geben. Diesmal war dieses Fest nicht, wie damals offiziell. Der Gegenstand war im geheimen Comité vorgebracht worden, aber die Fünfhundert, welche im ersten Augenblicke von Bonaparte's Landung, um den General in der Person seines Bruders zu ehren, Lucian zum Präsidenten, ernannt hatten, waren jetzt mißtrauisch geworden, und weigerten sich, ihm ein Bankett zu geben. Da entschied man sich dann, daß dasselbe im Subscriptionswege stattfinden solle. Die Zahl der Unterschriften belief sich übrigens auf 6 – 700. Das Bankett fand in der Kirche Saint-Sulpice statt und war kalt und schweigsam. Man beobachtete sich gegenseitig und trug die größte Zurückhaltung zur Schau. Es war ersichtlich, daß man den Ausbruch eines großen Ereignisses erwartete und dasselbe das Werk einer großen Anzahl der Beiwohnenden war. Bonaparte war düster und schweigsam. Es war dies ganz natürlich, denn nach diesem Feste sollten Ort und Stunde des Ausbruchs der Verschwörung festgesetzt werden. Kaum war das Diner zu Ende, so erhob er sich, machte mit Berthier die Runde um die Tafeln, richtete einige Worte an die Deputirten und zog sich dann rasch zurück.

Er begab sich zu Sieyes, um mit ihm die letzten Verabredungen zu treffen. Man kam daselbst über die Regierung überein, die man an die Stelle der Alten setzen wollte. Es wurde bestimmt, daß man die Kammer

auf drei Monate suspendiren, die fünf Direktoren durch drei provisorische Consuln ersetzen sollte, welche Letztere dann während dieser drei Monate eine Art Dictatur ausüben und mit Entwurf einer Constitution beauftragt werden sollten. Bonaparte, Sieyes und Roger-Ducos, sollten die drei Consuln sein. Es handelte sich nur darum, die Mittel zur Ausführung festzustellen. Sieyes hatte die sichere Majorität im Rathe der Alten.

Da man alle Tage von den aufrührerischen Planen der Jakobiner sprach, so verfiel man auf die Idee, ihnen ein Attentat gegen die Nationalrepräsentation unterzuschieben. Die Commission der Inspektoren der Alten, Sieyes ganz ergeben, sollte vorschlagen, den gesetzgebenden Körper nach Saint Cloud zu verlegen. Die Verfassung gab in der That dem Rathe der Alten das Recht zu einem solchen Schritte. Diese Kammer sollte aber dieser Maaßregel noch eine andere, durch die Verfassung nicht begründete hinzufügen, indem sie den Schutz dieser Uebersetzung der Conseils einem Generale ihrer Wahl, d. i. Bonaparte, anvertraute. Die Alten sollten ihm gleichzeitig das Commando der 17. Militärdivision und aller zu und um Paris gelegenen Truppen übertragen. Bonaparte sollte mit diesen Streitkräften den gesetzgebenden Körper nach Saint-Cloud geleiten. Dort hoffte man der Fünfhundert Meister zu werden und ihnen das Decret eines provisorischen Consulats entreißen zu können. Sieyes und Roger-Ducos sollten am selben Tage ihre Entlassung aus dem Direktorium einreichen. Das Entlassungsgesuch von Gohier, Moulins und Barras beabsichtigte man zu erzwingen. Dadurch war das Direktorium durch die Auflösung der Majorität desorganisirt, und man konnte dann den Fünfhundert sagen, daß es keine Regierung mehr gebe und sie nöthigen, die drei Consuln zu ernennen. Dieser Plan war ganz vorzüglich entworfen, denn, wenn man eine politische Umwälzung bewirken

will, so muß man das Ungesetzliche immer so sehr als möglich verdecken, sich der Ausdrücke und Gesetze einer Verfassung, so wie der Mitglieder der Regierung selbst bedienen, um Beides zu stürzen.

Man bestimmte den 18. Brumaire zur Bewirkung des Uebersiedlungsdekretes, und den 19. zu der entscheidenden Sitzung in Saint-Cloud. Man theilte sich in die Aufgabe. Das Decret der Uebersiedlung und die Aufgabe, dasselbe durchzusetzen, wurde Sieyes und seinen Freunden anvertraut. Bonaparte nahm es über sich, die bewaffnete Gewalt zu erlangen und die Truppen gegen die Tuilerien zu führen.

Da endlich Alles genau verabredet war, trennten sie sich. Es herrschte überall nur das Gerücht von einem großen Ereignisse, das seinem Ausbruche nahe sei; aber man wußte noch nichts Näheres zu sagen. Dies ist von jeher der Lauf der Dinge gewesen. Es kann keine Revolution gelingen, als eine solche, deren Ausbruch schon voraus gesehen werden kann. Fouché hütete sich, die drei von der Verschwörung nicht unterrichteten Direktoren zu warnen und von den Planen der Verschworenen in Kenntniß zu setzen. Dubois-Crancé war ungeachtet der Hochachtung, die er gegen Bonaparte's militärische Talente und Ruhm hatte, doch ein warmer Patriot; er erhielt von dessen Planen Kunde, eilte zu Gohier und Barras, um sie davon zu unterrichten, fand aber keinen Glauben. Sie glaubten wohl an seinen gewaltigen Ehrgeiz, aber nicht an eine schon zum Ausbruche bereite Verschwörung. Barras sah wohl eine große Bewegung voraus, aber da er sich nach jeder Richtung hin, auf jede Weise verloren fühlte, ließ er sich feigherzig von den Ereignissen mit fortreißen.

Die Commission der Alten, welche durch den Deputirten Cornet präsidirt wurde, hatte den Auftrag in der

Nacht vom 17. zum 18. Brumaire Alles vorzubereiten, um Tages darauf die Erlassung des Translationsdekrets zu bewirken. Man schloß die Fensterladen und ließ die Vorhänge herunter, damit das Publikum durch den Lichtschein in den Büreau's nicht von der Nachtarbeit der Commission unterrichtet werde. Man berief den Rath der Alten für sieben und den der Fünfhundert für eilf Uhr zusammen. Auf diese Weise mußte das Translationsdecret schon erlassen sein, noch ehe die Fünfhundert ihre Sitzung begannen, und da in dem Augenblicke, wo das Translationsdecret erlassen wurde, durch die Verfassung jede weitere Berathung untersagt war, so schloß man durch dessen Bekanntmachung die Tribüne der Fünfhundert und ersparte sich dadurch jede weitere unangenehme Discussion. Man traf außerdem noch eine andere Vorsichtsmaaßregel, die darin bestand, daß man bei gewissen Deputirten die Absendung der Einberufungsbriefe absichtlich verzögerte. Man war dadurch gewiß, daß jene, die man beargwohnte, erst nach Entlassung des Decrets eintreffen würden.

Bonaparte hatte seinerseits ebenfalls alle nothwendigen Vorsichtsmaaßregeln getroffen. Er hatte den Oberst Sebastiani, der das neunte Dragonerregiment befehligte, rufen lassen, um sich von den Gesinnungen desselben zu versichern. Dieses Regiment bestand aus 400 Mann zu Fuß und 600 Berittenen. Es enthielt zwar nur junge Soldaten, aber die alten Soldaten von Arcole und Rivoli gaben den Ton an. Der Oberst verbürgte bei Bonaparte die anhänglichen Gesinnungen des Regiments. Man kam überein, daß der Oberst unter dem Vorwande einer Revue um fünf Uhr aus den Casernen rücken, seine Mannschaft theils auf dem Platze der Revolution, theils im Garten der Tuilerien aufstellen und er selbst mit 200 Berittenen die Rue Mont-Blanc und die Rue Chantereine besetzen sollte.

Bonaparte ließ dann den Obersten der übrigen Cavallerie-Regimenter sagen, daß er sie am 18. die Revue passiren lassen würde. Ebenso ließ er alle Offiziere, die ihm vorgestellt zu werden wünschten, benachrichtigen, daß er sie am Morgen desselben Tages empfangen würde. Um die ungewöhnliche Wahl der Stunde zu entschuldigen, schützte er eine Reise vor. Er ließ Moreau und alle Generale ersuchen, daß sie um dieselbe Stunde sich bei ihm in der Rue Chantereine einfinden möchten. Um Mitternacht sandte er einen Adjutanten zu Lefebvre, um ihn ersuchen zu lassen, daß er sich um sechs Uhr Morgens zu ihm begeben möchte. Lefebvre war zwar dem Direktorium ganz ergeben, aber Bonaparte rechnete fest darauf, daß er seinem Einflusse auf ihn nicht widerstehen würde. Er hatte weder Bernadotte noch Augereau von seinen Absichten weiter verständigen lassen. Um Gohier zu täuschen, hatte er die Vorsicht gebraucht, sich bei ihm mit seiner ganzen Familie am 18. selbst zu Tische zu laden, und um ihn zu bewegen, seine Entlassung einzureichen, ließ er ihn durch seine Frau für den kommenden Tag um 8 Uhr zum Frühstück bitten.

Am 18. Morgens zeigte sich überall eine gewaltige Bewegung, die selbst denen unerwartet kam, die doch beigetragen hatten, sie hervorzurufen. Zahlreiche Reiterei-Abtheilungen eilten über die Boulevards, und Alles was sich nur an Offizieren und Generalen in Paris befand, eilte in Staatsuniform nach der Rue Chantereine, ohne zu wissen, welche Menge man bereits dort versammelt antreffen würde. Die Deputirten, im Rathe der Alten, eilten an ihre Posten, ganz erstaunt über diese plötzliche Zusammenberufung. Die Mehrzahl der Fünfhundert wußte nicht, was vorging. Gohier, Moulins und Barras waren über alle Vorfälle in tiefer Unwissenheit. Aber Sieyes, der seit einiger Zeit Unterricht im Reiten

nahm, und Roger-Ducos waren bereits zu Pferde und eilten nach den Tuilerien.

Sobald die Alten versammelt waren, nahm der Präsident der Commission der Inspektoren das Wort.

Die Commission, welche über die Sicherheit des gesetzgebenden Körpers zu wachen beauftragt sei, sagte er, habe erfahren, daß unheildrohende Pläne angesponnen wären, daß eine Menge Verschwörer nach Paris eilten, geheime Versammlungen und Berathungen hielten und Anschläge gegen die Freiheit der Nationalrepräsentation vorbereiteten. Der Deputirte Cornet fügte hinzu, daß der Rath der Alten das Mittel in Händen habe, die Republik zu retten und daß er davon Gebrauch machen müsse. Dies einzige Mittel sei, den gesetzgebenden Körper nach Saint-Cloud zu verlegen, denselben so den Anschlagen der Verschwörer zu entziehen, während dieser Zeit die Ueberwachung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit einem General anzuvertrauen, der fähig wäre, dieselbe zu sichern, und Bonaparte als diesen General zu erwählen. Kaum war die Lesung des Vorschlags und des Dekrets geendet, als sich in der Versammlung eine gewisse Bewegung kund gab. Einige Mitglieder wollten gegen den Antrag kämpfen; Cornudet, Lebrun und Regnier unterstützten denselben. Der Name Bonaparte, welchen man geltend gemacht hatte und dessen Beistand man sich gesichert wußte, entschied die Majorität. Um acht Uhr war das Dekret bereits erlassen.

Bonaparte wurde zum Oberbefehlshaber aller in der 17. Militärdivision inbegriffenen Truppen, der Garde des gesetzgebenden Körpers, der Garde des Direktoriums und der Nationalgarde von Paris und der Umgegend ernannt. Lefebvre, der gegenwärtige eigentliche Commandant der 17. Militärdivision, wurde unter seine Befehle gestellt. Bonaparte erhielt den Befehl, vor den Schranken das Dekret in Empfang zu nehmen und in

die Hände des Präsidenten den Eid der Treue zu leisten. Ein Staatsbote wurde beauftragt, das Dekret sogleich dem General zu überbringen.

Der Staatsbote, welcher der Deputirte Cornet selbst war, fand die Boulevards von zahreicher Cavallerie besetzt und die Rue Montblanc und die Rue Chantereine mit Offizieren und Generalen in voller Parade angefüllt. Alle eilten, der Einladung des Generals Bonaparte zu genügen. Die Salons desselben waren zu klein, um so viele Besuchende aufzunehmen; er ließ die Thüre öffnen, trat auf die Vortreppe und haranguirte die Offiziere. Er sagte ihnen, daß Frankreich in Gefahr sei und daß er auf ihre Unterstützung zähle, um das Vaterland zu retten. Als der Deputirte Cornet ihm das Decret übergab, ergriff er es, las es ihnen vor und fragte, ob er auf ihren Beistand rechnen könne.. Alle antworteten, die Hand auf ihre Säbel legend, daß sie bereit wären, ihn zu unterstützen. Er wandte sich auch an Lefebvre. Dieser, so viele Truppen ohne seinen Befehl in Bewegung sehend, hatte sich an den Obrist Sebastiani gewandt und ihn um die Ursache befragt, der Obrist ihn aber, ohne seine Frage zu beantworten, aufgefordert, bei dem General Bonaparte einzutreten, was er auch mit ziemlich übler Laune that „Nun Lefebvre," sagte Bonaparte, „Sie, eine der Stützen der Republik, wollen Sie selbe unter den Händen der Advokaten zu Grunde gehen lassen? Sehen Sie," fuhr Bonaparte fort, indem er einen Säbel ergriff, „Hier ist der Säbel, den ich in der Schlacht bei den Pyramiden getragen, ich mache Ihnen denselben, als ein Pfand meiner Achtung und meines Zutrauens, zum Geschenk." „Ja," erwiederte Lefebvre sehr gerührt, „werfen wir die Advokaten in den Fluß." Joseph hatte Bernadotte mitgebracht, aber als dieser sah, um was es sich hier handelte, zog

er sich gleich zurück, um die Patrioten davon zu benachrichtigen.

Fouché, obgleich nicht mit ins Vertrauen gezogen, aber doch von dem Ereignisse benachrichtigt, hatte die Barrieren schließen und die Posten, so wie die öffentlichen Wagen anhalten lassen. Er eilte sogleich zu Bonaparte, um ihn davon zu benachrichtigen und ihm seine Ergebenheit zu versichern. Bonaparte, der ihn bis jetzt immer bei Seite geschoben hatte, stieß ihn nicht zurück, aber bemerkte ihm, daß seine Vorsichtsmaaßregeln unnütz seien, und man weder die Barrieren zu schließen, noch den gewöhnlichen Lauf der Angelegenheiten zu unterbrechen brauche; er gehe Hand in Hand mit der Nation und zähle auf sie. Bonaparte erfuhr in diesem Augenblicke, daß Gohier seine Einladung nicht annehmen wollte, und sprach sein Mißvergnügen hierüber aus. Er ließ ihm durch einen Dritten sagen, daß sein unnützer Widerstand ihn nur verderben würde. Er stieg sogleich zu Pferd, um sich nach den Tuilerien zu begeben und vor dem Rath der Alten den Eid der Treue zu leisten. Beinahe alle Generale der Republik waren zu Pferde an seiner Seite. Moreau, Macdonald, Berthier, Barras, Murat und Leclerc waren als seine ihm untergeordneten Generale hinter ihm. Er begegnete in den Tuilerien die Abtheilungen des 9. Dragonerregiments, haranguirte sie, und nachdem er sie enthusiasmirt hatte, betrat er den Pallast.

Er erschien vor dem Rathe der Alten, von diesem großartigen Generalstabe begleitet. Seine Gegenwart rief eine lebhafte Aufregung hervor, und machte dem Rathe fühlbar, daß er sich mit einem mächtigen Manne verbündet hatte, der alle Mittel zur Ausführung eines Staatsstreiches in seinen Händen hatte. Er trat vor die Schranken.

„Bürger-Repräsentanten," sagte er, „die Republik war vom Untergang bedroht; Euer Dekret hat sie gerettet. Wehe jenen, die sich dessen Ausführung widersetzen wollten! Von meinen Waffengefährten, die hier um mich versammelt sind, unterstützt, werde ich ihre Anstrengungen zu nichte zu machen wissen. Man sucht vergebens in der Vergangenheit Beispiele, um Euere Gemüther zu beunruhigen; nichts in der Geschichte gleicht dem achtzehnten Jahrhundert, und nichts in diesem Jahrhundert gleicht seinem Ende."

„Wir wollen die Republik! Wir wollen sie auf die wahre Freiheit und die repräsentative Regierung gegründet wissen. Wir werden sie haben, ich schwöre es in meinem und meiner Waffengefährten Namen."

„Wir schwören es Alle," wiederholten die vor den Schranken anwesenden Generale und Offiziere. Die Art und Weise, wie Bonaparte seinen Schwur abgelegt, war ausnehmend gewandt, da er es klug zu vermeiden gewußt hatte, die Aufrechthaltung der Verfassung zu beschwören. Ein Deputirter wollte das Wort nehmen, um diese Bemerkung zu machen, aber der Präsident verweigerte es ihm, aus dem Grunde, daß das Translationsdekret jede Berathung verböte. Man ging augenblicklich auseinander. Bonaparte begab sich in den Garten, stieg von allen seinen Generalen begleitet zu Pferde, und hielt über die Regimenter der Garnison, die nach und nach ankamen, Revue ab. Er richtete eine kurze und kräftige Anrede an sie, und sagte ihnen, er wolle eben eine Revolution bewirken, die ihnen Ueberfluß und Ruhm verleihen würde. Der Ruf: „Es lebe Bonaparte!" ertönte in ihren Reihen. Das Wetter war prächtig; der Zulauf ungeheuer und Alles schien den unvermeidlichen Anschlag zu begünstigen, welcher die Anarchie durch die Herrschaft der absoluten Macht ersetzen sollte.

In diesem Augenblicke hatten sich die Fünfhundert, von der sich verbreitenden Umwälzung der Dinge benachrichtigt, ziemlich tumultarisch nach ihrem Sitzungssaal begeben. Kaum waren sie versammelt, als sie auch schon von dem Rathe der Alten das Translationsdekret erhielten. Bei Lesung desselben brachen eine Menge Stimmen zugleich in einen Ausbruch des Unwillens aus, aber der Präsident Lucian Bonaparte brachte sie, kraft der Verfassung, die jede weitere Berathung untersagte, zum Stillschweigen. Die Fünfhundert gingen also gleich auseinander; die Eifrigsten bildeten Zusammenkünfte, um sich gemeinsam zu entrüsten und auf Widerstandsmittel zu denken. Die Patrioten der Vorstädte waren in großer Bewegung und rotteten sich um Santerre zusammen.

Währenddeß hatte Bonaparte die Revue der Truppen beendet, war in die Tuilerien zurückgekehrt und hatte sich zu der Commission der Inspektoren der Alten begeben. Jene der Fünfhundert hatte sich mit der neuen Revolution alsogleich befreundet, und war derselben ohne Weiteres beigetreten, sich im Voraus mit allen Vorbereitungen einverstanden erklärend. Hier mußte man unter dem Vorwande, die Uebersiedlung zu bewerkstelligen, alles Nöthige vorbereiten. Bonaparte blieb fortwährend in der Sitzung. Schon hatte sich der Justizminister Cambacéres zu ihm begeben und Fouché kam ebenfalls. Sieyes und Roger-Ducos hatten ihre Entlassung eingereicht. Es war nothwendig, daß noch eine dritte Entlassung gefordert wurde, damit die Majorität des Direktoriums aufgelöst war, denn dann gab es keine vollziehende Macht mehr, von der man noch allenfalls einen letzten energischen Streich hätte befürchten können. Da man nicht hoffte, daß Gohier oder Moulin sie geben würden, so sandte man Talleyrand und den Admiral Bruix zu Barras, um ihm die seinige zu entreißen.

Bonaparte vertheilte sodann das Commando der

Truppen. Er beauftragte Murat mit einer zahlreichen Cavallerie und einer Grenadier-Abtheilung St. Cloud zu besetzen. Lannes erhielt den Befehl über jene Truppen, welche die Tuilerien besetzt hielten. Moreau erhielt von Bonaparte einen sonderbaren und bei diesem großen Ereigniß am wenigsten ehrenvollen Auftrag, mit 500 Mann das Palais Luxembourg zu bewachen. Er empfing zugleich die Instruktion, die Direktoren eingeschlossen zu halten und zwar unter dem Vorwande, über deren Sicherheit zu wachen, ihnen aber jede Communikation nach Außen strengstens zu untersagen. Der Commandant der Direktorialgarde erhielt von Bonaparte den Befehl, Moreau zu gehorchen, mit seiner Truppe den Pallast zu verlassen und sich zu ihm nach den Tuilerien zu begeben. Serrurier wurde mit einer Reserve bei dem Point du jour aufgestellt. Endlich traf man noch mit Beihülfe Fouché's eine wichtige und letzte Maaßregel. Das Direktorium hatte die Macht, die Munizipalbehörden zu suspendiren; der Minister Fouché handelte in seiner Eigenschaft als Polizeiminister, als wenn er vom Direktorium hierzu beauftragt wäre, suspendirte die zwölf Munizipalbehörden und nahm ihnen so alle Gewalt. Durch dieses Mittel blieb den Patrioten weder beim Direktorium noch bei den zwölf Munizipalitäten, die an die Stelle des ehemaligen großen Gemeinderaths getreten waren, irgend ein Sammelpunkt. Fouché ließ sodann auf allen öffentlichen Orten Bekanntmachungen anschlagen, die die Bürger zur Beobachtung der Ordnung und Ruhe aufforderten und sie versicherten, daß man in diesem Augenblicke daran arbeite, die Republik aus den ihr drohenden Gefahren zu retten.

Diese Maaßregeln hatten den besten Erfolg. Die Autorität des Generals Bonaparte wurde überall anerkannt, obgleich der Rath der Alten ihm dieselbe, der Verfassung zuwider, ertheilt hatte. Diese Kammer konnte

zwar die Translation des gesetzgebenden Körpers anordnen, aber keineswegs einen obersten Befehlshaber der bewaffneten Macht ernennen. Moreau begab sich nach dem Luxembourg und hielt dasselbe mit 500 Mann eingeschlossen. Jubé, der Commandant der Direktorialgarde, gehorchte augenblicklich den empfangenen Befehlen, ließ seine Truppen aufsitzen und verließ den Palast, um sich nach den Tuilerien zu begeben.

Während dieser Zeit waren die drei Direktoren Moulins, Gohier und Barras in einer höchst unangenehmen und grausamen Lage. Moulins und Gohier, endlich die ihnen bisher entgangene Verschwörung bemerkend, eilten zu Barras, um ihn zu fragen, ob er mit ihnen unerschütterlich ausharren und die Majorität bilden wolle. Der wollüstige Direktor befand sich eben im Bade und vernahm kaum, was Bonaparte in Paris bewerkstelligte.

„Dieser Mensch," rief er mit einem groben Fluche aus, „hat uns Alle betrogen." Er versprach, sich mit seinen Collegen zu vereinigen, denn er versprach immer, und sandte seinen Sekretär Bottot nach den Tuilerien, um auf Entdeckungen auszugehen. Kaum aber hatten sich Moulins und Gohier von ihm entfernt, als er in die Hände von Bruix und Talleyrand fiel. Es war nicht besonders schwierig, ihm die Ohnmacht fühlen zu machen, zu der er herabgesunken war, und man hatte nicht zu fürchten, daß er glorreich in der Vertheidigung der Direktorialverfassung zu fallen beabsichtige. Man versprach ihm Ruhe und Vermögen, und er willigte ein, seine Entlassung einzureichen. Man hatte schon einen Brief entworfen, den er unterzeichnete und den Bruix und Talleyrand, Bonaparte zu überreichen eilten. Seit diesem Augenblick bemühten sich Gohier und Moulins vergebens zu ihm zu gelangen, und sie erfuhren, daß er sich bereits ergeben habe. Auf sich allein

beschränkt und ohne das Recht der Berathung zu haben, wußten sie nicht mehr, was sie für einen Entschluß fassen sollten, wollten jedoch, treu gegen die Verfassung des Jahres III, ihre Pflichten erfüllen; sie beschlossen demnach, sich zur Commission der Inspektoren zu begeben und ihre Collegen Sieyes und Roger=Ducos zu fragen, ob sie sich mit ihnen vereinigen wollten, um wieder die Majorität herzustellen und wenigstens das Translationsdekret zu promulgiren. Es war dies eine traurige Hülfsquelle. Man konnte keine bewaffnete Gewalt mehr aufbringen, um sich Bonaparte entgegenzustellen, und daher war es ganz unnütz, in die Tuilerien zu gehen und Bonaparte in Mitte seines Lagers und seiner Streitkräfte zu trotzen.

Sie begaben sich indeß dahin, und man ließ sie ohne Hinderniß gehen. Sie fanden Bonaparte von Sieyes, Roger=Ducos, einer Menge Deputirter und einem zahlreichen Generalstabe umgeben. Bottot, der Sekretair von Barras, war eben sehr schlecht empfangen worden. Bonaparte hatte ihm mit erhobener Stimme gesagt: „Was hat man aus diesem Frankreich gemacht, das ich so glänzend verließ? Ich habe den Frieden zurückgelassen und den Krieg wiedergefunden; ich habe die Millionen Italiens hinterlassen und finde nun verschwenderische Gesetze und Elend. Was ist aus den 100,000 Franzosen, aus allen diesen Gefährten meines Ruhms geworden? Sie sind todt!" Der Abgesandte Bottot hatte sich verwirrt zurückgezogen, als in demselben Augenblicke die Entlassung von Barras ankam und den General wieder beruhigte. Er sagte zu Gohier und Moulins, es sei ihm angenehm, sie zu sehen, er rechne, daß sie ihr Entlassungsgesuch einreichen würden, da er sie für viel zu wohldenkende und gutgesinnte Bürger hielte, als daß sie sich einer unvermeidlichen und dem Staate heilsamen Revolution entgegensetzen würden.

Gohier erwiederte kräftig, daß er mit seinem Collegen Moulins nur gekommen sei, um an der Rettung der Republik zu arbeiten. „Ja," erwiederte Bonaparte, „sie retten, aber wodurch? Mit den Mitteln, die eine schon von allen Seiten zusammenbrechende Verfassung bietet?" — „Wer sagt Ihnen das?" — erwiederte Gohier — „Personen, welche weder den Muth noch den Willen haben, mit der Verfassung zu gehen." Es entspann sich zwischen Gohier und Bonaparte ein ziemlich lebhafter Streit, als man in diesem Augenblicke dem General ein Billet überbrachte.

Es enthielt die Nachricht von einer bedeutenden Bewegung in der Vorstadt St. Antonio. „General Moulins," sagte Bonaparte, „Sie sind ein Verwandter Santerre's?" „Nein," erwiederte Moulins, „ich bin nicht sein Verwandter, wohl aber sein Freund." „Ich erfahre soeben," fügte Bonaparte hinzu, „daß er die Vorstädte aufwiegelt. Sagen Sie ihm, daß ich ihn bei der geringsten Bewegung derselben erschießen lasse." Moulins antwortete sehr heftig, und Bonaparte wiederholte, daß er Santerre erschießen lassen würde." Der Wortwechsel mit Gohier dauerte fort. Bonaparte sagte ihm zuletzt: Die Republik ist in Gefahr, man muß sie retten. Ich will es! Sieyes und Roger-Ducos haben ihre Entlassung eingereicht, Barras hat soeben die seinige gegeben. Sie sind zu zweien, alleinstehend, ohnmächtig, Sie vermögen nichts, ich fordere Sie auf, von einem nutzlosen Widerstand abzustehen." Gohier und Moulins erwiederten, daß sie nicht von ihrem Posten weichen würden. Sie kehrten ins Luxembourg zurück, wo sie in der Folge der, von Bonaparte an Moreau ertheilten Instructionen, augenblicklich verhaftet, von einander getrennt und jedes Verkehres mit außerhalb beraubt wurden. Barras war bereits, von einer Abtheilung Dragoner geleitet, nach seinem Landgute Grosbois abgereist.

Es gab also keine vollziehende Gewalt mehr und Bonaparte hatte allein alle Macht in Händen. Alle Minister waren mit ihm im Saale der Inspektoren versammelt. Alle Befehle gingen von da aus, als dem einzigen Orte, wo noch eine organisirte Macht war. Der Tag endete sich in ziemlicher Ruhe. Die Patrioten bildeten zahlreiche Versammlungen, schlugen verzweifelte Entschlüsse vor, ohne jedoch an die Möglichkeit von deren Ausführung zu glauben, so sehr fürchtete man Bonaparte's Einfluß auf die Truppen.

Den Abend hielt man im Saale der Commission der Inspektoren Rath. Der Gegenstand dieser Berathung war, sich mit den vorzüglichsten Mitgliedern zu verständigen, was man am folgenden Tage in Saint-Cloud thun sollte. Das mit Sieyes verabredete Projekt war, die Vertagung der Conseils und ein provisorisches Consulat zu beantragen. Dieser Vorschlag bot immerhin einige Schwierigkeiten dar. Viele Mitglieder des Raths der Alten, die zur Erlassung des Translationsdekrets ihren Theil beigetragen hatten, erschracken jetzt vor der Herrschaft der Militärpartei. Sie hatten nicht geglaubt, daß man daran dachte, zu Gunsten Bonaparte's und seiner zwei Verbündeten eine Art Dictatur zu errichten, sondern hatte nur gewünscht, daß man das Direktorium in anderer Weise besetzen möchte und ungeachtet der Jugend Bonaparte's würden sie eingewilligt haben, ihn zum Direktor zu ernennen. Sie machten ihm diesen Vorschlag, aber Bonaparte antwortete sehr bestimmt, daß diese Verfassung nicht mehr bestehen könnte, daß eine mehr concentrirte Gewalt hauptsächlich jedoch eine Vertagung aller politischen Streitigkeiten, die die Republik bewegten, nothwendig sei. Die Ernennung der drei Consuln und die Vertagung der Kammern bis zum 1. Ventose wurde demzufolge vorgeschlagen. Nach einer ziemlich

langen Diskussion wurden die vorgeschlagenen Maaßregeln angenommen. Man wählte Sieyes, Bonaparte und Roger-Ducos zu Consuln. Das Project wurde entworfen und sollte am nächsten Morgen zu Saint-Cloud vorgeschlagen werden. Sieyes, der den Gang aller revolutionären Bewegungen kannte, wollte in der Nacht vierzig der vorzüglichsten Tonangeber in den Fünfhundert verhaften lassen. Bonaparte wollte nicht und hatte es später zu bereuen.

Die Nacht war ziemlich ruhig. Am nächsten Morgen war die Straße nach Saint-Cloud mit Truppen, Wagen und Neugierigen besetzt. Im Schlosse waren drei Säle in Stand gesetzt worden, und zwar einer für den Rath der Alten, der zweite für die Fünfhundert und der dritte für die Commission der Inspectoren und Napoleon. Die Vorbereitungen sollten um Mittag beendet sein, waren es aber erst um zwei Uhr. Diese Verspätung wäre den Urhebern der neuen Revolution bald verderblich geworden. Die Deputirten der beiden Kammern gingen in den Garten von Saint-Cloud und unterhielten sich da mit äußerster Lebhaftigkeit. Jene der Fünfhundert, die gereizt waren, daß sie vom Rathe der Alten gewissermaßen hieher deportirt worden waren, ehe sie noch hatten das Wort ergreifen können, fragten sie natürlich, was sie denn eigentlich wollten, und was sie für diesen T g beabsichtigten. „Die Regierung ist aufgelöst," sagten sie; „nun gut, nehmen wir an, daß man eine neue zusammensetzen muß, und dies dringend nothwendig ist, was wollen Sie thun? Wollen Sie statt untauglicher Männer ohne Ruf mächtige Männer an deren Stelle setzen? Wollen Sie Bonaparte zum Direktor machen? Wir sind es zufrieden, und obgleich er noch nicht das durch die Verfassung vorgeschriebene Alter erreicht hat, so willigen wir doch ein."

Diese dringenden Fragen brachten die Alten in Verlegenheit. Man mußte eingestehen, daß man etwas anderes beabsichtigte und auf den Umsturz der Verfassung bedacht sei. Einige von den Alten gaben hierüber Andeutungen, die jedoch sehr schlecht aufgenommen wurden. Die Alten, schon am vorhergehenden Abend über die Vorgänge im Saale der Commission der Inspektoren erschrocken, wurden ganz wankend gemacht, als sie sahen, auf welchen Widerstand die fraglichen Vorschläge in den Fünfhundert stoßen würden. Von diesem Augenblick an schienen die Gesinnungen des gesetzgebenden Körpers zweifelhaft und die neue Revolution gefährdet.

Bonaparte war bereits zu Pferde an der Spitze seiner Truppen. Sieyes und Roger-Ducos hielten eine mit sechs Pferden bespannte Postchaise an dem Gitter von Saint-Cloud bereit. Auch verschiedene andere Personen hatten für den Fall des Mißlingens Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Sieyes bewies übrigens bei diesem Auftritte eine seltene Kaltblütigkeit, eine Gegenwart des Geistes. Man fürchtete, daß Augereau oder Jourdan, oder Bernadotte vielleicht kommen würden, um die Truppen zu haranguiren, und gab deshalb den Befehl, das erste Individuum, das sie anreden wollte, gleichviel, ob es ein General oder ein Repräsentant sei, augenblicklich niederzuhauen. Die Sitzung der beiden Kammern wurde um zwei Uhr eröffnet. Im Rathe der Alten erhoben sich Beschwerden von Seite derjenigen Mitglieder, die am vergangenen Tage nicht zur Discussion über das Translationsgesetz berufen worden waren. Diese Reclamationen wurden beseitigt und man beschäftigte sich dann mit einer Notification an die Fünfhundert, um ihnen anzuzeigen, daß der Rath in der Majorität versammelt und zur Berathung bereit sei. Bei den Fünfhundert begann die Berathung in ganz anderer Weise. Der

Deputirte Gaudin, der von Sieyes und Bonaparte den Auftrag hatte, die Discussionen zu eröffnen, sprach zuerst von den Gefahren, welchen die Republik ausgesetzt sei, und schlug zwei Maaßregeln vor, und zwar zuerst: dem Rathe der Alten für die Versetzung des gesetzgebenden Körpers nach Saint-Cloud zu danken und dann eine Commission zu bilden, die beauftragt werden sollte, über die Gefahren der Republik, so wie die Mittel, zu deren Beseitigung einen ausführlichen Bericht zu beachten. Wäre dieser Antrag angenommen worden, so hatte man bereits einen Bericht entworfen und darin die Errichtung des Consulats und die Vertagung der Kammern vorgeschlagen. Aber kaum hatte der Deputirte Gaudin zu sprechen aufgehört, als sich ein wüthender Sturm in der Versammlung erhob. Heftiges Geschrei ertönt von allen Seiten, überall hört man den Ruf: „Nieder mit den Diktatoren! Keine Diktatur! Es lebe die Verfassung!" — „Die Verfassung oder den Tod!" rief Delbrel aus, „die Bajonnette erschrecken uns nicht, wir sind hier frei!" Diesen Worten folgte neues wüthendes Geschrei. Einige wüthende Deputirte wiederholen, den Präsidenten Lucian dabei fest ansehend: „Keine Diktatur! Nieder mit den Diktatoren!" Bei diesem beleidigenden Rufe erhebt sich Lucian und nimmt das Wort: „Ich fühle zu sehr die Würde des Prätendenten," sagte er, „um noch länger die unverschämten Drohungen gewisser Reden anzuhören, ich rufe sie zur Ordnung!" Diese Aufforderung beruhigte sie nicht, sondern machte sie nur noch umgestümer. Nach einem langen Tumulte stellte der Deputirte Grandmaison den Antrag, auf die Verfassung des Jahres III den Eid zu leisten. Der Vorschlag wird alsogleich angenommen und überdies der namentliche Aufruf verlangt, welches ebenfalls genehmigt wurde. Jeder Deputirte leistete dann unter dem Geschrei und Beifallsruf der Anwesenden vor der Tribüne seinen Eid. Selbst Lucian mußte sei-

nen Präsidentenstuhl verlassen und den Eid leisten, der alle Hoffnungen seines Bruders vernichtete.

Die Ereignisse nahmen eine unheildrohende Wendung. Statt eine Commission zu ernennen, um die Reformprojecte anzuhören, wurde ein Eid zur Erhaltung des Bestehenden geschworen, und die bereits zum Wanken gebrachten Mitglieder des Rathes der Alten waren bereit, vor dem Sturme gänzlich zu weichen. Es war eine verfehlte Revolution, und die Gefahr war drohend. Augerau, Jourdan und alle einflußreichen Patrioten waren zu Saint-Cloud, um den günstigen Augenblick zu erwarten, ihrerseits die Truppen zurückzuführen. Bonaparte und Sieyes beschließen augenblicklich kräftig aufzutreten und die schwankende Masse wieder zu gewinnen. Bonaparte entscheidet sich daher, an der Spitze seines Generalstabes vor den beiden Conseils zu erscheinen. Er begegnete Augereau, der ihm mit spöttischem Tone sagte: „Sie sind da in einer schönen Klemme.“ „Die Sachen standen bei Arcole noch weit schlechter,“ erwiederte Bonaparte und begab sich vor die Schranken des Rathes der Alten. Er war nicht an die öffentlichen Versammlungen gewöhnt. Zum ersten Male öffentlich zu sprechen, ist selbst für die größten Geister beschwerlich und beängstigend, selbst wenn es nur bei den gewöhnlichsten Gelegenheiten vorkömmt. Unter solchen Umständen, und für einen Mann, der noch nie vor einer Tribune erschienen war, mußte dies noch weit schwieriger sein. Bonaparte nahm sehr ergriffen das Wort und sprach mit einer zwar gebrochenen, aber doch festen Stimme, wie folgt: „Bürger-Repräsentanten, Sie befinden sich nicht in gewöhnlichen Umständen, Sie stehen auf einem Vulkan. Erlauben Sie mir einige Erklärungen, sie haben die Republik in Gefahr geglaubt, und den gesetzgebenden Körper nach Saint-Cloud versetzt; Sie haben mich herbeigerufen, um die Vollziehung Ihrer Decrete zu sichern

und zu beschützen. Ich verließ meine Wohnung, um Ihren Befehlen zu gehorchen, und schon überhäuft man mich und meine Waffengefährten mit Verläumdungen, man spricht von einem neuen Cromwell, von einem neuen Cäsar. Bürger, wenn ich eine solche Rolle hätte spielen wollen, so wäre mir dies nach meiner Rückkehr aus Italien, im Augenblicke der herrlichsten Triumphe, wo alle Parteien mich dazu aufforderten, wohl ein Leichtes gewesen. Ich habe es damals nicht gewollt, und will es auch heute nicht. Es sind die Gefahren des Vaterlandes allein, die meinen Eifer wie den Ihrigen erweckt haben." Bonaparte entwarf dann, noch immer mit bewegter Stimme, ein Gemälde der gefahrvollen Lage der Republik, die von allen Parteien zerrissen, im Westen von einem neuen Bürgerkriege und im Süden von einer Invasion bedroht wäre. „Kommen wir," fügte er hinzu, „so vielen Uebeln zuvor, und retten wir die beiden Dinge, denen wir schon so viele Opfer gebracht haben, die Freiheit und die Gleichheit."

„Sprechen Sie doch auch von der Constitution," rief ihm der Deputirte Linglet zu. Diese Unterbrechung bringt den General für einen Augenblick aus der Fassung, aber bald faßte er sich und sagte mit gebrochener Stimme: Verfassung? Sie haben keine mehr. Sie selbst haben sie zerstört, als sie am 18. Fructidor die Nationalrepräsentation antasteten, am 22. Floreal die Volkswahlen annullirten und am 30. Prairial die Unabhängigkeit der Regierung angriffen. Diese Verfassung, von der Sie sprechen, ist allen Parteien zur Last geworden; alle Parteien wollen sie vernichten. Sie sind alle zu mir gekommen, um mir ihre Pläne anzuvertrauen und meine Unterstützung zu fordern. Ich habe sie verweigert, aber wenn es sein muß, will ich die Parteien und die Männer nennen." „Nennen Sie dieselben," riefen seine Gegner, „nennen Sie dieselben, verlangen Sie ein geheimes Comité."

Eine lange Aufregung folgte diesen Worten, bis endlich Bonaparte wieder das Wort ergreift und neuerdings die Lage Frankreichs schildernd, die Alten auffordert, die Maaßregeln, welche dasselbe retten können, zu ergreifen. „Von meinen Waffenbrüdern umgeben," sagte er, „werde ich sie zu unterstützen wissen. Ich verlasse mich auf diese braven Grenadiere, deren Bajonette ich erblicke und die ich so oft gegen den Feind geführt; ich vertraue auf ihren Muth, wir werden das Vaterland retten. Und wenn irgend ein Anderer," fügte Bonaparte mit drohender Stimme hinzu, „wenn irgend ein vom Ausland bezahlter Redner davon sprechen sollte, mich außer dem Gesetze zu erklären, so werde ich dann meine Waffenbrüder aufrufen. Bedenken Sie, daß der Gott des Glückes und der Schlachten mich begleiten."

Diese kühnen Worte waren ein Wink für die Fünfhundert. Die Alten nahmen sie sehr gut auf und schienen durch die Gegenwart des Generals wieder ermuthigt zu sein. Sie gewährten ihm die Ehre der Sitzung.

Nachdem Bonaparte den Eifer der Alten angefeuert, dachte er sich zu den Fünfhundert zu begeben, um zu versuchen, sie durch seine Gegenwart einzuschüchtern. Er begab sich in Begleitung einiger Grenadiere dahin, trat ein, ließ dieselben aber am Ende des Saales zurück. Er hatte die Hälfte des Saales zu durchschreiten, um bis zu den Schranken zu gelangen. Kaum war er bis zur Mitte gekommen, als sich von allen Seiten ein wüthendes Geschrei erhebt. „Was," schrieen eine Menge Stimmen, „Soldaten hier? Waffen? Was will man hier? Nieder mit dem Dictator, nieder mit dem Tyrannen!" Eine große Anzahl Deputirter drängten sich in die Mitte des Saales, umringten den General und richten die lebhaftesten Vorwürfe an ihn. „Wie," sagte man ihm, „haben Sie darum so viele Siege erfochten? Alle Ihre Lorbeeren sind befleckt, Ihr Ruhm hat sich in

Ehrlosigkeit verwandelt! Achten Sie den Tempel der Gesetze! Verlassen Sie ihn! Gehen Sie — Bonaparte wird von der ihn umgebenden Menge lebhaft gedrängt. Da eilen die Grenadiere, welche er an der Thüre des Saales gelassen, herbei, stoßen die Deputirten zurück, und fassen ihn in der Mitte des Leibes. Man sagt, daß bei dieser Gelegenheit Grenadiere Dolchstöße empfangen, welche ihnen gegolten hätten. Dem Grenadier Thomé wurden die Kleider zerrissen. Es ist übrigens sehr möglich, daß seine Kleider in dem Gedränge zerrissen wurden, ohne daß dies durch Dolche geschah, obgleich es eben so möglich ist, daß sich in mehr als einer Hand Dolche befanden. Republikaner, welche einen neuen Cäsar zu erblicken glaubten, konnten sich wohl mit dem Eisen des Brutus bewaffnen, ohne Meuchelmörder zu sein. Es ist eine große Schwäche, sie davon rechtfertigen zu wollen. Wie dem auch sei, Bonaparte wurde aus dem Saale getragen. Man sagt, daß er verwirrt gewesen sei, was im Grunde nicht mehr erstaunenswerth ist, als alle frühere Vermuthungen. Er stieg zu Pferd, begab sich zu den Truppen, sagte ihnen, daß man ihn hätte ermorden wollen, daß sein Leben in Gefahr geschwebt hätte, und überall empfängt ihn der Ruf: Es lebe Bonaparte! In diesem Augenblicke wüthete der Sturm heftiger als jemals in der Versammlung, und richtet sich gegen Lucian. „Ihr Bruder ist ein Tyrann," sagte man zu ihm, „in einem Tage hat er seinen Ruhm vernichtet." Lucian sucht ihn zu rechtfertigen. „Sie haben ihn nicht anhören wollen," rief er. Er kam nur, um ihnen sein Betragen zu erklären, sowie seine Mission zu eröffnen, und Ihnen auf alle jene Fragen zu antworten, die Sie, seit Sie versammelt sind, fortwährend vorbringen; seine Verdienste hätten doch gefordert, daß man ihm wenigstens Zeit ließ, sich zu erklären." „Nein, nein, nieder mit dem Tyrannen," schrieen die wüthenden Patrioten.

„Außer dem Gesetz," fügten sie hinzu, „außer dem Gesetz." Dies war ein furchtbares Wort; dies hatte Robespierre verdorben. Gegen Bonaparte ausgesprochen, konnte es die Truppen wankend und vielleicht von ihm abtrünnig machen. Lucian kämpft lange Zeit muthig gegen diesen Vorschlag und verlangt, daß man seinen Bruder ferner anhöre. Endlich rief er, seinen Hut und Toga ablegend: „Wie, Elende, Ihr wollt, daß ich meinen eigenen Bruder außer dem Gesetz erklären soll? Ich verzichte auf den Präsidentenstuhl und will vor den Schranken den Angeklagten vertheidigen."

In diesem Augenblicke hört Bonaparte außerhalb, was in der Versammlung vorging. Er fürchtete für seinen Bruder und sandte zehn Grenadiere ab, um ihn aus dem Saale zu holen.

Die Grenadiere treten ein, finden Lucian von einer Gruppe umgeben, fassen ihn am Arm, sagen ihm, es geschähe auf Befehl seines Bruders und führen ihn aus dem Saale. Dies war der Augenblick, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Alles war verloren, wenn man länger zögerte. Die rednerischen Mittel, um die Versammlung zu gewinnen, waren unnütz geworden, und es blieb nur die Anwendung der Gewalt übrig. Man mußte einen jener kühnen Gewaltstreiche führen, bei denen die Usurpatoren stets zögern. Cäsar zögerte bei Ueberschreitung des Rubikons und Cromwell, ehe er das Parlament schloß. Bonaparte entschied sich, die Grenadiere gegen die Versammlung marschiren zu lassen. Er steigt mit Lucian zu Pferde und beide durcheilen die Reihen der Truppen. Lucian redet sie an. „Der Rath der Fünfhundert," sagte er, „ist aufgelöst, ich bin es, der Euch dies erklärt. Meuchelmörder sind in die Sitzungssäle eingedrungen und haben der Majorität Gewalt angethan, ich fordere Euch auf, dieselbe zu befreien." Lucian schwört sodann, daß er und sein Bruder treue

Vertheidiger der Freiheit sein würden. Murat und Leclerc setzen darauf ein Bataillon Grenadiere in Bewegung und führten es bis zu der Eingangsthür zu dem Saale der Fünfhundert. Beim Anblick der Bajonette brechen die Deputirten in ein furchtbares Geschrei aus, wie früher beim Anblicke Bonaparte's. Aber der Wirbel der Trommeln übertönt ihr Geschrei. Die Offiziere commandiren: Grenadiere vorwärts! und die Grenadiere treten in den Saal und zerstreuen die Deputirten, welche theils durch die Gänge, theils durch die Fenster entflohen. In einem Augenblick ist der Saal geräumt und Bonaparte Meister dieses beklagenswerthen Schlachtfeldes.

Die Nachricht davon hatte sich sogleich bei den Alten verbreitet, die darüber mit Besorgniß und Reue erfüllt wurden. Sie hatten kein gleiches Attentat gewünscht. Lucian zeigt sich vor den Schranken, um sein Betragen gegen die Fünfhundert zu rechtfertigen. Man stellte sich mit den von ihm angeführten Gründen zufrieden, und was will man auch in einer ähnlichen Gelegenheit machen? Man mußte doch einmal zu Ende kommen und das vorgesetzte Ziel erreichen. Der Rath der Alten konnte nicht für sich allein die Vertagung des gesetzgebenden Körpers und die Einführung des Consulats dekretiren. Der Rath der Fünfhundert war aufgelöst, aber es blieben noch ungefähr 50 Deputirte derselben, die Theilnehmer dieses Staatsstreichs gewesen waren. Man versammelt sie, läßt sie das Dekret erlassen, was der eigentliche Zweck dieser Revolution gewesen war. Das Dekret wurde sodann den Alten überbracht, die es gegen Mitternacht annahmen.

Bonaparte, Sieyes und Roger=Ducos werden als provisorische Consuln ernannt und mit der ganzen vollziehenden Gewalt versehen. Die Kammern wurden bis zum nächsten Ventose vertagt. Sie wurden inzwischen durch 2 Commissionen, jede von 25 Mitgliedern, ersetzt,

die aus den Conseils selbst gewählt und mit dem Rechte der Bestätigung der von den drei Consuln angeordneten und noch anzuordnenden Maaßregeln versehen waren. Die Consuln und die beiden Commissionen wurden mit dem Entwurfe einer neuen Verfassung beauftragt.

Dies war die Revolution vom 18. Brumaire, die vor der Welt so verschieden beurtheilt wurde. Die Einen betrachten sie als das Attentat, das den Keim unserer Freiheit vernichtete, die Andern als einen gewagten aber nothwendigen Streich, der der Herrschaft der Anarchie den Todesstoß gab. Was man auch davon sagen kann, die historische Thatsache bleibt fest, daß die Revolution, nachdem sie alle Phasen der Monarchie, der Republik und Demokratie durchwandert, endlich einen militärischen Charakter annahm, da in dem ewigen Kampfe mit den Staaten Europa's, Frankreich einer festen und kraftvollen Verfassung bedurfte. Die Republikaner beklagen so viele unfruchtbare Anstrengungen, so viel nutzlos, für die Gründung der Freiheit vergossenes Blut, und beklagen das Schicksal, diese Freiheit eben durch einen der Helden gestürzt zu sehen, der aus ihrem Schooße hervorgegangen war. Mehr als ein edles und erhabenes Gefühl täuscht sie hierin.

Die Revolution, welche uns die Freiheit geben sollte, und die Alles vorbereitet hatte, damit wir sie einst besäßen, war nicht selbst diese ersehnte Freiheit und durfte es auch nicht sein. Sie konnte nur ein gewaltiger Kampf gegen den alten Zustand der Dinge sein.

Nachdem sie denselben in Frankreich besiegt hatte, mußte sie ihn auch in Europa besiegen. Aber ein so heftiger Kampf ließ weder den Geist, noch die Formen der Freiheit zu. Man hatte während der constituirenden Versammlung einen Augenblick der Freiheit, aber er war kurz. Als aber die Volkspartei so drohend wurde, daß sie Alles einschüchterte, als sie am 10. August die Tuile-

lerien überschwemmte, am 2. September alle Opfer ihres Argwohns niedermetzelte, am 21. Januar alle Welt zwang, sich mit ihr gleichzustellen, indem sie ihre Hände in königliches Blut tauchte, als sie im August 1793 alle Bürger nöthigte, nach den Grenzen zu eilen oder ihr Vermögen dem Gemeinwohl zu opfern, als sie endlich selbst sich ihrer Macht begab und dieselbe dem großen aus 12 Mitgliedern bestehenden Wohlfahrtsausschuß übertrug, war bei allen diesen Vorgängen wahre Freiheit, und konnte es eine solche geben? Nein! Es war eine gewaltige Anstrengung der Leidenschaften und des Heldenmuthes, es war die mächtige Anstrengung und Spannung der Muskeln eines Athleten, der gegen einen kräftigen Feind kämpft. Nach diesem Augenblicke der Gefahr und nach großen Sorgen fand ein Augenblick der Ruhe statt; ja das Ende des Convents und das Direktorium hatten Momente der Freiheit geboten. Aber der Kampf mit Europa konnte nur vorübergehend abgebrochen werden. Er begann bald wieder und bei dem ersten Unglücksfalle erhoben sich alle Parteien gegen das zu gemäßigte Direktorium und forderten einen kräftigern Arm. Der aus dem Orient zurückkehrende Bonaparte wurde als Herrscher begrüßt und zur Macht berufen. Man wird vergebens sagen, daß der Tag von Zürich Frankreich rettete. Zürich war ein Zufall, eine Frist, es bedurfte der Tage von Marengo und Hohenlinden, um es zu retten. Es bedurfte noch mehr als nur kriegerischer Erfolge, es bedurfte einer mächtigen Reorganisation aller Theile der Regierung und Frankreich hatte mehr ein politisches als ein militärisches Oberhaupt nöthig.

Der 18. und 19. Brumaire waren daher nothwendig. Man könnte höchstens sagen, daß der 20. verdammenswerth war, und daß der Held den von ihm geleisteten Dienst mißbrauchte. Aber man wird erwiedern, daß er eine geheimnißvolle Aufgabe zu lösen hatte, die er,

ohne daß er es ahnte, vom Schicksale empfing, und die er ohne seinen Willen löſ'te und erfüllte. Es war nicht die Freiheit, deren Herrschaft fortzusetzen er berufen war, denn sie konnte noch nicht bestehen, aber er kam, um unter monarchischen Formen, die Revolution in der Welt fortzuführen, und er erfüllte diese Bestimmung, indem er sich als Plebejer auf einen Königsthron setzte, den Papst nach Paris führte, um das heilige Oel auf seine Plebejerstirne zu träufeln, indem er aus Plebejern eine neue Aristokratie schuf und die alten Adelsgeschlechter sich mit den neuen zu vereinen zwang, aus Plebejern Könige schuf, die Tochter von Cäsarn in sein Bett aufnahm und sein plebejisches Blut mit dem ältesten Europa's vermischte, indem er endlich alle Völker mit einander vermischend und die französischen Gesetze in Deutschland, Italien und Spanien verbreitend, so manche Blendwerke der Zeit vernichtete und die Ordnung der Welt erschütterte und stürzte. Dies ist die hohe Aufgabe, deren Erfüllung er entgegenging, und während dieser Zeit sollte sich die neue Gesellschaft unter dem Schirm seines Schwertes erkräftigen und die Morgenröthe der kommenden Freiheit erwarten. Sie ist noch nicht gekommen, aber sie wird kommen!

Ich habe die erste Krisis beschrieben, welche die Elemente derselben in Europa verbreitete; ich that es ohne Haß, den Irrthum beklagend, die Tugend verehrend, die Größe bewundernd, indem ich dabei stets die tiefen Absichten der Vorsehung bei diesen großen Ereignissen zu ergründen suchte, sie achtend, wenn ich sie erfaßt zu haben wähnte.

Als Fortsetzung dieses Werks erscheint:

Geschichte

des

Consulats und Kaiserreiches.

Von M. A. Thiers.

Aus dem Französischen übersetzt

von

F. Freiherr von Fennberg.

10 Bände in 8.

Preis des Bandes 15 Sgr. oder 48 Kreuzer.

Der erste Band erscheint in drei Lieferungen, jeder zu 5 Sgr. oder 16 kr., jeder der folgenden Bände komplett in einem Band von ohngefähr 30 Bogen.

Das Format der **Geschichte des Consulats und Kaiserreiches** ist genau dasselbe wie das der **Französischen Revolution**. Zum Druck werden aber, weil die geringere Stärke der Bände eine größere Eleganz erlaubt, größere Lettern (die nemlichen, wie bei dieser Ankündigung) angewendet, und der Preis des Bandes ist demohngeachtet noch um den vierten Theil geringer als der Preis eines Bandes der Revolution, so daß die 10 Bände der **Geschichte des Consulats und Kaiserreiches** im Ganzen nur um den vierten Theil höher kommen, als die 6 Bände der **Revolution**, und man so das beste, ausführlichste und wichtigste Werk der neuern Geschichte über die ewig denkwürdige Zeit-Epoche von 1789 bis 1815, um einen wirklich außerordentlich geringen Preis in einer schönen handlichen Ausgabe erhält, deren deutlicher Druck auch älteren Augen die Lektüre dieses wichtigen und interessanten Werkes gestattet.

Vom **Consulat und Kaiserreich** erscheint jeden Monat ein Band, so daß das ganze Werk im Laufe des Jahres 1845 vollständig in die Hände der verehrlichen Abnehmer kömmt.

Alle Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an und werden Sammlern von Subscribenten bei Abnahme einer größern Anzahl gern noch besondere Vortheile bewilligt.

Ausgewählte

Werke von Walter Scott.

1—45r Band, bei vollständigem Bezug der Band zu 6 gGr., 7½ Sgr., also zu 11 Thaler 7½ Sgr.

Dieselben enthalten:

1— 3	Band	Waverley.
4— 5	„	Robin der Rothe.
6— 8	„	Der Pirat.
9—11	„	Das Kloster.
12—14	„	Der Abt.
15—17	„	Quentin Durward.
18—20	„	Guy Mannering.
21—23	„	Kenilworth
24—26	„	Der Alterthümler.
27—29	„	Kerker von Edinburg.
30—32	„	Der Schwärmer.
33—35	„	Nigel's Schicksale.
36—37	„	Der Talisman.
38—40	„	Ivanhoe.
41—43	„	Das schöne Mädchen von Perth.
44—45	„	Die Braut von Lammermore.

Die Fortsetzung erscheint nach und nach.

Walter Scott's

Mädchen und Frauen.

24 Prachtstahlstiche mit Text.

3 Thaler oder 4 Gulden 48 Kreuzer.